books2ebooks.eu

IL′F, IL′JA, PETROV, EVGENIJ, BROD, ELSA

Zwölf Stühle : Roman : Ilja Ilf ; Jewgeni Petrow. [Autoris. Übers. von Elsa Brod ...]

Zsolnay
1930

books2ebooks.eu
UNIVERSITÄT GRAZ
UNIVERSITY OF GRAZ
Universitätsbibliothek

EOD - Millions of books just a mouseclick away! In more than 12 European countries!



Thank you for choosing EOD!
European libraries are hosting millions of books from the 15th to the 20th century. All these books have now become available as eBooks – just a mouse click away. Search the online catalogue of a library from the eBooks on Demand (EOD) network and order the book as an eBook from all over the world – 24 hours a day, 7 days a week. The book will be digitised and made accessible to you as an eBook.

Enjoy your EOD eBook!

■ Get the look and feel of the original book!
■ Use your standard software to read the eBook on-screen, zoom in to the image or just simply navigate through the book
■ *Search & Find:** Use the full-text search of individual terms
■ *Copy & Paste Text and Images:** Copy images and parts of the text to other applications (e.g. word processor)
*Not available in every eBook.

Terms and Conditions

With the usage of the EOD service, you accept the Terms and Conditions provided by the library owning the book.
■ Terms and Conditions: https://books2ebooks.eu/csp/en/kfu/en/agb.html

More eBooks

Already 40 libraries in over 12 European countries offer this service.
Search books available for this service: https://search.books2ebooks.eu
More information is available at https://books2ebooks.eu

ILJA ILF / EUGEN PETROW

Zwölf Stühle

ROMAN





1930

PAUL ZSOLNAY VERLAG
BERLIN · WIEN · LEIPZIG

71 G 7450

666.689

Autorisierte Übersetzung von Elsa Brod und
Mary von Pruss-Glowatzky

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten
Copyright 1930 by Paul Zsolnay Verlag Ges. m. b. H.,
Berlin-Wien-Leipzig / Einbandentwurf von Rudolf Geyer
Gedruckt und gebunden bei R. Kiesel zu Salzburg

2. Trimester 1940/41

Zwölf Stühle

Bestattungsbüro „Willkommen"

In der Bezirksstadt N. gab es so viele Friseure und Bestattungsbüros, daß man hätte glauben können, die Bewohner dieser Stadt kämen nur zur Welt, um sich rasieren, das Haar schneiden, den Kopf mit „Vegetale" erfrischen zu lassen und gleich darauf zu sterben. In Wirklichkeit aber kamen die Einwohner von N. zwar zur Welt, rasierten sich, starben aber ziemlich selten. Das Leben der Stadt war sehr still. Die Frühlingsabende entzückend, der Straßenschmutz im Mondschein wie Anthrazit glänzend.

Was Worobjew betraf, so beunruhigten ihn weder Fragen des Todes noch der Liebe, wiewohl er gerade mit ihnen täglich von neun Uhr früh bis fünf Uhr abends zu tun hatte.

Morgens trank er ein Glas heißer Milch, das ihm Klawdia Iwanowna servierte und trat aus dem halbdunkeln Torweg auf die breite Straße „Genosse Gubernsky". Es war die angenehmste Straße, der man in einer derartigen Bezirksstadt begegnen konnte. Auf der linken Seite leuchteten silbern hinter grünlichen Glasscheiben die Särge des Bestattungsbüros „Nymphe". Rechts, hinter den kleinen Fensterchen mit abgebröckeltem Kitt lagen düster die langweiligen staubigen Eichensärge des Sarghändlers

Bezentschuk. Weiter unten versprach der Friseur Pierre Konstantin seinen Kunden „Manicüre und Ondulation im Hause". Dann wieder ein Friseurladen und etwas weiter weg davon konnte man ein gelbes Kälbchen sehen, das zärtlich ein verrostetes Schild leckte, das an einem einsamen Tor lehnte: Bestattungsbüro „Willkommen".

So gab es eine ganze Menge Bestattungsanstalten, doch hatten sie keinen großen Kundenkreis. „Willkommen" war schon drei Jahre, bevor Worobjew in die Stadt kam, pleite, der Händler Bezentschuk betrank sich und hatte es sogar einmal versucht, seinen besten Sarg aus dem Schaufenster zu versetzen.

Die Leute in N. starben selten und Worobjew wußte das am besten, da er im Stadtamt beschäftigt war, wo er Todesfälle und Eheschließungen registrierte.

Der Tisch, an dem Worobjew arbeitete, war schäbig, die linke Ecke von Ratten zernagt. Die schwachen Tischbeinchen zitterten unter dem Gewicht der dicken tabakbraunen Mappen, die Aufzeichnungen enthielten über die Genealogie der Stadtbewohner und über die Stammbäume, die dem dürftigen Boden entwuchsen.

Freitag, den 15. April 1927, wachte Worobjew wie gewöhnlich um halb acht Uhr früh auf und klemmte sich gleich einen altmodischen Zwicker auf die Nase. „Bon jour", sprach Worobjew zu sich selbst und stieg aus dem Bett. „Bon jour" wies darauf hin, daß Worobjew gut gelaunt war. Sagte er beim Erwachen „Guten Morgen",

so hieß das, daß etwas in seinem Leben nicht in Ordnung war, daß zweiundfünfzig Jahre kein Spaß sind und daß es heute nasses Wetter geben würde.

Worobjew steckte seine Beine in die Vorkriegshosen, band sie am Knöchel mit Bändchen zusammen und zog kurze weiche Stiefel darüber. Dann kam die Weste mit den kleinen silbernen Sternchen und der Lüsterrock. Worobjew wischte die letzten Wassertröpfchen von seinen grauen Haaren weg, zog die Spitzen seines Schnurrbarts in die Höhe, befühlte zögernd die Stacheln auf seinem Kinn, bürstete sein kurzes aluminiumfarbenes Haar, lächelte höflich und ging seiner Schwiegermutter Klawdia Iwanowna entgegen, die eben ins Zimmer trat.

„Ip — o — lit," donnerte sie, „ich habe heute einen schlechten Traum gehabt."

Worobjew sah seine Schwiegermutter von oben bis unten an. Von seiner Höhe herab, er war hundertfünfundachtzig Zentimeter groß, war es ihm nicht schwer, seine Schwiegermutter mit einer gewissen Herablassung zu behandeln.

Klawdia Iwanowna fuhr fort: „Ich habe die selige Mary mit aufgelöstem Haar und einem goldenen Gürtel gesehen."

Von dem gewaltigen Schall der Stimme Klawdia Iwanownas erzitterte die gußeiserne Lampe samt der schrotgefüllten Kugel und den Glasprismen.

„Ich bin sehr beunruhigt. Ich fürchte, es wird etwas

passieren." Die letzten Worte sprach sie mit einer solchen Wucht, daß sich das Haar auf dem Kopfe Worobjews sträubte. Er runzelte die Stirn und sagte: „Es wird nichts geschehen, Mama. Haben Sie schon die Wasserabgabe gezahlt?"

Es zeigte sich, daß das Wasser noch nicht gezahlt, die Galoschen noch nicht geputzt waren. Worobjew liebte seine Schwiegermutter nicht sonderlich. Klawdia Iwanowna war dumm und ihr ziemlich vorgeschrittenes Alter ließ keine Hoffnung zu, daß sie noch einmal gescheiter werden könnte. Auch war sie außerordentlich geizig. Ihre Stimme war so dröhnend und tief, daß Richard Löwenherz sie hätte beneiden können. Vor allem aber — und das war das Ärgste — Klawdia Iwanowna träumte. Sie träumte andauernd. Sie sah junge Mädchen mit und ohne Gürtel, Pferde mit gelben Decken behangen, Hausbesorger, die Harfe spielten, Erzengel, die nächtlich in Pelzen, den Hammer in den Händen, umgingen und Stricknadeln, die im Zimmer herumhüpften und jämmerliche Musik machten. Sie war eine dumme Alte, diese Klawdia Iwanowna. Dazu kam, daß ihr ein Schnurrbart unter der Nase wuchs und die Härchen den Borsten eines Rasierpinsels glichen.

Worobjew ging leicht gereizt aus dem Hause. Vor der Tür seines vernachlässigten Geschäftes stand der Sarghändler Bezentschuk. Er lehnte mit gekreuzten Armen am Türpfosten. Er war zermürbt von den ewigen Schiff-

brüchen seiner geschäftlichen Operationen, und vom langjährigen Genuß alkoholischer Getränke waren die Augen des Händlers gelb und leuchteten wie die eines Katers.

„Meine Hochachtung, teurer Gast," rief er, als er Worobjew erblickte, „guten Morgen!"

Worobjew lüftete höflich seinen fleckigen Filzhut.

„Gestatten Sie mir, zu fragen, wie es Ihrer Frau Schwiegermutter geht."

„Hm — mbo —", antwortete Worobjew unbestimmt, zuckte mit seinen geraden Schultern und ging weiter.

„Gott gebe ihr Gesundheit," sagte Bezentschuk bitter, „wir haben so viele Verluste, verflucht noch einmal." Er kreuzte seine Arme wieder über der Brust und lehnte sich wieder an den Türpfosten.

Bei der Bestattungsanstalt „Nymphe" wurde Worobjew wieder aufgehalten. „Nymphe" gehörte drei Besitzern. Alle drei zugleich begrüßten Worobjew und erkundigten sich im Chor nach dem Befinden seiner Schwiegermutter.

„Es geht ihr gut," erwiderte Worobjew, „was könnte ihr auch passieren! Heute hat sie ein goldenes aufgelöstes junges Mädchen gesehen. Sie hat von ihm geträumt."

Die drei „Nymphen" sahen einander an und seufzten laut auf.

Derartige Gespräche hielten Worobjew auf und er kam, ganz gegen seine Gewohnheit, etwas zu spät ins Büro. — Er entnahm der Schublade ein blaues Filzpölsterchen, tat es auf den Stuhl, zwirbelte seinen Schnurr-

bart parallel zur Tischlinie zurecht und ließ sich auf dem Pölsterchen nieder, so daß er etwas höher saß als seine drei Kollegen. Worobjew fürchtete sich nicht vor Hämorrhoiden, aber er wollte nicht die Hose durchwetzen, deshalb benützte er den blauen Filz.

Zwei junge Leute, ein Mann und ein junges Mädchen, warteten bereits und verfolgten verlegen die Manipulationen des Sowjetangestellten. Der Mann im wattierten Tuchrock war durch die Büroatmosphäre, den Geruch der Tinte, die Wanduhr, die schwer und oft seufzte, und besonders durch die an der Wand befindliche strenge Inschrift — „Wenn du deine Angelegenheit erledigt hast, so entferne dich!" — ziemlich niedergedrückt. Schon wollte er sich, ohne erst über sein Anliegen zu sprechen, entfernen. Seine Sache erschien ihm jetzt so nichtig und es war gewissenlos, einen so ansehnlich-grauhaarigen Bürger wie Worobjew ihretwegen zu beunruhigen. Für Worobjew indes war es selbstverständlich, daß die Angelegenheit des Besuchers nicht wichtig war und daß er warten könne, und so schlug er eine Faszikelmappe auf und vertiefte sich in die Papiere. Das junge Mädchen in langer Jacke, mit glänzenden schwarzen Borten benäht, flüsterte ihrem Gefährten etwas zu und näherte sich Worobjew zaghaft, vor Scham errötend.

„Genosse," sagte sie, „wo ist hier . . ."

Der Mann im wattierten Rock atmete erleichtert auf und stieß unerwartet hervor: „Heiraten!"

Worobjew heftete den Blick aufmerksam auf die Holzbarriere, hinter der das junge Paar stand: „Geburt? Tod?"

„Heiraten", wiederholte der Mann im Rock und blickte verloren umher.

Das junge Mädchen begann unmotiviert zu lachen. Worobjew machte sich mit der Geschicklichkeit eines Taschenspielers an die Arbeit. Er schrieb mit seiner Altweiberschrift die Namen des Bräutigams und der Braut in die dicken Bücher, befragte streng die Zeugen, die die Braut vom Hof heraufholte, behauchte lang und zärtlich die viereckigen Stempel und drückte sie auf die schmierigen Pässe. Dann nahm er von den jungen Eheleuten zwei Rubel entgegen und sagte lächelnd: „Für die Erfüllung des Sakraments." Er erhob sich und streckte gewohnheitsmäßig — er hatte vor Jahren ein Mieder getragen — die Brust heraus. Leuchtend gelbe Sonnenstrahlen lagen wie Epauletten auf seinen Schultern. Er sah etwas lächerlich, aber ungewöhnlich feierlich aus. Die konkaven Gläser seines Zwickers glänzten weiß. Die jungen Leute standen da wie Lämmer.

„Junge Leute," sagte Worobjew feierlich, „erlaubt mir, euch, wie man früher sagte, zur legalen Eheschließung zu gratulieren. Es ist sehr, sehr erfreulich, junge Menschen, wie ihr es seid, zu sehen, die einander an der Hand halten und der Erfüllung ewiger Ideale entgegenschreiten. Sehr, sehr erfreulich."

Nachdem er diese Rede gehalten hatte, drückte er den

Neuvermählten die Hand, setzte sich nieder, mit sich selbst äußerst zufrieden, und nahm die Lektüre seiner Papiere wieder auf. — —

Der Arbeitstag neigte seinem Ende zu. Vom benachbarten Kirchturm läuteten die Glocken. Die Fensterchen erzitterten. Die Dohlen flogen vom Glockenturm, schwirrten über dem Marktplatz und verschwanden. Der Abendhimmel verdunkelte sich über dem leergewordenen Platz.

Alles was an diesem Tage geboren werden sollte, wurde geboren und in die dicken Bücher eingetragen. Die heiraten wollten, waren verheiratet und kamen in die dicken Bücher. Nur gab es, zum Schaden der Sarggeschäfte, keinen Todesfall. Worobjew legte seine Papiere zusammen, tat sein Pölsterchen in die Lade, kämmte seinen Schnurrbart zurecht und bereitete sich schon vor wegzugehen, von der dampfenden Suppe träumend, als sich die Bürotür öffnete und auf der Schwelle der Sarghändler Bezentschuk erschien.

„Meine Hochachtung, teurer Gast", lächelte Worobjew. „Was haben Sie mir zu erzählen?"

Das wilde Gesicht des Händlers leuchtete in der Dämmerung, er sprach aber nichts.

„Nun", sagte Worobjew etwas strenger.

„Verflucht noch einmal, kann denn die ‚Nymphe' gute Ware liefern?" sagte der Sarghändler. „Kann sie den Kunden zufriedenstellen?"

„Was wollen Sie eigentlich?" fragte Worobjew.

„Von der ‚Nymphe' spreche ich. Drei Familien leben

von einem einzigen Geschäft. Wie können sie da gutes Material geben, die Ornamente sind ordinär und die Quasten schütter, verflucht noch einmal. Meine Särge aber sind ausgewählt gut, wie junge Gurken für Liebhaber . . ."

„Bist du verrückt geworden?" sagte Worobjew kurz und schritt zur Tür. „Du wirst noch mitten unter deinen Särgen den Verstand verlieren."

Bezentschuk öffnete zuvorkommend die Tür, ließ Worobjew vorausgehen und folgte ihm dann, vor Ungeduld zitternd.

„Ja, als noch die Firma ‚Zu Ihren Diensten' existierte, da war's etwas anderes. Keine andere Firma, weder hier noch in Twer, konnte Särge liefern wie sie, verflucht noch einmal. Jetzt aber, ich sage es Ihnen offen heraus, ist meine Ware die beste."

Worobjew wandte sich ärgerlich um, sah Bezentschuk eine Sekunde lang an und ging weiter.

Die drei Besitzer der „Nymphe" standen in derselben Stellung vor dem Laden, wie sie Worobjew am Morgen verlassen hatte. Es machte den Eindruck, als hätten sie seither kein Wort miteinander gewechselt. Der seltsame Ausdruck ihrer Mienen und die geheimnisvolle Befriedigung, die träumerisch in ihren Augen glänzte, ließen erkennen, daß sie von etwas Außergewöhnlichem wußten.

Als Bezentschuk seine kommerziellen Feinde erblickte, fuchtelte er verzweifelt mit den Händen und flüsterte etwas

hinter Worobjew. Der verzog das Gesicht und ging rasch weiter.

„Sie können ihn auch auf Kredit haben", äffte Bezentschuk den andern nach.

Die drei Besitzer der „Nymphe" aber sagten nichts. Sie setzten sich in Bewegung und schritten schweigend hinter Worobjew einher, lüfteten andauernd ihre Mützen und grüßten höflich.

Worobjew, außer sich gebracht durch die dummen Reden des Sarghändlers, eilte schneller als gewöhnlich die Treppe hinauf und betrat mit großem Appetit das Vorzimmer. Ihm entgegen kam der Pope der Laurentiuskirche, Vater Fedor. Der hob mit einer Hand den langen Schoß seines Priestermantels und lief fiebernd, ohne Worobjew zu beachten, dem Ausgang zu.

Jetzt erst fiel Worobjew eine ungewohnte Sauberkeit in der Wohnung auf, eine andere Anordnung der wenigen Möbelstücke, und er fühlte ein Kitzeln in der Nase, verursacht von starkem Medizingeruch. Im ersten Zimmer fand er die Nachbarin, die Frau eines Agronomen, Frau Kuznezowa. Sie zischte etwas und winkte mit der Hand. „Es geht ihr schlecht, sie hat soeben gebeichtet. Vater Fedor war eben bei ihr. Machen Sie kein Geräusch mit den Stiefeln."

„Ich bin ganz still", sagte Worobjew gehorsam. „Was ist denn geschehen?"

Frau Kuznezowa zog die Lippen zusammen und wies

mit der Hand auf die Tür des nächsten Zimmers. „Ein sehr heftiger Herzanfall.“ Und sichtlich die Worte von jemand anderem wiederholend, die ihr durch ihre Wichtigkeit aufgefallen waren, sagte sie: „Ein letaler Ausgang ist nicht ausgeschlossen. Ich bin heute den ganzen Tag auf den Beinen. Heute morgen kam ich mir die Fleischmaschine ausborgen und sah, daß die Tür offen stand und kein Mensch da war, weder in der Küche noch im Zimmer. Da dachte ich, Klawdia Iwanowna sei Mehl holen gegangen . . .“

Das Stöhnen, das aus dem Nebenzimmer tönte, griff Worobjew ans Herz. Er bekreuzigte sich und ging in das Zimmer seiner Schwiegermutter.

Der Tod der Madame Pjetuchowa

Klawdia Iwanowna lag da und hielt eine Hand unter dem Kopf. Sie hatte ein Häubchen von intensiver Aprikosenfarbe an, wie sie zu einer Zeit modern waren, da „Chanteclair" die Devise war und die Damen eben begonnen hatten, den argentinischen Tango zu tanzen.

Klawdia Iwanownas Gesicht war feierlich, drückte aber nichts aus. Ihre Augen waren auf die Diele gerichtet.

„Klawdia Iwanowna!" rief Worobjew.

Die Schwiegermutter bewegte rasch die Lippen, statt der gewohnten Trompetentöne aber vernahm Worobjew ein so leises, dünnes, mitleiderregendes Stöhnen, daß sein Herz erbebte. Tränen stiegen ihm in die Augen und rollten wie Quecksilber über seine Wangen.

„Klawdia Iwanowna," wiederholte er, „was fehlt Ihnen?"

Er bekam aber wieder keine Antwort. Die Alte schloß die Augen und rückte etwas zur Seite.

Die Agronomenfrau kam leise ins Zimmer, faßte ihn an der Hand und führte ihn weg, wie einen Jungen, den man zum Waschen führt. „Der Arzt hat strengste Ruhe angeordnet. Sie, mein Lieber, gehen jetzt in die Apotheke und holen Eisblasen."

Worobjew unterwarf sich Frau Kuznezowa in allem, da er ihre Überlegenheit in diesen Dingen fühlte.

Es war ein langer Weg bis zur Apotheke. Wie ein Schüler hielt er das Rezept in der Hand. Es war schon fast dunkel. Dort hinten in der Dämmerung sah man die Umrisse der kleinen Gestalt Bezentschuks, der an der Ladentür lehnte und sein Abendbrot, das aus Brot und Zwiebel bestand, verzehrte. Nebenan saßen die drei Besitzer der „Nymphe", aßen Brei aus einem gußeisernen Töpfchen und leckten die Löffel ab. Als sie Worobjew erblickten, erhoben sie sich und stellten sich wie Soldaten in Positur. Bezentschuk zuckte beleidigt die Achsel und brummte: „Verflucht noch einmal, immerfort kommen sie einem zwischen die Füße."

Wieder zu Hause angelangt ging Worobjew, von der Aufregung ermattet, im Zimmer herum. Allerlei unangenehme wirtschaftliche Gedanken gingen ihm durch den Kopf. Er überlegte, daß er jetzt wohl gezwungen sein werde, im Büro einen Vorschuß zu nehmen. Daß er den Popen holen und die Beileidsbriefe der Verwandten werde beantworten müssen. Um sich ein wenig zu zerstreuen, ging er auf die Treppe hinaus. Im grünen Mondlicht stand der Sarghändler Bezentschuk.

„Wie wünschen Sie ihn also, Herr Worobjew?" fragte der Meister und drückte seine Mütze mit beiden Händen an die Brust.

„Meinetwegen", antwortete Worobjew düster.

„Und Sie wissen, ‚Nymphe', verflucht noch einmal, gibt doch keine gute Ware", regte sich Bezentschuk auf.

„Geh' schon zum Teufel! Ich bin deiner satt."

„Ich sage ja nichts. Ich will nur wissen, was für Stoff und Quasten ich liefern soll. Erste Sorte, prima? Oder wie?"

„Ohne Quasten und ohne Stoff. Einen einfachen Holzsarg. Aus Tannenholz, verstanden?"

Bezentschuk legte den Finger an die Lippen, eine Geste, die bedeuten sollte, daß er alles verstanden habe, er wandte sich um, drehte seine Mütze in den Händen und entfernte sich wankend. Jetzt erst sah Worobjew, daß der Sarghändler todbetrunken war.

Wieder stieg ein Ekel in ihm auf. Der Gedanke, seine nun vollkommen öde, schmutzige Wohnung zu betreten, war ihm unvorstellbar. Es schien ihm, daß mit dem Tode seiner Schwiegermutter alle kleinen Bequemlichkeiten und Gewohnheiten dahin waren. Alles, was er sich nach der Revolution, die ihm alles geraubt hatte, mit solcher Mühe geschaffen hatte. — Heiraten — überlegte Worobjew. Wen? Vielleicht die Nichte des Milizchefs Warwara Stefanowna, oder Fedorows Schwester? Oder eine Bedienerin aufnehmen? Kommt nicht in Frage! Sie wird viel Geld kosten und mich jeden Moment bei Gericht verklagen. —

Das Leben malte sich ihm plötzlich sehr düster. Voll Ekel und Widerwillen gegen die Welt kehrte er heim.

Klawdia Iwanowna phantasierte nicht mehr. Sie lag hoch auf dem Polster und sah klar und streng, wie ihm schien, auf den eintretenden Worobjew.

„Ipolit," flüsterte sie deutlich, „setzen Sie sich neben mich. Ich muß Ihnen etwas sagen . . ."

Worobjew setzte sich mißgelaunt nieder, blickte auf das eingefallene Gesicht seiner Schwiegermutter mit dem Schnurrbart. Er versuchte zu lächeln und etwas Mut-einflößendes zu sagen. Sein Lächeln aber war wild und er fand keine Worte. Nur ein unbeholfenes Zischen kam aus seinem Hals.

„Ipolit," wiederholte die Schwiegermutter, „erinnern Sie sich noch an unsere Möbel?"

„Welche Möbel?" fragte Worobjew mit jener Zuvor-kommenheit, wie man sie nur gegen Schwerkranke findet.

„An die . . . die mit englischem Zitz überzogenen . . ."

„Ach so, in meinem Haus?"

„Jawohl, in Stargorod . . ."

„Ich erinnere mich, ich erinnere mich sehr gut. Ein Sofa, ein Dutzend Stühle und ein rundes Tischchen mit sechs Beinen. Die Möbel waren ausgezeichnet. Von Gambs . . . Warum sprechen Sie aber jetzt davon?"

Klawdia Iwanowna vermochte aber nicht zu antworten. Ihr Gesicht ward allmählich blaurot. Auch Worobjew be-gann schwer zu atmen. Er sah deutlich das Zimmer in seinem eigenen Haus vor sich, die Nußholzmöbel mit den gebogenen Beinen, den gebohnten Parketten, das alt-

modische braune Klavier und die schwarzen ovalen Rahmen mit den Daguerreotypen der vornehmen Verwandten.

Nun sagte Klawdia Iwanowna mit einer monotonen, blechernen Stimme: „Ich habe damals meinen Schmuck in den Sitz eines dieser Stühle eingenäht."

Worobjew schielte nach der Alten.

„Welchen Schmuck?" fragte er mechanisch, zuckte aber gleich zusammen. „Hat man ihn denn nicht damals bei der Hausdurchsuchung requiriert?"

„Ich habe den Schmuck in einen Stuhl eingenäht", wiederholte hartnäckig die Alte.

Worobjew sprang auf, sah auf das steinerne Gesicht Klawdia Iwanownas, das vom gelben Schein der Petroleumlampe beschienen war, und er begann einzusehen, daß sie nicht phantasierte.

„Ihre Brillanten!" schrie er und erschrak selbst vor der Wucht seiner Stimme. „In einen Sessel! Wer hat Ihnen das geraten! Warum haben Sie sie nicht mir gegeben?"

„Warum hätte ich Ihnen meine Brillanten geben sollen, Ihnen, der Sie das Vermögen meiner Tochter durchgebracht haben?" Gelassen und böse sprach sie das.

Worobjew setzte sich und stand gleich wieder auf. Sein Herz pochte laut, hörbar pulsierten die Blutströme durch seinen ganzen Körper. Sein Kopf wirbelte.

„Haben Sie sie aber wieder herausgenommen? Sind sie hier?"

Die Alte schüttelte verneinend den Kopf. „Es war keine

Zeit mehr, das zu tun. Sie erinnern sich, wie plötzlich und unvorbereitet wir flüchten mußten Sie befinden sich in dem Stuhl, der zwischen der Lampe und dem Kamin stand."

„Das ist doch Wahnsinn! Ja, ja, wie sie Ihrer Tochter ähnlich sind!" rief Worobjew wütend aus, es kümmerte ihn nicht mehr, daß er sich im Zimmer einer Sterbenden befand, er rückte geräuschvoll einen Stuhl weg und lief im Zimmer hin und her.

Die Alte sah teilnahmslos auf das Treiben Worobjews.

„Bedenken Sie doch! Wer weiß, wo die Stühle hingeraten sind! Oder glauben Sie, sie sind ganz still im Zimmer meines Hauses stehengeblieben und warten nur darauf, bis Sie sich Ihre Habschaft holen kommen?"

Die Alte sagte nichts.

In seinem Ärger rutschte ihm der Zwicker die Nase hinunter, die goldenen Reifen glänzten auf seinen Knien und fielen geräuschvoll zu Boden.

„Wie? Brillanten für siebzigtausend Rubel in einen Stuhl hineinstopfen? In einen Stuhl, von dem man nicht weiß, wer darauf sitzen wird . . ."

Hier aber schluchzte Klawdia Iwanowna auf und sank mit dem ganzen Körper an den Bettrand. Ihr Arm beschrieb einen Halbkreis und suchte Worobjew zu erreichen, fiel aber gleich auf die lilafarbene Steppdecke nieder.

Worobjew winselte vor Angst und lief zu der Frau des Agronomen. „Ich glaube, sie stirbt."

Die Frau bekreuzigte sich und lief mit ihren Mann, dem

bärtigen Agronomen, in die Wohnung Worobjews. Er selbst aber entfernte sich betäubt und schritt in die Stadtanlagen.

Und während das Ehepaar mit seinem Dienstmädchen im Zimmer der Toten Ordnung machte, irrte Worobjew im Park umher — ohne Zwicker — stolperte über die Bänke und hielt die Pärchen, die an diesem Frühlingsabend in Liebe umschlungen wie versteinert dasaßen, für Sträucher.

In seinem Kopf war ein fürchterlicher Tumult. Zigeunermusik erklang. Eine Damenkapelle, die Damen mit stark entwickelten Brüsten, spielte unaufhörlich Tangos, er dachte dabei an den Winter in Moskau und an den großen schwarzen Hengst vor seinem Schlitten, der verächtlich nach den Fußgängern schielte. Er dachte an damals, an seine entzückenden orangefarbenen Unterhosen, an die Unterwürfigkeit der Lakaien und an alles andere.

Die Zigeunermusik verstummte.

Worobjew schritt langsam dahin und stolperte plötzlich über den Körper des Sarghändlers Bezentschuk. Der Meister lag in seinem Schafpelz auf dem Parkweg und schlief. Er wachte von dem Stoß auf, nieste und erhob sich rasch.

Worobjew ging an ihm vorbei und versank wieder in seine glänzenden Träume. Bezentschuk folgte ihm, rechnete sich etwas an den Fingern aus und murmelte wie gewöhnlich vor sich hin.

Der Mond war längst verschwunden. Es war winterlich kalt. Auf der Straße „Genosse Gubernsky" kämpfte der Wind mit den Firmentafeln. Bezentschuk kratzte sich die Brust unter dem Schafpelz. „Soll ich also den Sarg wirklich ohne Stoff und Quasten machen?"

In diesem Augenblick hatte Worobjew alles beschlossen. Ich werde fahren, beschloß er, und ich werde sie finden. Und dann wird man schon sehen. — Selbst seine selige Schwiegermutter schien ihm jetzt in seinen Brillantenträumen angenehmer als sie war. Er drehte sich zu Bezentschuk um: „Der Teufel hol' dich! Einen stoffüberzogenen Sarg! Mit Quasten!"

In die Ferne

Eine Stunde vor Abgang des Abendpersonenzuges stand der Priester der Kirche zum heiligen Laurentius, Fedor Wostrikow, ohne den gewohnten Schmuck der langen Haare, in Zivilkleidung, an der Kasse und sah ängstlich nach der Türe. Er fürchtete, daß seine Frau doch noch mitkommen würde, obwohl er es ihr verboten hatte. Und daß ihn Herr Prusis, der am Büfett saß und dem Finanzbeamten Bier einschenkte, erkennen könnte. Vater Fedor blickte befremdet und verlegen auf seine gestreifte Hose.

Ein Agent der GPU trat in den Saal, schlichtete irgend einen Streit und beschäftigte sich damit, verwahrloste Kinder hinauszujagen, die es wagten, in den Wartesaal erster und zweiter Klasse zu dringen, und hier mit hölzernen Löffeln Musik machten. Sie klapperten im Takt: „Einst gab es Rußland, ein mächtiges Reich."

Das Einsteigen in den Zug, ohne Platzkarten, hatte den gewohnten blutigen Charakter. Gebückt unter der Last der riesigen Säcke liefen die Reisenden von einem Ende des Zuges zum andern. Vater Fedor lief betäubt mit ihnen. Wie die andern sprach er mit dem Schaffner in unterwürfigem Ton, ängstigte sich, wie alle andern, seine Karte

könnte nicht die richtige sein, und erst als er im Waggon war, fand er seine gewohnte Ruhe und ward sogar heiter.

Die Lokomotive pfiff mit voller Kraft, der Zug setzte sich in Bewegung und trug Vater Fedor in unbekannte Fernen in einer rätselhaften, aber Profit versprechenden Angelegenheit.

Am Tage nach dem Begräbnis, das Meister Bezentschuk sorgfältig arrangiert hatte, ging Worobjew in sein Büro und registrierte eigenhändig den Tod Klawdia Iwanownas, neunundfünfzig Jahre alt, parteilos, wohnhaft in der Stadt N. und gebürtige Adelige aus dem Stargoroder Bezirk. Sodann suchte Worobjew um einen vierzehntägigen Urlaub an, bekam einundvierzig Rubel Vorschuß, verabschiedete sich von seinen Kollegen und ging nach Hause. Unterwegs hielt er sich in einer Apotheke auf.

Der Provisor Leopold Grigoriewitsch stand hinter dem rotlackierten Ladenpult, umgeben von milchfarbenen Giftdosen, und bediente eben die Schwägerin des Brandmeisters. Er bot ihr „Creme Ango" an, gegen Sonnenbrand und Sommersprossen, verursacht eine besonders weiße Haut. — Die Schwägerin des Brandmeisters aber verlangte: „Puder Rachel", das der Haut eine gleichmäßig braune Abbrennungsfarbe verleiht, wie sie sonst auf natürlichem Wege nicht zu erzielen ist.

In der Apotheke aber war nur „Creme Ango", gegen

Sonnenbrand, vorrätig und der Kampf zwischen Nachfrage und Anbot, in diesem Falle zwischen den beiden so entgegengesetzten Parfümerieprodukten, dauerte ziemlich lange. Am Ende siegte doch der Provisor und verkaufte der Brandmeistersschwägerin einen Lippenstift und „Klopowar", einen Apparat, im Prinzip wie ein Samowar gebaut, der zur Vernichtung von Wanzen bestimmt war.

„Was sagen Sie zu Shanghai?" fragte der Provisor. „Ich möchte jetzt nicht in dieser Gegend sein."

„Die Engländer sind doch Schufte," antwortete Worobjew, „es geschieht ihnen schon recht. Sie haben Rußland immer verkauft."

Leopold Grigoriewitsch zuckte wehmütig die Achsel, als wollte er sagen: — Und wer hat Rußland nicht verkauft? — dann ging er zum Geschäft über. „Was haben Sie gewünscht?"

„Ein Haarmittel."

„Für Wachsen, Färben?"

„Was heißt Wachsen," sagte Worobjew, „zum Färben."

„Da habe ich ein sehr gutes Färbemittel, ‚Titanik'. Eben vom Zollamt gekommen. Geschmuggelte Ware. Läßt sich weder mit kaltem, noch heißem Wasser, noch mit Seife oder Petroleum abwaschen. Eine radikal schwarze Farbe. Ich empfehle es Ihnen als meinem guten Bekannten."

Worobjew drehte die viereckige Flasche „Titanik" in den Händen, besah seufzend die Etikette und zahlte.

Er kehrte nach Hause zurück und begoß hier mit einem Gefühl des Ekels Haar und Schnurrbart mit „Titanik". Ein starker unangenehmer Geruch verbreitete sich in der Wohnung.

Am Nachmittag war der Geruch etwas verflogen, Haar und Schnurrbart trocken, verklebt und man konnte nur sehr mühsam mit dem Kamm durch. Die radikal schwarze Farbe hatte einen leichten Stich ins Grüne. Zum Nachfärben war aber keine Zeit mehr. Worobjew entnahm dem Kasten seiner Schwiegermutter das Verzeichnis der Schmucksachen, das er am Tage vorher gefunden hatte, zählte sein ganzes Bargeld nach, sperrte die Wohnung ab, verbarg die Schlüssel in die hintere Hosentasche, stieg in den beschleunigten Personenzug Nr. 7 und fuhr nach Stargorod.

Die große Kombination

Um halb zwölf mittag kam in die Stadt Stargorod, von Nordwesten her, ein junger Mann von ungefähr achtundzwanzig Jahren. Hinter ihm her lief ein Bettlerjunge.

„Onkel," rief er fröhlich, „schenk mir zehn Kopeken!"

Der junge Mann nahm einen Apfel aus der Tasche und schenkte ihn dem kleinen Jungen. Der gab aber auch weiter keine Ruhe.

Der Fußgänger blieb stehen, sah den Knaben ironisch an und sagte leise: „Soll ich dir vielleicht auch noch den Schlüssel zu meiner Wohnung geben, wo das Geld liegt?"

Der Bettler sah endlich die Zwecklosigkeit seines Gehabens ein und blieb zurück.

Der junge Mann hatte gelogen. Er besaß weder Geld noch eine Wohnung noch einen Schlüssel, mit dem man diese imaginäre Wohnung hätte aufsperren können. Er besaß nicht einmal einen Überzieher. Er kam in die Stadt in einem engen, auf Taille genähten grünen Anzug. Um seinen stämmigen Hals war ein alter wollener Schal geschlungen, seine Füße steckten in Lackstiefeln, die mit hellem Sämischleder kombiniert waren. Innen aber gab es keine Socken. Der junge Mann hielt ein Astrolabium in der Hand.

„O Bajadere, taradamtadadam", sang er, indem er sich dem Marktplatz näherte.

Hier begann er sich zu betätigen. Er stellte sich in die Reihe der Händler und rief mit ernster Stimme: „Wer kauft ein Astrolabium? Ein Astrolabium ist billig abzugeben. Für Behörden und Frauenvereine ein besonderer Rabatt!"

Das unerwartete Angebot fand lange Zeit keine Nachfrage. Die Hausfrauen interessierten sich mehr für die Partieware und drängten sich vor den Läden mit Kleidern.

Ein Agent der Miliz schritt zweimal an dem Verkäufer des Astrolabiums vorbei. Da dasselbe aber keineswegs der am Vortage aus dem Zentralbüro der Butterindustrie gestohlenen Schreibmaschine ähnelte, ließ er davon ab, den jungen Mann zu beobachten und entfernte sich.

Gegen Mittag fand sich ein Käufer für das Astrolabium. Ein intelligenter Schlosser, der es für drei Rubel erstand.

„Es mißt ganz von selbst," sagte der junge Mann, als er das Instrument dem Käufer übergab, „wenn es nur etwas zu messen gibt."

Nachdem sich der junge Mann von dem klugen Instrument befreit hatte, aß er in einem kleinen Restaurant zu Mittag und unternahm dann einen Rundgang durch die Stadt. Er ging durch die Sowjetstraße, kam in die Rotgartisten- (früher Puschkin-) straße, durchkreuzte die

Kooperativstraße und befand sich wieder in der Sowjetstraße. Es war aber nicht dieselbe, die er bereits passiert hatte. Es gab zwei Sowjetstraßen in der Stadt. Der junge Mann staunte über diesen Umstand. Er blieb vor einem schönen, zweistöckigem Hause stehen, mit der Aufschrift: S. S. S. R. — R. S. F. S. R. Gebäude Nr. 2 der sozialen Fürsorge. — Er ersuchte den Hausmeister, der vor dem Haus auf einer steinernen Bank saß, um Feuer.

„Väterchen, gibt es hier in der Stadt viele junge Mädchen?" fragte der junge Mann und zog den Zigarettenrauch ein.

Der alte Hausbesorger staunte nicht im geringsten.

„Für manchen ist auch die Stute eine Jungfrau", antwortete er, willig auf das Thema eingehend.

„Ein so großes Haus und kein junges Mädchen?"

„Die Jungfernschaft unserer Bewohnerinnen können Sie mit Laternen in einer anderen Welt suchen. Dies hier ist ein staatliches Armenhaus. Hier sind alte Frauen in Pension."

„Ich verstehe. Das sind jene, die noch vor dem historischen Materialismus geboren wurden."

„Sehr richtig."

„Und wem gehörte dieses Haus im alten Regime?"

„Damals wohnte hier mein Herr."

„Ein Bourgeois?"

„Selbst Bourgeois. Er war es nicht. Er war Vorsitzender des Gubernial-Adels."

„Also Proletarier?"

„Selbst Proletarier! Ich sage dir doch, er war Vorsitzender des Gubernial-Adels."

Das Gespräch mit dem pfiffigen Hausbesorger, der sich so schlecht in der Klassenstruktur der Gesellschaft auskannte, hätte noch wer weiß wie lang gedauert, wenn der junge Mann die Sache nicht energisch angepackt hätte.

„Alterchen, es wäre nicht übel, jetzt ein Glas Wein zu trinken."

„Wenn du mir etwas spendieren willst."

Beide entfernten sich, und als sie nach einiger Zeit wieder kamen, war der Hausmeister der beste Freund des jungen Mannes.

„Ich möchte bei dir übernachten", sagte der letztere.

„Wenn du ein guter Mensch bist und Lust hast, kannst du überhaupt bei mir bleiben."

Da sich der Gast so rasch am Ziel sah, stieg er in die Hausmeisterwohnung hinunter, legte seine orangefarbenen Stiefel ab und streckte sich auf der Bank aus, um den Plan für seine Handlungen am nächsten Tag zu überlegen.

Der junge Mann hieß Ostap Bender. Gewöhnlich pflegte er nur ein einziges Detail aus seiner Biographie zu erwähnen. „Mein Papa", sagte er, „war türkischer Staatsangehöriger." Der Sohn des türkischen Staatsangehörigen hatte in seinem Leben viele Berufe gehabt.

Sein lebhaftes Temperament hinderte ihn, sich einer Sache ganz zu widmen, warf ihn von einem Ende des Landes zum andern und hatte ihn jetzt, ohne Socken, ohne Schlüssel, ohne Wohnung und Geld, nach Stargorod verschlagen.

Ostap Bender lag in der warmen, übelriechenden Hausmeisterwohnung und bedachte eine vielleicht noch mögliche Variante seines künftigen Lebens.

Er konnte Heiratsschwindler werden und ruhig von Stadt zu Stadt fahren, mit einem neuen Koffer. In ihm die Wertsachen verlassener Ehefrauen.

Diese Variante aber hatte ihre Nachteile. Die Karriere eines Heiratsschwindlers ohne einen entzückenden, grau gestreiften Anzug zu beginnen, war eine aussichtslose Sache. Auch brauchte man Betriebskapital, zumindest zehn Rubel pro Verführung.

Während er so überlegte, fiel ihm auf, daß der Hausmeister schon längere Zeit erregt etwas erzählte. Es stellte sich heraus, daß er sich den Erinnerungen an den einstigen Hausbesitzer hingab.

„Der Polizeichef hat ihn gegrüßt. Kam man ihm, sagen wir zu Neujahr gratulieren, so gab er drei Rubel. Sagen wir, zu Ostern, gab er wieder drei Rubel. Und ich gratulierte auch zum Namenstag. So bekam ich im Laufe des Jahres mindestens fünfzehn Rubel Gratulationsgelder. Er versprach mir sogar einen Orden. ‚Ich wünsche es,' sagte er, ‚daß mein Hausmeister einen Or-

den besitzt.' Und er sagte sogar direkt: ‚Tichon, du kannst schon mit dem Orden rechnen.'"

„Hast du ihn bekommen?"

„Warte . . . ‚Ich kann,' sagte er, ‚einen Hausmeister ohne Orden nicht brauchen.' Er fuhr nach Petersburg um den Orden. Vergeblich. Die Herren Beamten wollten nicht. ‚Der Zar,' sagten sie, ‚ist ins Ausland gefahren, momentan ist es nicht möglich.' Mein Herr empfahl mir, zu warten. ‚Tichon,' sagte er, ‚du mußt warten.' Aber du bleibst nicht ohne Orden.'"

„Und was ist mit deinem Herrn geschehen? Hat man ihn umgebracht?" fragte Ostap.

„Niemand hat ihn umgebracht. Er ist selbst weggefahren. Was hätte er hier mit den Soldaten machen sollen . . . Sind jetzt eigentlich Orden für den Hausmeisterdienst zu bekommen?"

„Jawohl. Ich kann dir einen verschaffen."

Der Hausmeister sah Bender voll Hochachtung an. „Ich möchte nicht ohne Orden bleiben."

„Wohin ist denn dein Herr gefahren?"

„Wer weiß es. Die Leute sagen, nach Paris."

„Ah . . . Er ist also Emigrant?"

„Selbst Emigrant. Nach Paris ist er gefahren, sagen die Leute. Und das Haus hat man dann für alte Weiber eingerichtet. Denen kann man gratulieren, so oft man will, und bekommt doch keine zehn Kopeken . . . Ach ja. Das war ein Herr!"

In diesem Augenblick erzitterte die verrostete Glocke über der Tür. Der Hausbesorger erhob sich ächzend, öffnete sie und wankte staunend zurück.

Auf der obersten Stufe stand der schwarzhaarige Worobjew mit schwarzem Schnurrbart, und seine Augen leuchteten unter dem Zwicker wie damals in der Vorkriegszeit.

„Mein Herr!" stammelte Tichon leidenschaftlich. „Zurück aus Paris!"

Worobjew ward durch die Anwesenheit eines Unbekannten, dessen blaurote Füße unter dem Tisch hervorsahen, etwas verwirrt und er wollte flüchten. Bender aber sprang rasch auf und verbeugte sich tief vor Worobjew.

„Hier ist es zwar nicht pariserisch, aber seien Sie in unserer Hütte willkommen."

„Guten Abend, Tichon," sagte der Ankömmling, „ich komme doch gar nicht aus Paris. Was redest du da?"

Ostap Bender, dessen lange, edle Nase deutlich etwas in der Luft spürte, ließ den Hausmeister nicht zu Worte kommen. „Ich verstehe", sagte er und zwinkerte mit den Augen. „Sie sind natürlich aus Konotop gekommen, um Ihre selige Großmutter zu besuchen."

Während er so sprach, umarmte er zärtlich den Hausmeister und drängte ihn, ehe dieser zur Besinnung kommen konnte, aus der Wohnung hinaus. Als der Hausmeister seinen klaren Verstand wiedergewonnen hatte,

begriff er nur, daß man ihn, Tichon, aus der eigenen Wohnung hinausbefördert hatte und daß sich in seiner linken Hand ein Rubel befand. Dies letztere bewog ihn, seine Schritte in ein Gasthaus zu lenken und dort Bier zu bestellen.

Bender schloß sorgfältig die Tür hinter dem Hausbesorger und wandte sich zu Worobjew: „Alles in Ordnung. Mein Name ist Bender. Haben Sie ihn vielleicht schon gehört?"

„Nein", sagte Worobjew nervös.

„Nun ja, wie könnte der Name Ostap Bender in Paris bekannt sein! Ist es schon warm in Paris? Eine schöne Stadt. Ich habe dort eine verheiratete Kusine. Kürzlich hat sie mir ein seidenes Taschentuch im eingeschriebenen Brief geschickt . . ."

„Was für Unsinn", rief Worobjew aus. „Was für Taschentücher? Ich komme nicht aus Paris, sondern aus . . ."

„O selbstverständlich! Also aus Morschansk."

Worobjew hatte noch nie mit einem so temperamentvollen Mann wie Bender zu tun gehabt und er fühlte sich einfach nicht wohl. „Ich werde gehen", sagte er.

„Wohin wollen Sie gehen? Sie müssen nicht eilen. Die GPU wird schon selbst zu Ihnen kommen."

Worobjew fand keine Antwort, er schlug seinen Überzieher mit dem schäbigen Samtkragen auf, setzte sich auf die Bank und betrachtete Bender feindlich. „Ich verstehe Sie nicht", sagt er mit schwacher Stimme.

„Da ist nichts dabei, Sie werden mich gleich verstehen. Einen Moment." Er zog die orangefarbenen Stiefel über die nackten Füße, schritt durch das Zimmer und begann: „Welche Grenze haben Sie überschritten? Die polnische? französische? rumänische? Das muß ein teures Vergnügen sein. Ein Bekannter von mir wollte unlängst über die Grenze. Er wurde von der Grenzwache arretiert, saß sechs Monate im Gefängnis und nachher wurde er aus dem Fachverband ausgeschlossen . . . Sind Sie auch über die polnische Grenze gekommen?"

„Mein Ehrenwort", beteuerte Worobjew. Plötzlich fühlte er sich irgendwie abhängig von dem redseligen jungen Mann, der ihm bei der Suche nach den Brillanten den Weg vertrat. „Mein Ehrenwort, ich bin Sowjetuntertan. Schließlich kann ich Ihnen ja meinen Paß zeigen . . ."

„Bei der jetzigen Entwicklung der Druckindustrie im Westen ist es eine ziemlich leichte Sache, einen Sowjetpaß zu fälschen. Es ist lächerlich, davon zu sprechen. Ein Bekannter von mir hat sogar Dollars gedruckt. Und Sie können sich denken, wie schwer es ist, Dollars zu fälschen! Da braucht man schon ein gehöriges technisches Wissen. Er hat sie mit Erfolg auf der Moskauer schwarzen Börse verkauft. Später kam es heraus und der Käufer, sein Großvater, ein bekannter Bankier in Kiew, wurde finanziell total zugrunde gerichtet. Ähnlich kann es Ihnen auch mit Ihrem Paß geschehen."

Worobjew verdroß es, daß er jetzt, statt sofort energisch auf die Brillantensuche zu gehen, in einer übelriechenden Hausmeisterwohnung saß und die Erzählungen eines jungen Frechlings anhören mußte, der über die dunkeln, kriminellen Handlungen seiner Bekannten schwatzte. Die Befürchtung stieg in ihm auf, der indiskrete Mensch könnte in der ganzen Stadt von der Ankunft des gewesenen Vorsitzenden des Gubernial-Adels erzählen. Dann war alles zu Ende. Dann fiel er der GPU in die Hände.

„Sagen Sie doch, bitte, niemandem, daß Sie mir begegnet sind", bat Worobjew. „Man könnte am Ende wirklich glauben, ich sei Emigrant."

„Das ist genial. Erstens, Tatsache: ein Emigrant ist da, der in seine Geburtsstadt zurückgekehrt ist. Zweitens: er fürchtet, man könnte ihn arretieren."

„Aber ich habe Ihnen doch hundertmal gesagt, daß ich kein Emigrant bin!"

„Was sind Sie also? Wozu sind Sie hergekommen?"

„Ich komme aus N., in einer wichtigen Angelegenheit."

„In welcher Angelegenheit?"

„In einer privaten Angelegenheit."

„Und dann wollen Sie noch behaupten, daß Sie kein Emigrant sind? Einer meiner Bekannten ist auch gekommen . . ."

Jetzt aber war Worobjew durch die Bekanntengeschichten an den Rand der Verzweiflung gebracht. Er sah ein, daß er Ostap aus seiner einmal eingenommenen

Position nicht verdrängen konnte und er ergab sich in sein Schicksal. „Nun gut," sagte er, „ich werde Ihnen alles erzählen."

— Schließlich ist es schwer, ohne irgendwelche Hilfe — überlegte Worobjew — und er scheint mir ein durchgetriebener Mensch. So einer kann hier von Nutzen sein. —

Brillantenrausch

Worobjew nahm den fleckigen Hut vom Kopf, kämmte seinen Schnurrbart, der bei jeder Berührung des Kammes Funken sprühte, räusperte sich energisch und erzählte Ostap Bender, dem ersten besten, alles, was er von den Brillanten seiner Schwiegermutter wußte.

Im Laufe der Erzählung sprang Ostap einige Male auf und kreischte entzückt. „Meine Herren Geschworenen, das Eis hat sich in Bewegung gesetzt, die Kugel kommt ins Rollen!"

Und etwas später saßen die beiden schon gemeinsam am wackeligem Tisch und studierten, während sich ihre Köpfe berührten, die lange Liste der Schmucksachen, die einst Finger, Hals, Busen und Haar der Schwiegermutter geschmückt hatten.

Worobjew schob seinen Zwicker zurecht, der ihm nicht fest genug auf der Nase saß und konstatierte mit Betonung: „Drei Perlenschnüre . . . Ja, ich erinnere mich. Zwei zu vierzig Perlen und eine mit hundertzehn. Ein Brillantanhänger. Klawdia Iwanowna sagte, er sei viertausend Rubel wert, alte Arbeit."

Dann kamen die Ringe, nicht dicke, läppische, billige Eheringe, nein, feine, leichte, mit reinen Brillanten, schwere,

blitzende Ohrgehänge, Armbänder in Schlangenform, mit Smaragdenschuppen. Ein Kollier, das den Wert einer Ernte von zweitausend Morgen Korn hatte. Ein Perlenkollier, das sich eigentlich nur eine Operndiva leisten konnte. Ein Diadem aber, im Wert von vierzigtausend, krönte alles.

Worobjew sah sich um. In den dunkeln Winkeln der Hausmeisterwohnung leuchteten und zitterten die Strahlen der Frühlingssonne. Ein undefinierbarer Dunst lag im Raum. Perlen rollten über den Tisch und hüpften auf der Diele. Ein köstlicher Zauber ließ die beiden erbeben.

Der erregte Worobjew kam erst zu sich, als Ostap sich zu ihm wandte: „Keine schlechte Wahl. Ich sehe, daß die Steine mit Geschmack ausgesucht waren. Was war der ganze Krempel wert?"

„Siebzig bis fünfundsiebzigtausend."

„Nhu . . . Jetzt also hat das alles einen Wert von hundertfünfzigtausend."

„Wirklich, so viel?" fragte Worobjew freudig.

„Nicht weniger. Nur müssen Sie, teurer Genosse aus Paris, das alles laufen lassen."

„Wieso laufen lassen?"

„Es würde ja doch nichts Gutes dabei herauskommen", antwortete Ostap.

„Warum denn nicht?"

„Darum. Wieviel Stühle sind es gewesen?

„Zwölf. Eine Zimmergarnitur."

„Ihre Garnitur ist sicher schon längst in den Ofen gewandert."

Worobjew erschrak so sehr, daß er vom Sitze auffuhr.

„Sachte, sachte. Die Sache werde ich deichseln. Die Sitzung dauert weiter. Wir beide müssen aber einen kleinen Vertrag schließen."

Der schwer atmende Worobjew nickte zum Zeichen des Einverständnisses. Dann begann Ostap Bender seine Bedingungen auszuarbeiten.

„Im Falle des Zustandekommens des Schatzes bekomme ich, als technischer Leiter des Unternehmens, sechzig Prozent."

Worobjew wurde bleich. „Das ist eine Räuberei."

„Wieviel wollten Sie mir denn anbieten?"

„N—nun, fünf Prozent, schließlich auch zehn Prozent. Das wären doch fünfzehntausend Rubel!"

„Weiter fehlt Ihnen nichts?"

„N—nein."

„Vielleicht möchten Sie auch noch, ich soll Ihnen den Schlüssel von der Wohnung geben, wo der Schatz liegt. Und Ihnen obendrein noch den Ort angeben, wo Sie vor der Miliz sicher sind?"

„Nun denn, verzeihen Sie", sagte Worobjew näselnd. „Ich glaube, ich werde schon allein mit meiner Angelegenheit fertig werden."

„Nun dann, verzeihen Sie", erwiderte der blendende

Ostap. „Ich glaube, auch ich werde mit Ihrer Angelegenheit allein fertig werden."

„Schuft!" schrie Worobjew zitternd.

Ostap blieb kaltblütig. „Hören Sie, Herr aus Paris, wissen Sie auch, daß Ihre Brillanten fast schon in meiner Tasche sind! Und daß Sie mich nur so weit interessieren, als ich Ihre alten Tage sicherstellen will?"

Jetzt erst begriff Worobjew, welche Eisenkrallen ihn an der Kehle gepackt hielten. „Zwanzig Prozent", sagte er düster.

„Und freie Kost und Wohnung?" fragte Ostap ironisch.

„Fünfundzwanzig Prozent. Das macht siebenunddreißigeinhalbtausend."

„Warum so pedantisch? Nun gut, sagen wir also fünfzig Prozent. Eine Hälfte Ihnen, die andere mir."

Das Feilschen dauerte an. Ostap ließ noch etwas nach. Aus Achtung für Worobjew war er gegen vierzig Prozent Anteil zur Mitarbeit bereit.

„Sechzigtausend!" schrie Worobjew.

„Sie sind ein ziemlich banaler Mensch," erwiederte Bender, „Sie lieben den Besitz mehr als nötig ist."

„Und Sie lieben das Geld nicht?" winselte Worobjew wie eine Flöte.

„Ich nicht."

„Wozu brauchen Sie also sechzigtausend?"

„Prinzip. Setzt sich also das Eis endlich in Bewegung?" fügte Ostap hinzu.

Worobjew räusperte sich und sagte folgsam: „Jawohl."

„Also abgemacht, Herr Vorsitzender der Komantschi! Meine Herren Geschworenen, das Eis hat sich in Bewegung gesetzt!"

Da sich Worobjew durch die Apostrophierung „Vorsitzender der Komantschi" beleidigt fühlte und eine Entschuldigung forderte, hielt Ostap eine Entschuldigungsrede und nannte ihn Feldmarschall, dann begannen sie die Dispositionen auszuarbeiten.

Der Hausmeister Tichon wanderte gegen Mitternacht zurück in seine Höhle. Dabei hielt er sich mit den Händen an allen Zäunen fest und umarmte die Telegraphenstangen. Zu seinem Pech war Neumond und ringsum dunkel.

„Hallo, da kommt ja unser trefflicher Soziologe!" rief Ostap, als er den torkelnden Hausmeister sah.

Der knurrte mit tiefer, leidenschaftlicher Stimme.

„Ihr Hausmeister ist ein etwas schwächlicher Mensch", meinte Ostap. „Wie ist es möglich, sich für einen Rubel so zu betrinken?"

„E—es ist m—möglich", sagte der Hausmeister, der plötzlich zu sich kam.

„Höre, Tichon, mein Freund," begann Worobjew, „ist dir vielleicht bekannt, was mit meinen Möbeln geschehen ist?"

Ostap hielt Tichon vorsichtig aufrecht, um den Worten aus dem weitgeöffneten Mund freien Weg zu bahnen.

Worobjew wartete gespannt. Aus dem Mund kam aber nur ein sinnloser Sang: „Es waren f— frohe T—tage...“ Dann brüllte er auf, wankte im Zimmer hin und her, kroch unter den Tisch und fiel schließlich in die Knie. Dabei amüsierte er sich köstlich.

Worobjew ward ganz verlegen. „Wir sind gezwungen, das Verhör des Zeugen auf morgen zu vertagen“, sagte Ostap. „Gehen wir schlafen.“

Der Hausmeister, schwer wie ein Kasten, wurde auf die Bank gelegt. Worobjew und Ostap schliefen im Bett des Hausmeisters. Ostap hatte unter der Weste ein Cowboytrikot an, schwarz und rot kariert. Unter dem Trikot gab es nichts mehr. Worobjew dagegen trug unter seiner mondscheinfarbenen Weste noch eine zweite gestrickte aus hellblauer Wolle.

„Herrlich, Ihre Weste, direkt zum Anbeißen,“ sagte Bender neidisch, „sie wird mir gerade passen. Verkaufen Sie sie mir.“

Worobjew konnte seinem neuen Gesellschafter nicht gut etwas abschlagen und er erklärte sich, wenn auch mit gerunzelter Stirn, bereit, die Weste zum Selbstkostenpreis, also acht Rubel, zu verkaufen.

„Das Geld werden Sie nach Realisierung unseres Schatzes erhalten“, sagte Bender und griff nach der noch warmen Weste.

„Das kann ich nicht machen“, sagte Worobjew errötend. „Lassen Sie mir meine Weste.“

Ostaps feine Natur empörte sich. „Sie benehmen sich wie ein Krämer", schrie er. „Sie wollen eine Sache unternehmen, die Aussicht gibt auf hundertfünfzigtausend Rubel und streiten wegen einer solchen Bagatelle! Lernen Sie doch endlich frei und großzügig zu leben!"

Worobjew wurde noch verlegener, nahm ein kleines Notizbuch und trug mit kalligraphischer Schrift ein: 25. IV. 27. Genossen Bender acht Rubel geliehen.

Ostap sah ins Büchlein. „Oho! Wenn Sie mir schon ein Konto eröffnen, so muß es präzis sein. Schreiben Sie Soll und Haben. Ins Haben kommen die sechzigtausend, die Sie mir schuldig sind, und ins Soll die Weste. Bleibt immer noch ein hübscher Saldo zu meinen Gunsten. Davon kann man schon leben."

Sodann schlief Ostap seinen stillen Kinderschlaf. Worobjew nahm die wollenen Pulswärmer und Stiefel ab, behielt nur die Jägerwäsche an und kroch ächzend unter die Decke.

Wirkung des „Titanik"

Worobjew wachte gewohnheitsgemäß um halb acht auf, murmelte ein „Guten Morgen" und ging zur Wasserleitung, die sich gleichfalls in der Hausmeisterwohnung befand. Er wusch sich mit Begeisterung, spuckte und schüttelte sich, um das Wasser aus den Ohren zu bekommen. Das Waschen war ihm sehr angenehm. Als er aber das Handtuch vom Gesicht nahm, sah er, daß es mit der radikalen schwarzen Farbe beschmutzt war. Die Farbe, mit der sein Schnurrbart zwei Tage vorher gefärbt worden war. Worobjew ward sofort nüchtern. Er griff nach seinem Taschenspiegel. Da sah er die große Nase und die linke Schnurrbarthälfte, grün wie junges Gras. Worobjew rückte den Spiegel nach rechts. Auch alles andere hatte dieselbe ekelhafte Farbe. Er neigte den Kopf, als wollte er den Spiegel mit den Hörnern stoßen, und konstatierte, daß der Kopf nur oben, in der Mitte, radikal schwarz war, an den Seiten aber war das Haar wieder grasfarben. Worobjew stieß von tief innen her ein so lautes Stöhnen aus, daß Ostap seine klaren blauen Augen weit öffnete.

„Sind Sie verrückt geworden?" rief er und schloß gleich wieder die schläfrigen Augen.

„Genosse Bender", flüsterte das Titanikopfer flehend.

Erst nach vielen Püffen und Beschwörungen von seiten Worobjews ward Ostap vollends wach. Er sah Worobjew aufmerksam an und grinste begeistert. Dann mußte er sich abwenden und er, der angehende Generaldirektor, hielt sich zitternd am Bettrand fest, brach in ein schallendes Gelächter aus und schrie: „Ich kann nicht mehr", und lachte immer wieder.

„Das ist nicht schön von Ihnen, Genosse Bender", sagte Worobjew und sein grüner Schnurrbart bebte.

Diese Worte flößten dem schon ermüdeten Ostap neue Kraft ein. Sein herzliches Lachen dauerte noch zehn Minuten. Dann ward er plötzlich ernst. „Warum sehen Sie mit so bösen Augen auf mich, wie der Soldat auf die Laus? Sie wissen ja nicht, wie Sie ausschauen!"

„Der Apotheker hat mir doch versichert, es sei eine radikal schwarze Farbe. Daß man sie weder mit kaltem, noch heißem Wasser, noch mit Seife oder Petroleum herunterbringt. Geschmuggelte Ware . . ."

Worobjew war mutlos. Jetzt erhob sich der Hausmeister. Als er seinen Herrn mit dem grünen Schnurrbart erblickte, bekreuzigte er sich und erbat Geld, um den Katzenjammer zu verjagen.

„Geben Sie dem Märtyrer der Arbeit einen Rubel," sagte Ostap, „aber bitte, nicht auf mein Konto. Das ist Ihre Privatsache . . . Warte, Väterchen, geh noch nicht, wir müssen noch etwas besprechen."

Ostap fragte den Hausmeister wegen der Möbel aus, und fünf Minuten später waren die Konzessionäre über alles orientiert. Im Jahre 1919 hatte man die Möbel ins Wohnungsamt geschafft, mit Ausnahme eines Stuhles, der zuerst bei Tichon war und sodann vom Verwalter des Hauses für Altersfürsorge übernommen wurde.

„So befindet sich dieser Stuhl hier im Hause?"

„Sehr richtig."

„Sag' mir, mein Freund," fragte Worobjew mit geheimer Angst, „hast du den Stuhl in der Zeit, da er bei dir war, nicht . . . repariert?"

„Es war nicht nötig, ihn zu reparieren. Das war noch gute, alte Arbeit. So ein Stuhl kann dreißig Jahre überdauern."

„Nun geh, mein Freund, hier hast du noch einen Rubel und erzähle niemandem, daß ich in der Stadt bin."

„Wie ein Grab, Bürger Worobjew." Und schon war er draußen.

Ostap rief aus: „Das Eis setzt sich in Bewegung", und er begann, sich mit dem Schnurrbart Worobjews zu beschäftigen. „Wir werden ihn neu färben müssen. Ihr ‚Titanik' ist nur zum Hundefärben gut. Und jetzt geben Sie mir Geld, ich hole etwas Besseres."

Bald kam er mit einer neuen Mixtur wieder, ‚Najade'. „Hoffentlich ist sie besser als Ihr ‚Titanik'. Ziehen Sie den Rock aus."

Das Mysterium des Umfärbens begann. Ostaps nette

braune Farbe aber vermischte sich mit dem grünen Titanik-überbleibsel und verlieh überraschenderweise dem Kopf und Schnurrbart Worobjews die Farben des Sonnenspektrums.

„Einen solchen Schnurrbart hat nicht einmal Aristide Briand", bemerkte Ostap munter. „Ich würde Ihnen aber nicht raten, mit dem lila Schnurrbart hier in Rußland herumzulaufen. Wir werden gezwungen sein, ihn abzunehmen."

„Das lasse ich nicht zu", sagte Worobjew betrübt. „Das ist ausgeschlossen."

„Ist Ihr Schnurrbart vielleicht ein teures Andenken?"

„Es darf nicht sein", wiederholte Worobjew und ließ den Kopf hängen.

„Also bleiben Sie Ihr ganzes Leben lang in der Hausmeisterwohnung sitzen und ich werde selbst die Stühle holen. Der eine Stuhl befindet sich knapp über unserm Kopf."

„Also rasieren!"

Bender fand eine Schere und im Moment fiel der Schnurrbart, den Worobjew jahrzehntelang gehätschelt hatte, geräuschlos zu Boden. Und vom Haupt das radikal schwarz, grün und ultraviolette Haar. Als der Generaldirektor mit dem Haarschneiden fertig war, nahm er eine alte Giletteklinge aus der Tasche und begann Worobjew, der dem Weinen nahe war, zu rasieren.

„Die letzte Klinge opfere ich für Sie. Vergessen Sie

nicht, zwei Rubel für Haarschneiden und Rasieren auf meine Habenseite einzutragen."

Mitten in seinem Kummer, vor Schmerz bebend, konnte Worobjew doch die leise Frage nicht unterdrücken: „Warum so viel? Überall kostet es vierzig Kopeken."

„Für meine Verschwiegenheit, Genosse Feldmarschall."

Es ist unbeschreiblich, wie sehr ein Mensch leidet, der mit einer alten Giletteklinge rasiert wird. Aber alles nimmt ein Ende.

„Fertig. Überästhetische Menschen werden ersucht, nicht hinzusehen! Jetzt sehen Sie Boborikin ähnlich, dem Varietésänger."

Worobjew putzte die Haarreste weg und sah sich heute schon zum ixtenmal in den Spiegel. Was er sah, gefiel ihm aber. Ein immerhin junges Schauspielergesicht, durch Leiden geläutert.

„Vorwärts also!" rief Ostap. „Ich gehe ins Wohnungsamt, besser gesagt in das Haus, wo es sich einmal befand, und Sie gehen zu den alten Weibern."

„Ich kann nicht," sagte Worobjew, „mir bricht das Herz, wenn ich jetzt mein eigenes Haus betreten soll."

„Ach, sieh mal! Eine rührende Geschichte! Der verjagte Herr Baron. Nun gut, gehen Sie ins Kommissariat und ich werde hier arbeiten. Rendezvous hier in der Hausmeisterwohnung. Allez."

Der Dieb

Der Wirtschaftsverwalter des Versorgungsheims war ein verschämter Dieb. Sein ganzes Wesen sträubte sich gegen das Stehlen, er konnte aber nicht anders, es drängte ihn immer dazu. Er stahl und schämte sich. Er stahl andauernd, und seine rasierten Wangen wurden dabei schamrot. Er hieß Alexander Jakowlewitsch, seine Frau Alexandra Jakowlewna. Er nannte sie Saschi, sie ihn Alchen.

Ostap Bender öffnete die mächtige Eichenholztür zu Worobjews Haus und befand sich im Vestibül. Ein Geruch von angebranntem Brei war hier zu spüren. Von oben her tönte Stimmengesumm. Niemand war da und niemand kam. Eine ehemals lackierte Holztreppe führte nach oben. Ostap stieg die Treppe hinauf.

In dem ersten Zimmer, das hell und geräumig war, saßen fünfzehn alte Frauen im Kreis. Alle in billigen grauleinenen Kitteln. Die Alten streckten neugierig die hageren Hälse, sahen den Mann an, der da plötzlich in ihre Mitte trat und sangen dabei:

„Ich höre eine Troika läuten
Und rings liegt Schnee wie weißes Kleid."

Der Dirigent mit Bluse und Hosen, gleichfalls aus

Leinen, gab den Takt mit beiden Händen, drehte sich herum und rief: „Leiser! Kokuschkina — leiser!“

Er sah Ostap, konnte aber den Schwung seiner Hände nicht unterbrechen. Er blickte ihn nur ungehalten an und dirigierte weiter.

„Bitte, wo kann man hier den Genossen Verwalter finden?“ fragte Ostap in der ersten Pause. Er reichte dem Dirigenten die Hand und fragte freundschaftlich: „Volkslieder? Sehr interessant. Guten Tag. Ich bin Inspektor der Feuerkontrolle.“

Der Verwalter wurde verlegen. „Ja, ja,“ sagte er stockend, „das paßt mir sehr. Ich wollte eben einen Bericht machen.“

„Sie brauchen sich nicht zu bemühen,“ sagte Ostap großmütig, „ich werde selbst einen Bericht schreiben. Lassen Sie uns jetzt das Haus inspizieren.“

Alchen hieß den Chor mit einer Handbewegung sich entfernen, und die Alten zogen mit kleinen, muntern Schritten ab.

„Bitte schön, folgen Sie mir“, lud der Verwalter ein.

Bevor ihm Ostap folgte, musterte er die Möbel des ersten Zimmers. Ein Tisch, zwei Gartenbänke auf eisernen Füßen und ein braunes Harmonium.

„Werden hier keine Spirituskocher angezündet? Keine Öfen geheizt?“

„Nein, durchaus nicht. Hier beschäftigt sich der Chor und die Theater- und Musikabteilung.“

Indem er das Wort „Musik“ aussprach, errötete Alexander Jakowlewitsch. Alchen schämte sich sehr. Er hatte schon längst alle Blasinstrumente verkauft. Ohnedies war nur ein Hundegewinsel herausgekommen, wenn die schwachen Lungen der Alten bliesen. Das ganze Metallzeug war so komisch anzusehen. Alchen konnte nicht anders, er mußte es stehlen. Und jetzt schämte er sich sehr.

Zwischen zwei Fenstern an der Wand war ein Stoffstreifen gespannt, darauf die Devise: „Blasorchester ist ein Weg zur kollektiven Macht.“

„Sehr gut“, sagte Ostap. „Dieses Zimmer ist vor Feuersgefahr ziemlich sicher. Gehen wir weiter.“

Ostap durchschritt mit schnellen Schritten alle Räume des Worobjewschen Hauses, erspähte aber nirgends den Nußholzstuhl mit gebogenen Beinen, überzogen mit englischem geblumten Stoff. An den Wänden hingen die Anordnungen der Verwaltung. Ostap las sie und fragte von Zeit zu Zeit energisch: „Werden die Ofenrohre regelmäßig geputzt? Sind die Öfen in Ordnung?“ Er bekam ausführliche Antworten und ging weiter.

Der Inspektor der Feuerkontrolle suchte ein Plätzchen im Hause, wo er Feuersgefahr hätte konstatieren können. Vergeblich, alles war in schönster Ordnung. Auch die Suche nach dem Schatz war erfolglos. Ostap trat in den Schlafraum der Alten, die sich bei seinem Kommen erhoben und ihn begrüßten. Hier standen Eisenbetten mit

haarigen Decken, zottig wie Hundefell, an deren einem Ende das Wort „Füße" eingebrannt war.

Die Ausstattung des Hauses war außerordentlich bescheiden. Die Möbel bestanden fast ausschließlich aus den Gartenbänken, die man vom Alexanderboulevard herübergeschafft hatte, dann gab es kleine Petroleumlampen und jene Decken mit der wenig anheimelnden Aufschrift: „Füße".

Bei seinem Nachspüren nach etwas Feuergefährlichem kam der Inspektor auch in die Küche. Dort kochte man in einem großen Waschkessel einen Brei, dessen Geruch den großen Kombinator schon im Vestibül empfangen hatte. Ostap rümpfte die Nase und fragte: „Ist das Maschinenöl?"

„Bei Gott, reine Butter," sagte Alchen und errötete, „wir beziehen alles von einer Milchfarm." Er schämte sich bis zu Tränen.

„So so. Übrigens ist es nichts Feuergefährliches", bemerkte Ostap.

Auch hier in der Küche war der Stuhl nicht zu sehen.

Auf einem fettbeschmierten Stockerl saß der Koch mit Leinenschurz und ebensolcher Kappe.

„Warum ist hier die Bekleidung so graufarben und von einem so dünnen Stoff, wie er sich eigentlich nur zum Fensterwischen eignet?"

Alchen verdrehte die Augen: „Ich habe ein allzu beschei-

denes Budget." Er fühlte einen Widerwillen gegen sich selbst.

Ostap sah ihn mißtrauisch an und sagte: „Hoffentlich wird hier nicht gespart, wenn es um die Sicherheit des Lebens geht. Ich meine in Bezug auf Feuersgefahr."

Alchen erbebte.

Sie gingen weiter. Ostap beschloß in seinem Innern, dieses Leinwandschloß nicht eher zu verlassen, bis er alles erfahren hatte. Und während Inspektor und Verwalter auf dem Dachboden herumkletterten und sich für alle Einzelheiten, für Röhren und Kamine interessierten, nahm das Leben im Versorgungshaus seinen gewohnten Verlauf.

Das Mittagessen war fertig. Der Geruch des angebrannten Breies verstärkte sich und trug über alle andern übeln Gerüche, die das Haus erfüllten, den Sieg davon. Es raschelte auf allen Gängen. Die alten Weiber kamen aus der Küche und trugen Blechschüsselchen mit Brei in den Händen. Sie setzten sich im gemeinsamen Speisezimmer zum Essen und blickten krampfhaft zur Seite, um die Inschriften an den Wänden nicht zu sehen. Die waren von Alexander Jakowlewitsch zusammengestellt, von Alexandra Jakowlewna künstlerisch ausgeführt und lauteten: — Essen ist die Quelle der Gesundheit. — Ein Ei enthält genau denselben Fettgehalt wie ein halbes Kilo Fleisch. — Fleisch ist schädlich. —

Alle die heiligen Worte weckten in den alten Frauen

die Erinnerung an ihre Zähne, die schon vor der Revolution nicht mehr existiert hatten, an das Fleisch, das in seinem Fettgehalt den Eiern angeblich nachstand und das sie schon so lange nicht gegessen hatten.

Außer den alten Frauen saßen auch noch Isidor Jakowlewitsch, Oleg Jakowlewitsch und Pascha Emiliewitsch bei Tisch. Weder ihrem Alter noch dem Geschlecht nach gehörten sie in diesen Kreis. Dafür aber waren die beiden Jakowlewitsch Alchens Vettern und Pascha Emiliewitsch Frau Alexandra Jakowlewnas Neffe. Diese jungen Leute (der älteste von ihnen, Pascha Emiliewitsch, war zweiunddreißig Jahre alt) sahen ihr Leben in diesem Altersversorgungsheim als ein ganz normales an. Sie hatten dieselben Rechte wie die Alten, die gleichen Betten und staken ebenso wie sie in grauen Leinenkitteln, nur sahen sie, dank ihrer Jugend und Kraft, besser als die Zöglinge aus. Sie stahlen alles im Haus, was Alchen übrig ließ. Pascha Emiliewitsch aß zweieinhalb Kilo Fisch auf einem Sitz und konnte in diesem optimalen Fall das ganze Haus ums Mittagessen bringen.

Kaum hatten die alten Frauen ihren Brei verzehrt und die jungen Leute ihre Ration verschlungen, als die letzteren auf der Suche nach etwas Nahrhaftem in die Küche gingen. Indes dauerte das Mahl weiter. Die alten Frauen konnten jetzt ungezwungen plaudern. „. . . und Pascha Emiliewitsch hat heute dem Trödler einen Stuhl verkauft." Mitten im Gespräch wurden die Zöglinge durch

ein schnarrendes Geräusch unterbrochen, man vernahm eine schallende Stimme, die eine Rede hielt.

Die alten Frauen neigten die Köpfe, und ohne den Lautsprecher, der auf dem gewaschenen Parkett stand, zu beachten, aßen sie ruhig weiter. Ihre fatalistischen Mienen hatten ungefähr den Ausdruck: Auch diese Prüfung wird vorübergehen. Der Lautsprecher aber fuhr lustig fort: „Krkrkrkrrachch . . . praktische rentable Erfindung. Der Streckenarbeiter der Murmaner Eisenbahn, Genosse Sokuzki, hat ein neues Lichtsignal erfunden. Die Erfindung wurde approbiert von . . .“

Die alten Frauen trippelten wie graue Enten in ihre Zimmer zurück, der Lautsprecher erzitterte von seiner eigenen Resonanz und ratschte in dem leeren Zimmer weiter.

Der Inspektor der Feuerkontrolle, jetzt schon etwas mißgestimmt, stieg die Bodentreppe hinunter und befand sich wieder in der Küche. Dort sah er fünf Bürger, die mit den Händen mitten aus einem Faß sauren Kohl herausgriffen und schweigend verzehrten. Nur Pascha Emiliewitsch schnalzte genießerisch und brachte mühsam hervor, wobei er den Kohl von seinem Barte strich: „So ein Kohl und kein Wodka dazu — es ist eine Sünde.“

„Noch ein Schub alter Frauen?“ fragte Ostap.

„Diese hier sind Waisen“, erwiderte Alchen, schob den Inspektor mit der Schulter aus der Küche hinaus und drohte den Waisen verstohlen mit der Faust.

„Kinder von der Wolga?“

Alchen ward verlegen.

„Eine lästige Erbschaft des zaristischen Regimes?"

Alchen machte eine Geste mit den Armen, als wollte er sagen: Da kann man nichts machen, wenn man so etwas aufgepelzt bekommt.

„Gemeinsame Erziehung beider Geschlechter?"

Der verlegene Alexander Jakowlewitsch lud Ostap rasch zum Mittagessen.

Heute gab es eine Vorspeise, bestehend aus Hering, Borscht mit Fleisch erster Sorte, ferner Huhn mit Reis und Kompott aus getrockneten Äpfeln. Dazu Wodka.

„Saschi," sagte Alexander Jakowlewitsch „hier stelle ich dir den Genossen Inspektor der Feuerkontrolle vor."

Ostap verneigte sich mit Anstand vor der Hausfrau und brachte dabei ein etwas zweideutiges Kompliment vor. Saschi, eine mächtige Erscheinung, deren Liebreiz durch eine Art Backenbart etwas gemindert war, lächelte sanft und trank um die Wette mit den Männern.

„Ich trinke auf das Wohl Ihrer kommunalen Wirtschaft!" rief Ostap aus. Das Mahl nahm einen heiteren Verlauf, und erst beim Kompott kam Ostap der Zweck seines Hierseins zum Bewußtsein.

„Wieso gibt es in eurer Bude so wenig Möbel?" fragte er.

„Wenig?" erregte sich Alchen. „Und das Harmonium?"

„Ich weiß, ich weiß. Zum bequemen Sitzen aber habt ihr gar nichts. Nur Gartenbänke."

„In der Lenin-Ecke steht doch ein Stuhl," sagte Alchen gekränkt „ein englischer Stuhl. Er ist noch von den alten Möbeln hiergeblieben."

„Apropos, ich habe Ihre Lenin-Ecke noch nicht gesehen? Wie steht's damit in Bezug auf die Feuersicherheit? Ich bin gezwungen, sie zu besichtigen."

„Bitte schön."

Ostap dankte der Hausfrau und ging.

In der Roten Ecke gab es weder Petroleumkocher noch Öfen. Alles war in Ordnung, nur der Stuhl war zu Alchens großer Überraschung nicht da. Man suchte ihn. Man sah unter die Betten und Bänke, rückte wer weiß warum das Harmonium zur Seite, befragte die Alten, die Pascha Emiliewitsch ängstlich ansahen, den Stuhl aber fand man nicht. Pascha Emiliewitsch legte bei der Suche nach dem Stuhl eine besondere Beharrlichkeit an den Tag. Alle hatten sich schon beruhigt und er ging noch immer in den Zimmern herum, spähte in alle Ecken, hob Gläser und Krüge, rückte mit den blechernen Teetassen und murmelte: „Wo kann er nur sein? Heute noch war er da, ich habe ihn mit meinen eigenen Augen gesehen! Das ist ja schon lächerlich."

„Traurig, meine Kinder", sagte Ostap eisig.

„Es ist direkt lächerlich!" wiederholte Pascha Emiliewitsch frech.

Man suchte apathisch weiter. Dabei traf es sich, daß Ostap mit einer Anzahl alter Frauen eine Weile allein

blieb. Ohne Vorgesetzte und Aufsicht. Da brach es los: „Er hat seine Vetter ins Haus genommen! Sie fressen sich voll! — Den Ferkeln gibt er Milch und uns den Ölbrei, den Fusel! — Alles hat er aus dem Hause weggetragen!"

„Ruhe, Kinder", sagte Ostap und trat zurück. „Das wird die zuständige Behörde untersuchen. Ich habe hiezu keine Befugnis."

Aber die Alten hörten nicht zu. — „Und Pascha hat den bewußten Stuhl heute weggetragen und verkauft. Ich war selbst dabei!"

„Wem?" rief Ostap.

„Er hat ihn verkauft und Schluß. Meine Decke wollte er auch verkaufen."

Da kamen die andern hinzu, die Alten wurden zur Arbeit geholt. Der Inspektor der Feuerkontrolle zog die Nase hoch uud trat, sich leicht in den Hüften wiegend, auf Pascha Emiliewitsch zu.

„Ich habe einen Bekannten gehabt," sagte Ostap bedeutungsvoll, „der hat auch Möbel aus Staatseigentum verkauft. Jetzt ist er Mönch geworden."

„Ihre unbegründeten Beschuldigungen sind mir erstaunlich", bemerkte Pascha Emiliewitsch.

„Wem hast du den Stuhl verkauft?" fragte Ostap mit mühsam gedämpftem Flüstern.

Hier verstand Pascha Emiliewitsch, der einen feinen Geruchsinn hatte, daß es jetzt Hiebe setzen könnte, vielleicht sogar Fußtritte. „Dem Trödler", antwortete er.

„Adresse?"

„Ich habe ihn zum erstenmal in meinem Leben gesehen."

„Zum erstenmal im Leben?"

„Bei Gott."

„Ich möchte dir so gern ein paar Ohrfeigen geben," teilte ihm Ostap versonnen mit, „aber scher dich zum Teufel!"

Pascha Emiliewitsch lächelte verlegen und wollte gehen.

„Du Abortdeckel, du rührst dich nicht vom Fleck", sagte Ostap hochmütig. „Ist der Händler blond- oder schwarzhaarig?"

Pascha Emiliewitsch erklärte ausführlich. Ostap hörte ihm aufmerksam zu und beendete das Interview mit den Worten: „Dieses Verhör mit Ihnen tangiert natürlich in keiner Weise meine amtliche Tätigkeit."

Im Korridor trat Alchen zu Ostap, der im Begriffe war wegzugehen und drückte ihm zehn Rubel in die Hand.

„Ich mache Sie darauf aufmerksam, was Sie hier tun, geht gegen Paragraph 114 des Strafgesetzes," sagte Ostap, „Bestechung eines Beamten bei Ausübung seiner Pflicht."

Das Geld aber nahm er und ging, ohne sich von Alexander Jakowlewitsch zu empfehlen, zur Ausgangstür. Die Türe, die mit einem mächtigen Schließapparat versehen war, gab nur langsam nach und versetzte Ostap einen gehörigen Schlag.

„Das war ein Volltreffer", sagte Ostap und rieb die schmerzende Stelle. „Die Sitzung geht weiter!"

Wo sind Ihre Locken geblieben?

Während Ostap das Versorgungshaus inspizierte, verließ Worobjew die Hausmeisterwohnung und trat auf die Straße. Der rasierte Kopf war jetzt gegen Kälte doppelt empfindlich.

Während er so durch die Gassen schlenderte, spürte er plötzlich ein fieberndes Kribbeln in den Handflächen und ein seltsames Kältegefühl in der Magengegend. Direkt auf ihn zu schritt ein ihm unbekannter Bürger mit gutmütigem Gesicht. Dieser Mann hielt einen Stuhl wie ein Cello vor sich hin. Worobjew, den ein Schlucken befiel, sah aufmerksamer hin und erkannte sofort seinen Stuhl.

Zweifellos! Es war ein Sessel von der Firma Gambs, mit dem geblumten, in der Revolutionszeit etwas nachgedunkelten Stoff bespannt. Ein Nußholzstuhl mit gebogenen Beinen. Worobjew hatte das Gefühl, als hätte man ihm das Ohr angeschossen. Er näherte sich mit einem Leopardensprung dem empörten Unbekannten und zog ihm schweigend den Stuhl aus den Händen. Der aber riß den Stuhl wieder an sich. Nun klammerte sich Worobjew am Stuhlbein fest und löste gewaltsam die dicken Finger des Unbekannten vom Sessel ab.

„Raub", flüsterte der Unbekannte und hielt sich krampfhaft am Sessel fest.

„Verzeihung, Verzeihung", murmelte Worobjew und fuhr fort, die Finger des Fremden vom Sessel wegzureißen.

Einige Fußgeher wurden aufmerksam, sammelten sich um sie und verfolgten mit größtem Interesse die Entwicklung des Konflikts.

Die beiden sahen sich erschrocken um und gingen dann, immer den Blick vorwärts gerichtet, weiter, als ob nichts vorgefallen wäre, ohne aber den Stuhl aus den Händen zu lassen.

— Was geschieht da? — dachte Worobjew verzweifelt.

Was der Unbekannte vorhatte, war rätselhaft, sein Gang aber war fest und entschlossen.

Sie gingen immer schneller und als sie in einer Seitengasse ein menschenleeres Plätzchen erblickten, das mit Schutt und Baumaterial angestopft war, lenkten sie ihre Schritte wie auf Kommando hin. Hier verdoppelte sich Worobjews Kraft.

„Aber erlauben sie mir!" schrie er, jetzt schon ohne Rücksicht.

„R—a—u—b!!" preßte der Fremde kaum hörbar hervor.

Und da die Hände der beiden den Stuhl festhielten, stießen sie mit den Füßen gegen einander. Die Stiefelabsätze des Fremden waren mit Eisen beschlagen und so

erging es Worobjew anfangs sehr schlecht. Bald aber fand er sich zurecht, sprang nach rechts und links, wie im Tanz, um den Stößen des Gegners zu entgehen. Dabei versuchte er, ihm einen Stoß in den Magen zu versetzen. Es gelang ihm aber nicht, da der Stuhl ihn daran hinderte, dafür aber traf er ihn so tüchtig ins Knie, daß der Feind jetzt nur noch mit dem linken Bein kämpfen konnte.

„O mein Gott", flüsterte der Unbekannte.

Und in diesem Moment erkannte Worobjew, daß der Mann, der auf so freche Weise seinen Stuhl gestohlen hatte, niemand anderer war, als der Priester der Kirche zum heiligen Laurentius — Vater Fedor Wostrikow.

Worobjew war bestürzt. „Vater!" rief er aus und in seiner Überraschung ließ er die Hände vom Stuhle.

Vater Wostrikow errötete und seine Finger gaben nach.

Jetzt ohne Halt, sank der Stuhl zu Boden und fiel auf einen Schutthaufen.

„Wo haben Sie eigentlich Ihren Schnurrbart gelassen?" fragte der Pope äußerst bissig.

„Und wo sind Ihre Locken geblieben? Es hat doch einmal Locken bei Ihnen gegeben?" Eine unsagbare Verachtung lag in Worobjews Worten. Er warf Vater Fedor einen unbeschreiblich erhabenen Blick zu, nahm den Stuhl unter den Arm, wandte sich um und wollte sich

entfernen. Der Pope aber, der seine Verlegenheit indes überwunden hatte, ließ Worobjew nicht so ohneweiters Oberhand gewinnen. Mit dem Ruf: „Nein, was fällt Ihnen ein" riß er den Stuhl an sich. Die Situation von vorhin war wieder hergestellt. Beide Gegner klammerten sich an den Stuhl und blickten einander, von der gleichen Gier besessen, ins Gesicht.

Eine atemraubende Pause.

„Sie sind es also, heiliger Vater, der nach meinem Eigentum jagt?" zischte Worobjew. Dabei versetzte er dem heiligen Vater einen Stoß in die Hüfte.

Vater Fedor zielte und stieß den Obmann des Adelsklubs so wuchtig in den Bauch, daß er sich duckte und flüsterte: „Das ist nicht Ihr Eigentum."

„Wessen denn?"

„Ihres nicht."

„Wessen denn?"

„Ihres nicht."

So zischten sie und stießen mit den Füßen nach einander.

„Wessen Eigentum ist es?" rief Worobjew und sein Fuß hieb den heiligen Vater ins Knie.

Der Pope überwand den Schmerz und sagte fest: „Das ist verstaatlichtes Eigentum."

„Verstaatlichtes?"

„Jawohl, nationalisiertes!"

Sie sprachen so rasch, daß die Worte sich überhaspelten.

„Wer hat es nationalisiert?"

„Die Sowjetmacht!"

„Welche Macht?"

„Die Arbeitermacht!"

„A—a—a!" sagte Worobjew und sein Ton war eiskalt. „Also die Macht der Bauern und Arbeiter."

„J—a—a!"

„Hm . . . Sind Sie, heiliger Vater, vielleicht zur Partei übergegangen?"

„V—vielleicht!"

Jetzt hielt sich Worobjew nicht mehr zurück und mit dem Ruf „Vielleicht?" spuckte er Vater Fedor in das breite Gesicht. Unverzüglich spuckte nun auch Vater Fedor Worobjew ins Gesicht und traf gut. Den Speichel konnten sie nicht abwischen, da ihre Hände mit dem Stuhl beschäftigt waren. Worobjew ächzte und stieß seinen Feind mit ganzer Kraft, so daß der zu Boden fiel und den schwer atmenden Worobjew mit sich riß. Der Kampf setzte sich nun ebenerdig fort.

Plötzlich hörte man ein Krachen, die beiden Stuhlbeine brachen gleichzeitig ab. Die Gegner ließen einander los und gingen sofort daran, den hölzernen Schatzbewahrer in Stücke zu brechen. Der geblumte englische Stoff riß entzwei, es klang wie der Ruf einer Möwe. Die Lehne ward mit mächtigem Krach zur Seite geschleudert. Die Schatzgräber zerrten das Futter weg, zogen die kupfernen Nägel heraus und versenkten ihre Finger in die weiche Füllung. Die beunruhigten Sprungfedern

surrten. Binnen fünf Minuten war der Stuhl in seine Bestandteile aufgelöst. Nach allen Seiten hin rollten die Sprungfedern. Der Wind trug die verfaulte Füllung über den Platz hin. Die gebogenen Beine lagen in einer Grube. Es waren keine Brillanten da.

„Nun, haben Sie etwas gefunden?" fragte Worobjew keuchend.

Vater Fedor war mit Wolle bedeckt, er atmete schwer und schwieg.

„Sie sind ein Abenteurer," rief Worobjew, „Vater Fedor, ich werde Sie ohrfeigen!"

„Dazu haben Sie zu kurze Arme", erwiderte der Priester.

„Wohin wollen Sie jetzt gehen, schmutzig, in diesem Zustand?"

„Was geht das Sie an?"

„Schämen Sie sich, Vater! Sie sind einfach ein Dieb."

„Ich habe Ihnen nichts gestohlen."

„Wie haben Sie denn von der Sache erfahren? Sie haben das Beichtgeheimnis zu Ihren Gunsten ausgenützt? Sehr gut! Sehr edel!"

Worobjew verließ mit einem empörten „Pfui!" den Platz und wandte sich, im Gehen die Ärmel seines Mantels putzend, nach Hause.

An der Kreuzung zweier Boulevards erblickte er seinen Kompagnon. Er war ihm seitlich zugewendet, stand mit erhobenem Fuß da, er ließ sich den oberen Teil seiner

Schuhe mit einer kanariengelben Creme putzen. Worobjew eilte auf ihn zu. Der Direktor summte leise und sorglos einen Shimmy: „Früher machten es die Botokuden . . .“

„Erzählen Sie mir jetzt nichts,“ sagte er rasch, „Sie sind zu aufgeregt, beruhigen Sie sich.“ Ostap gab dem Schuhputzer sieben Kopeken, nahm Worobjew unter den Arm und schleppte ihn mit sich durch die Straßen.

„Jetzt heraus damit.“

Ostap hörte mit gespannter Aufmerksamkeit alles an, was ihm der erregte Worobjew erzählte. „Aha! Kleiner schwarzer Bart? Sehr richtig! Überzieher mit Persianerkragen? Ich verstehe. Das ist der Stuhl aus dem Armenhaus. Er hat ihn heute früh für drei Rubel gekauft.“

„Warten Sie doch . . .“ Und Worobjew schilderte dem Generaldirektor die ganze Niederträchtigkeit Vater Fedors. Ostap ward düster.

„Faule Sache“, sagte er. „Ein geheimnisvoller Gegner. Wir müssen ihm zuvorkommen. Seine Tracht Prügel hat er bei uns aufgehoben.“

Die Freunde begaben sich in das Gasthaus „Stenka Rasin“ und speisten dort. Nachdem Ostap noch in Erfahrung gebracht hatte, wo früher das Wohnungsamt war und welches Amt sich jetzt in dem Hause befand, endete dieser Tag.

Papagei, Schlosser und Kartenaufschlägerin

Ein feuchter, dunkler Torgang führte in den Hof des Hauses Nummer sieben in der Perleschingasse. Dort befanden sich zwei Türen, knapp über den scharfen Steinen des Hofplatzes. Über der rechten Tür hing ein Messingschild, darauf war in Kurrentschrift graviert: W. M. Polesow. — Über der linken Tür hing ein weißes Blechschild: Roben und Hüte.

Das alles aber war nur Schein. Im Roben- und Hüteatelier gab es keine Hüte, keine Mannequins, keine Stulpen für graziöse Damenhüte. Dagegen hauste in der Dreizimmerwohnung unter anderm ein schneeweißer Papagei in roten Höschen. Der fraß ganze Tage lang Körner und spuckte die Schalen durch das Gitter seines Turmkäfigs. Dunkelbraune Vorhänge an den Fenstern. Über dem Klavier eine Kopie des Böcklinbildes „Insel der Toten" unter Glas, in einem Phantasierahmen. Ein Stück Glas fehlte und der ungeschützte Teil des Bildes war von Fliegen derart beschmutzt, daß man im Unklaren blieb, was auf diesem Teil der Insel vorging.

Im Schlafzimmer saß die Hausfrau auf dem Bett. Sie stützte sich mit dem Ellbogen auf einen achteckigen Tisch

und legte Karten aus. Die Witwe Grizewa saß vor ihr, in einen wollenen Schal gehüllt.

„Verehrte Gnädige, vorerst muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß ich für eine Seance bei mir mindestens fünfzig Kopeken berechne."

„Bitte sehr, aber vor allem die Zukunft", bat die Witwe kläglich.

Die Hausfrau begann die Karten auszulegen. Kurz darauf schon vermochte sie das Schicksal der Witwe zu verkünden. „Große und kleine Unannehmlichkeiten warten Ihrer. Treff-König liegt auf Ihrem Herzen, der mit einer Karo-Dame befreundet ist."

Dann las sie aus der Hand. Die Handlinien der Witwe waren klar, kräftig, tadellos. Die Lebenslinie so lang, daß ihr Ende den Puls berührte. Die Linien des Verstandes und Kunstsinnes gaben sogar der Hoffnung Raum, daß die Witwe die Obsthandlung aufgeben und sodann in absehbarer Zeit der Menschheit ansehnliche Meisterwerke in irgend einem Zweig der Kunst oder der Wissenschaft schenken würde. Die Venushügel waren mächtig wie die Berge der Mandschurei und ließen wunderbare Schätze an Liebe und Zärtlichkeit ahnen.

Das alles erklärte die Kartenaufschlägerin der Witwe und gebrauchte dabei Ausdrücke, wie sie eben nur im Milieu der Graphologen, Chiromanten und Pferdehändler üblich sind.

„Ich danke Ihnen, Madame," sagte die Witwe, „ich

weiß schon, wer der Treff-König ist. Und auch die Karo-Dame ist mir bekannt. Gibt der König aber Heiratsaussicht?"

„Der König? Jawohl, es scheint so, meine Gnädige."

Von neuer Hoffnung beflügelt, ging die Witwe nach Hause. Und die Kartenaufschlägerin gähnte, ließ den Rachen einer Fünfzigjährigen sehen und begab sich zum Brunnen.

Das schüttere graue Haar, die schlaffen, weit ausladenden Hüften — sie war alt, und wenn Worobjew sie jetzt gesehen hätte, hätte er nie Elena Baur in ihr wiedererkannt, die schöne Frau des Staatsanwalts. Die von ihm so sehr geliebte Elena, von der der Gerichtssekretär gesagt hatte: „Sie ist so duftig, sie ist so luftig."

Madame Baur wurde beim Brunnen von ihrem Nachbar, dem Schlosser Viktor Michailowitsch Polesow begrüßt. Polesow füllte Wasser in einen Benzinbehälter. Er hatte das Gesicht eines Teufels aus der Operette, den man besonders lange mit Ruß geschmiert hat, bevor man ihn auf die Szene hinausließ.

Das schwarze Gesicht Polesows glänzte in der Sonne. Die Augäpfel waren gelblich. Viktor Michailowitsch war der unbeholfenste Schlosser der Stadt, woran sein unruhiges Temperament schuld war. Nie war er in seiner Werkstatt anzutreffen. Ein erloschener fahrbarer Herd

stand verlassen mitten im Schuppen, in dessen Ecken zerrissene Pneus, verrostete Schlösser herumlagen — Schlösser, die so groß waren, daß man damit Stadttore hätte schließen können —, ein Kinderwagen, ein für ewig verstummtes Grammophon, verfaulte Lederriemen, altes Glaspapier, ein österreichisches Bajonett und sonst noch eine Menge unnützer, zerrissener, verbogener und zerbrochener Dinge.

Die Kunden fanden Viktor Michailowitsch nie vor. Sicher kommandierte er irgendwo, wollte Ordnung machen, wo nichts in Ordnung zu bringen war. Es war nie Zeit zum Arbeiten, er hatte nämlich ein sonderbares Steckenpferd. Er konnte es beispielsweise nicht ruhig mitansehen, wenn ein Lastwagen in irgend einen Hof hineinfuhr. Dann sprang er gleich hinzu, kreuzte die Arme über der Brust und verfolgte verächtlich das Gebaren des Kutschers. Dann begann er zu schikanieren: „Wie kann man so fahren? Du mußt nach links steuern."

Der erschreckte Kutscher fuhr nach links.

„Was machst du da, du Scheusal?" regte sich Viktor Michailowitsch auf. „Früher einmal wärst du für so eine Fahrerei geprügelt worden!"

Und derartige Ereignisse hielten ihn immer wieder von der Arbeit ab. Gab es einen Wagenzusammenstoß, so riet Polesow, wie am besten zu helfen wäre. Wurde eine Telegraphenstange ausgewechselt, so paßte Viktor Michailowitsch auf, ob richtig gearbeitet wurde. Endlich aber fuhr die Feuerwehr heran, und Polesow, durch die

Trompetentöne aufgestachelt und von Unruhe verzehrt, lief hinter den Feuerwagen her.

Zuweilen aber wurde Viktor Michailowitsch von Arbeitsfieber erfaßt. Dann verschwand er für einige Tage in seiner Werkstatt und arbeitete schweigend. Die Lastwagen konnten beliebig in die Höfe einfahren, es gab vielleicht keine Zusammenstöße mehr, Feuerwehr und Prozessionen gingen einsam und verlassen ihrer Wege. — Polesow arbeitete. So führte er einmal, nach einer solchen Fleißperiode, ein Motorrad wie einen Hammel an den Hörnern in den Hof hinaus. Dieses Fahrzeug hatte er aus alten Autobestandteilen, Feuerlöschern, Fahrrädern und Schreibmaschinen zusammengesetzt. Ein Zettel „Probefahrt" hing an einem Bindfaden vom Sitz herunter. Ringsum sammelten sich Leute, Ohne jemanden zu beachten, setzte Viktor Michailowitsch das Pedal mit der Hand in Bewegung. Zehn Minuten lang nichts. Dann vernahm man ein blechernes Röcheln, der Apparat erbebte und hüllte sich in Rauch. Polesow sprang in den Sitz. Das Motorrad raste mit ihm durch den Torgang in die Mitte der Straße und blieb plötzlich stehen, wie von einer Kugel getroffen. Viktor Michailowitsch bereitete sich schon vor, abzusteigen, um seine rätselhafte Maschine zu untersuchen, als sie plötzlich rückwärts fuhr, ihren Schöpfer durch den Torgang zurücktrug und mitten im Hofe, auf demselben Fleck, von wo sie ausgefahren war, stehen blieb. Dort ächzte sie tosend und explodierte. Polesow rettete sich wie durch ein

Wunder. Und als er später wieder seinen Arbeitsfimmel hatte, schuf er aus den Resten der Maschine einen Motor, der einem normalen Motor sehr ähnlich war, aber nicht arbeitete.

Die Geschichte mit dem Tor des Hauses Nummer sieben aber war der Gipfel von allem. Die Verwaltung dieses Hauses gab Polesow den Auftrag, das Haustor vollkommen in Ordnung zu bringen und es nach seinem eigenen Geschmack mit irgend einer praktischen Farbe zu lackieren. Die Verwaltung ihrerseits verpflichtete sich, Polesow bei Ablieferung der Arbeit einundzwanzig Rubel zu zahlen.

Viktor Michailowitsch trug wie Simson das Tor eigenhändig heim und machte sich in seiner Werkstatt enthusiastisch an die Arbeit. Zwei Tage brauchte er, um das Tor auseinanderzunehmen. Die gußeisernen Verzierungen lagen im Kinderwagen, eiserne Stangen und Haken unter der Hobelbank. Einige Tage verbrachte er damit, die Schäden des Tores zu besichtigen. Da aber gab es plötzlich in der Stadt eine große Kalamität. In der Holzstraße platzte das große Wasserleitungsrohr und Polesow verbrachte den Rest der Woche an der Unfallstätte. Dort lächelte er ironisch, schrie die Arbeiter an und spähte jeden Moment in die Erdgrube. Als dieses Organisationsfieber etwas nachließ, wollte er sich wieder dem Tor widmen, da war es aber schon zu spät. Die Kinder auf dem Hof spielten bereits mit den gußeisernen Verzierungen und Haken. Die Hälfte der Dinge fehlte und es war nicht

möglich, sie wieder aufzufinden. Dadurch wurde Viktor Michailowitsch die Arbeit ganz gleichgültig. Und in dem völlig offen stehenden Hause Nummer sieben gingen schreckliche Dinge vor. Man stahl nasse Wäsche vom Boden und eines Tages wurde sogar ein kochender Samowar aus dem Hofe gestohlen. Viktor Michailowitsch half persönlich bei dem Versuch, den Dieb zu fangen. Der aber lief munter weiter, obwohl er in seinen ausgestreckten Armen den kochenden Samowar trug, aus dessen Blechrohr die Flamme stieg, er drehte sich manchmal um und beschimpfte den an der Tete laufenden Polesow. — Am meisten aber litt der Hausmeister des betreffenden Hauses. Sein nächtlicher Verdienst war beim Teufel. Es gab kein Tor und die vom Bummel heimkommenden Hausbewohner behielten ihre zehn Kopeken Sperrgeld in der Tasche.

So war denn auch der Hausmeister der erste, der kam, um zu erfahren, wie es mit der Arbeit stand. Er flehte Polesow an, sich zu beeilen und begann schließlich unklare Drohungen auszustoßen. Die Situation wurde immer gespannter.

„Ja richtig! Wissen Sie, wen ich heute gesehen habe? Worobjew!" rief der Schlosser.

Elena Stanislawowna lehnte sich an den Brunnen und hob verwundert den vollen Wasserkrug in der Luft hoch.

Plötzlich bemerkte Polesow etwas Unangenehmes. Er

packte seinen Wassereimer und versteckte sich rasch in der Abfallkiste. Der Hausmeister kam langsam in den Hof, blieb beim Brunnen stehen und spähte nach allen Seiten. Als er Viktor Michailowitsch nirgends entdeckte, wurde er traurig. „Ist Witka, der Schlosser, schon wieder nicht da?" fragte er Elena Stanislawowna.

„Ach, ich weiß nichts," sagte die Kartenaufschlägerin, „ich weiß nichts." Und sie ging, ungewöhnlich erregt ins Haus, wobei sie das Wasser aus dem Eimer fast ganz vergoß.

Der Hausmeister begab sich in die Werkstatt des Schlossers. Die Tür war mit einem Vorhängschloß versperrt. Der Hausmeister hieb mit dem Fuß gegen das Schloß und sagte haßerfüllt: „Du Pestbeule." So stand er noch drei Minuten bei der Tür zur Werkstatt und sog sich voll mit giftigen Gefühlen, dann riß er lärmend das Schild ab, trug es in die Mitte des Hofes, stellte sich mit beiden Beinen darauf und begann Krawall zu machen.

„Schlosser! — Mechaniker!" rief er. „Du Hundearistokrat!"

Als der Skandal seinen Höhepunkt erreicht hatte, kam ein Wachmann hinzu und schleppte den Hausmeister schweigend zur Miliz. Der schlug seine Arme weinend um den Hals des Wachmanns, folgte ihm willig und weinte bitterlich.

Die Gefahr war vorbei und der müde gewordene Viktor Michailowitsch kroch aus der Kiste hervor. „Grobian!"

rief er, „Grobian! Ich werde dir schon zeigen, du Schuft!“

„Genug, Viktor Michailowitsch!“ rief Elena Stanislawowna von ihrem Küchenfenster her. „Kommen Sie auf einen Moment zu mir.“

Sie stellte ein Tellerchen mit Kompott vor Polesow, ging im Zimmer herum und fragte ihn aus.

„Ich sage Ihnen doch, daß er es war. Nur ohne Schnurrbart, aber“, schrie Viktor Michailowitsch, wie es seine Gewohnheit war, „ich kenne ihn doch sehr gut!“

„Leiser . . . O Gott! Warum ist er hergekommen? Was glauben Sie?“

Ein ironisches Lächeln erhellte Polesows schwarzes Gesicht. „Und Sie, was denken Sie?“ Er lächelte noch ironischer.

„Jedenfalls nicht, um mit den Bolschewiken Verträge zu schließen. — Glauben Sie, daß ihm eine Gefahr droht?“

„Wer läuft keine Gefahr in Sowjetrußland, besonders in einer solchen Situation wie der Worobjews? Umsonst läßt man sich nicht den Schnurrbart wegrasieren, Elena Stanislawowna.“

„Kommt er in irgend einer Mission aus dem Ausland?“ erwog Elena Stanislawowna, schwer atmend.

„Zweifellos“, antwortete der geniale Schlosser.

„Zu welchem Zweck wäre er denn hier?“

„Seien Sie kein Kind.“

„Das ist mir jetzt ganz gleichgültig. Ich will ihn sehen.“

„Wissen Sie auch, was Sie in dem Fall riskieren?“

„Das ist mir gleichgültig! Ich halte es nicht aus, Ipolit Matweewitsch nach zehnjähriger Trennung nicht zu sehen. Ich flehe Sie an, finden Sie ihn! Bringen Sie in Erfahrung, wo er ist! Sie kommen so viel herum. Es wird Ihnen nicht schwer fallen. Sagen Sie ihm, daß ich ihn sehen will. Hören Sie?"

Den Papagei in den roten Höschen, der in seinem Käfig geschlummert hatte, erschreckte das laute Gespräch, er versteckte den Kopf ins Gefieder und blieb still.

„Elena Stanislawowna," sagte der Schlosser, erhob sich und drückte seine Fäuste an die Brust, „ich werde ihn finden und mich mit ihm in Verbindung setzen."

Viktor Michailowitsch aß sein Kompott auf und empfahl sich von der Witwe, nachdem er ihr nachdrücklich ans Herz gelegt hatte, alles streng geheim zu halten.

Eine wunderbare Frau — der Traum des Poeten

In einem Zimmer des Hotels Sorbonne, das luxuriös mit zwei Betten und einem Nachtkasten möbliert war — wurde ein mordsmäßiges Schnauben und Wiehern vernehmbar. Worobjew wusch sich lustig und putzte seine Nase. Der große Kombinator lag im Bett und besichtigte die Schäden seiner kanariengelben Stiefel.

„Ja, was ich sagen wollte," begann er, „ich möchte Sie bitten, Ihre Schuld zu bezahlen."

Worobjew riß das Handtuch vom Gesicht weg und sah seinen Kompagnon mit starren Augen an.

„Was gibt's da zu wundern? Ich habe Ihnen gestern zu sagen vergessen, daß mich die Recherchen betreffs der Stühle siebzig Rubel gekostet haben. Eine Empfangsquittung liegt bei. Geben Sie fünfunddreißig Rubel her. Ich will hoffen, daß es sich so verhält, daß die Kompagnons die Ausgaben zur Hälfte tragen?"

Worobjew setzte seinen Zwicker auf, prüfte die Empfangsbestätigung und zahlte unwillig das Geld aus. Doch konnte dieser Vorfall seine Freude eigentlich nicht trüben. Hielt er doch einen ungeheuern Schatz schon fast in Händen. Ein Dreißig-Rubelschein — da verlor sich eben ein

Stäubchen aus dem Strahlenglanz eines Brillantenberges. Worobjew lächelte selig, trat in den Korridor hinaus und spazierte dort umher. Pläne eines neuen Lebens, das mit dem Brillantenschatz fundiert werden sollte, erheiterten ihn. — Und der heilige Vater? — dachte er boshaft — dem wird es nicht gelingen, die Stühle wird er nie im Leben erblicken. —

Worobjew ging bis zum Ende des Korridors und drehte wieder um. Die weiß lackierte Tür des Zimmers Nummer dreizehn öffnete sich und ihm entgegen kam Vater Fedor. Er trug ein blaues Hemd, als Gürtel eine abgeschabte schwarze Schnur mit einer Quaste. Sein gutes Gesicht strahlte vor Glück. Er wollte auch ein wenig im Gang spazieren. Die Gegner kamen einige Male aneinander vorbei, sahen einander triumphierend an und gingen weiter. An den Korridorenden drehten sie sich gleichzeitig um und näherten sich einander wieder. Entzücken erfüllte Worobjews Brust. Und von denselben Gefühlen war Vater Fedor geschwellt. Beide empfanden das gleiche Mitleid für den geschlagenen Gegner. Endlich, bei der fünften Begegnung, hielt es Worobjew nicht mehr aus. „Guten Tag, Vater", begann er unbeschreiblich süß.

Vater Fedor sammelte die ganze Ironie, die ihm Gott gegeben hatte, und antwortete: „Guten Morgen, Herr Worobjew."

Die Feinde gingen in entgegengesetzter Richtung weiter. Als sie wieder aneinander vorbeikamen, sagte Worob-

jew nachlässig: „Habe ich Ihnen letzthin bei unserer Begegnung nicht weh getan?“

„Nein, durchaus nicht, es war mir ein Vergnügen, Sie zu treffen.“

Sie gingen wieder jeder seiner Wege. Vater Fedors Fratze begann Worobjew aufzustacheln. „Jetzt lesen Sie also keine Messe mehr?“ fragte er bei der nächsten Begegnung.

„Wo denken Sie hin! Die Gemeindemitglieder haben sich in die Stadt verzogen, um Schätze zu suchen.“

„Merken Sie sich, eigene Schätze! Eigene!“

„Ich weiß nicht, wessen Schätze, ich weiß nur, daß sie sie suchen.“

Worobjew wollte etwas Anzügliches sagen, öffnete den Mund zu diesem Zweck, fand aber das Richtige nicht und schritt ärgerlich in sein Zimmer zurück. Gleich darauf trat der Sohn des türkischen Staatsangehörigen, Ostap Bender, heraus und über die Schnüre seiner Stiefel stolpernd, ging er auf Vater Wostrikow zu. Die Rosen auf den Wangen Vater Fedors welkten.

„Kaufen Sie alten Kram?“ fragte Ostap drohend. „Stühle? Alte Kleider? Schuhwichsschachteln?“

„Was wünschen Sie?“ flüsterte Vater Fedor.

„Ich möchte Ihnen meine alte Hose verkaufen. Warum schweigen Sie, wie der Bischof am Empfangstag?“

Vater Fedor lenkte die Schritte langsam seinem Zimmer zu.

„Alte Sachen kaufen wir, die neuen stehlen wir!“ rief ihm Ostap nach. „Also wie ist es mit der Hose, Verehrtester? Nehmen Sie sie? Ich hätte noch die Ärmel von einer Weste und die Ohren eines toten Esels zu verkaufen. Wenn Sie die ganze Partie nehmen, so kommt es Sie billiger. Und das alles liegt nicht in Stühlen versteckt, Sie brauchen nicht erst zu suchen!! Ha?“

Ostap war befriedigt und ging langsam zurück, mit den Schuhschnüren den Boden schlagend. Als die bedrohlich kräftige Gestalt weit genug war, steckte Vater Fedor den Kopf zur Tür hinaus und quietschte mit lang zurückgehaltener Empörung: „Du Blödian!“

„Was?“ rief Ostap und lief zurück, die Türe war aber bereits geschlossen und nur das Schloß knallte laut. Ostap neigte sich zum Schlüsselloch, hielt die Hände röhrenförmig an den Mund, sagte deutlich: „Sie sind ein gemeiner Mensch, Papachen!“ und ging rasch in sein Zimmer.

Die Freunde nahmen den grünen Zettel vor, auf dem vermerkt stand, wo sich die noch übrigen elf Stühle befanden. Sie studierten ihn sorgfältig.

Aus der Lektüre des Bogens ging hervor, daß zehn Stühle seinerzeit dem Museum der Möbelindustrie übergeben worden waren, ein Stuhl war an den Genossen Grizew in Stargorod, Plechanowstraße Nummer fünfzehn, gekommen.

Die Freunde kehrten erst gegen Abend nach Hause zurück. Worobjew war besorgt. Ostap strahlte. Er hatte

neue himbeerfarbene Schuhe mit Gummiabsätzen an, schekkige Fußsocken, grün und schwarz kariert, eine gelbliche Mütze und ein kunstseidenes Halstuch.

„Der elfte Stuhl befindet sich also hier in dieser Stadt," sagte Worobjew, „wie werden wir ihn aber bekommen? Kaufen? Was werden wir tun?"

Ostap betrachtete liebevoll die Absätze seiner neuen Stiefel. „Chic moderne", sagte er. „Was wir tun werden? Regen Sie sich nicht auf, Obmann des Gubernialadels, die Operation werde ich schon durchführen. Kein Stuhl der Welt wird diesen Stiefeln Widerstand leisten können."

Worobjew geriet in Fieber. „Sie müssen wissen, die Brillanten sind da, bei Gott ... Ich fühle es ... Wahrlich, ich fühle es."

„Beruhigen Sie sich, kleiner Liebling."

„Grizew ist tot, den Stuhl besitzt die Witwe. Man muß ihn bei Nacht stehlen! Das Einfachste, bei Gott!"

„Für einen Adeligen sind Sie immerhin etwas kleinlich. Das schlagen Sie sich aus dem Kopf! Es wäre eine Gemeinheit, eine arme Witwe zu berauben."

Worobjew kam zur Besinnung. „Ich möchte es aber möglichst rasch machen", sagte er flehend.

„Rasch werden nur Katzen geboren", sagte Ostap in belehrendem Ton. — „Ich werde sie heiraten."

„Wen?!"

„Frau Grizewa."

„Wozu denn?"

„Damit ich ruhig und ohne Aufsehen den Stuhl untersuchen kann."

„Aber damit binden Sie sich doch fürs ganze Leben!"

„Was tut man nicht alles, damit das Unternehmen gedeiht."

Gegen Morgen stürzte Ostap Bender ins Zimmer, zog seine himbeerfarbenen Stiefel aus, stellte sie auf den Nachtkasten, streichelte das glänzende Leder und sprach mit Gefühl: „Meine kleinen Freunde."

„Wo waren Sie?" fragte Worobjew verschlafen.

„Bei der Witwe", antwortete Ostap leise.

Worobjew stützte sich auf den Ellbogen: „Werden Sie sie heiraten?"

Ostaps Augen glänzten. „Als Ehrenmann muß ich sie jetzt schon heiraten."

Worobjew grunzte verschämt.

„Ein feuriges Weib", sagte Ostap. „Der Traum der Poeten, die provinzielle Unschuld in Person. In großen Städten begegnet man solchen Frauen nicht mehr, an der Peripherie aber sind sie noch zu finden."

„Wann ist die Hochzeit?"

„Morgen."

„Und was wird mit unserer Sache werden? Sie heiraten? Vielleicht wird man nach Moskau fahren müssen!"

„Wozu regen Sie sich auf? Die Sitzung dauert weiter."

„Und Ihre Frau? Was geschieht in diesem Fall?"

„Meine Frau? Die Brillantenwitwe? Eine Bagatelle. Plötzliche Abberufung nach Moskau. Ein kleiner Vortrag in der Sowjetkommission. Abschiedsszene und gebackenes Huhn für die Reise. Wir werden bequem reisen. Schlafen Sie gut."

Die Nacht war warm. Von den Abfallkisten her roch es nach Borscht und Veilchen. Am Morgen darauf begegnete der Schlosser den flanierenden Unternehmern. Er ging ihnen eine Zeitlang nach, hielt sich zurück, wartete, bis niemand in der Nähe war, dann näherte er sich Worobjew.

„Guten Morgen, Herr Worobjew", sagte er achtungsvoll.

Worobjew wurde etwas unheimlich zu Mute. „Ich habe nicht die Ehre", murmelte er.

Ostap rückte die rechte Schulter vor und trat zu dem Schlosser. „Nun," sagte er, „was haben Sie meinem Freund zu sagen?"

„Sie müssen sich durchaus nicht beunruhigen", flüsterte Polesow und sah sich um. „Ich komme von Elena Stanislawowna."

„Was soll das heißen? Ist sie hier?"

„Jawohl. Und möchte Sie gern sehen. Denken Sie nichts Schlechtes, Herr Worobjew. Sie kennen mich nicht, ich aber erinnere mich sehr gut an Sie."

Es entstand eine Pause.

„Ich habe Sie gesehen und lange nachgedacht, wer das sein könnte. Dann habe ich mich erinnert. Beun-

ruhigen Sie sich nicht, Herr Worobjew, alles wird geheim gehalten werden."

„Eine Bekannte?" fragte Ostap geschäftlich.

„M— ja, eine alte Bekannte . . ."

„In dem Fall könnten wir vielleicht zu der alten Bekannten zum Speisen gehen. Was mich betrifft, so habe ich großen Hunger. Gehen wir. Führen Sie uns, geheimnisvoller Unbekannter."

Als Polesow an der Tür klopfte und Elena Stanislawowna „Wer da?" fragte, erzitterte Worobjew. Die Stimme seiner Geliebten, immer noch dieselbe wie damals im Jahre 1899.

Die Alte warf sich ihm an den Hals. „Ich danke Ihnen", sagte sie. „Ich weiß, was Sie riskieren, indem Sie zu mir kommen. Sie sind noch immer derselbe großherzige Ritter. Ich frage Sie nicht, zu welchem Zweck Sie aus Paris gekommen sind. Sie sehen, ich bin nicht neugierig."

„Ich bin doch gar nicht aus Paris gekommen", sagte Worobjew verloren.

„Ich und mein Kollege kommen aus Berlin," berichtigte Ostap und drückte gleichzeitig Worobjews Ellbogen, „ich möchte aber nicht, daß man davon spricht."

Bald darauf wieder unterbrach er Worobjew, der sich an den Frühling seines Lebens zu erinnern begann und sagte: „Berlin hat eine merkwürdige Gewohnheit. Man pflegt dort so spät zu speisen, daß man nicht weiß, ist es

ein spätes Mittagessen oder ein frühes Abendbrot."

Elena Stanislawowna besann sich, riß ihren Kaninchenblick von Worobjew los und ging in die Küche.

„Und jetzt vorwärts, vorwärts, vorwärts!" flüsterte Ostap. Er nahm Polesow unter den Arm. „Wird die Alte keine Unannehmlichkeiten bereiten? Eine verläßliche Frau?"

Polesow faltete die Hände, wie zum Gebet.

„Rußland wird Sie nicht vergessen", sagte Ostap wichtig.

Worobjew hielt einen süßen Piroggen in der Hand und hörte Ostap verwundert zu. Der war aber nicht zu halten. Er ging los. Der große Organisator war begeistert — die Rauschstimmung vor einem großen Coup. Er lief wie ein Panther im Zimmer herum.

Elena Stanislawowna sah ihn in dieser Aufregung, als sie eben einen Samowar mühevoll aus der Küche trug. Ostap trat galant zu ihr, nahm ihr den Samowar ab und stellte ihn auf den Tisch. Der Samowar brodelte. Ostap beschloß zu handeln.

„Madame," sagte er, „wir sind glücklich, in Ihrer Person . . ." Er wußte nicht, wen er in Elena Stanislawownas Person zu sehen glücklich war und mußte von neuem beginnen. So sagte er in geschäftlichem Ton: „Ein großes Geheimnis. Staatsgeheimnis." Er wies mit der Hand auf Worobjew. „Wer ist Ihrer Meinung nach dieser mächtige Alte? Sagen Sie nichts — Sie

können es nicht wissen. Dies ist ein Riese des Gedankens, Vater der russischen Demokratie und eine dem Zaren nahestehende Persönlichkeit."

Worobjew stand auf und sah sich verloren um. Da er aus Erfahrung wußte, daß Ostap Bender nichts ohne Berechnung tat, schwieg er. Polesow dagegen erzitterte vor allem, was er hier hörte. Er stand in der Pose eines Menschen da, der bereit ist, den Parademarsch zu exekutieren, den Kopf stramm nach oben gerichtet. Elena Stanislawowna setzte sich auf einen Stuhl und sah Ostap erschrocken an.

„Sind viele der Unseren in der Stadt?" fragte Ostap ohne Umschweife. „Wie ist die Stimmung hier? Elena Stanislawowna, wir wollen uns mit Ihrer Hilfe mit den besten Persönlichkeiten der Stadt in Verbindung setzen, mit jenen, die durch das leidige Schicksal gezwungen sind, sich reserviert zu verhalten. Wen kann man Ihrer Ansicht nach hierher einladen?"

Bei der Beratung, an der auch Viktor Michailowitsch teilnahm, kam man zu dem Schluß, daß man Maxim Petrowitsch Tscharuschnikow berufen konnte, den gewesenen Beamten des städtischen Rathauses, der jetzt seltsamerweise Sowjetarbeiter geworden war, ferner den Geschäftsmann Djadjew, sowie den Direktor der Odessaer Kunstgewerbegenossenschaft Kisljarski und schließlich noch zwei sehr verläßliche junge Leute.

„Da wir so weit sind, stelle ich das Ersuchen, diese

genannten Herren sofort zu einer kleinen, streng geheimen Beratung einzuladen."

Polesow stürzte aus der Tür. Die Kartenaufschlägerin sah Worobjew verehrungsvoll an und entfernte sich gleichfalls.

„Was soll das bedeuten?" fragte Worobjew und blies die Wangen auf.

„Das bedeutet, daß Sie ein Reaktionär sind", sagte Ostap.

„Warum?"

„Darum . . . Gestatten Sie mir eine ziemlich banale Frage — wieviel Geld besitzen Sie?"

„Fünfunddreißig Rubel."

„Und mit diesem Betrag wollen Sie alle Ausgaben unseres Unternehmens bestreiten?"

Worobjew schwieg.

„Das ist eben die Sache, mein teurer Chef. Ich glaube, Sie beginnen zu verstehen. Sie werden jetzt eine Stunde lang ein Phänomen an Geist vorstellen müssen und gleichzeitig eine Persönlichkeit, die dem Zaren nahegestanden hat."

„Wozu all das?"

„Weil wir ein gewisses Betriebskapital brauchen. Ich feiere heute meine Hochzeit. Ich bin kein hergelaufener Bettler. Ich lasse mich nicht lumpen. Ich will an diesem besonderen Tag ein Gelage veranstalten."

„Was habe ich also zu tun?" stöhnte Worobjew.

„Sie haben nur zu schweigen. Zuweilen nur, um sich wichtig zu machen, blasen Sie die Wangen auf."

„Das alles ist doch . . . Betrug."

„Wer hat das eben gesagt? War es vielleicht Graf Tolstoi? Oder Darwin? Nein, ich hörte es eben aus dem Munde eines Menschen, der gestern noch in die Wohnung der Grizewa eindringen und der armen Witwe die Möbel stehlen wollte. Denken Sie lieber nicht nach. Schweigen Sie und vergessen Sie nicht, die Wangen aufzublasen."

„Wozu sich in eine so gefährliche Sache einlassen? Man wird uns noch anzeigen!"

„Beunruhigen Sie sich nicht. Die Sache wird so durchgeführt werden, daß niemand sie verstehen wird. Jetzt wollen wir Tee trinken."

Während die Unternehmer aßen und tranken und der Papagei seine Körner vertilgte, erschienen die Gäste.

Nikescha und Wladja kamen mit Polesow. Viktor Michailowitsch wagte es nicht, die jungen Leute dem Geistesriesen vorzustellen. Sie setzten sich in eine Ecke und sahen zu, wie der Vater der russischen Demokratie kaltes Kalbfleisch verzehrte.

Der gewesene Beamte des städtischen Rathauses, ein dicker, alter Mann, schüttelte lange Worobjews Hand und sah ihm in die Augen. Begleitet von Ostaps wachem, lebhaftem Interresse tauschten die Mitbürger der Stadt ihre Höflichkeiten aus. Mitten im allgemeinen Gespräch

wandte sich Ostap an Tscharuschnikow: „In welchem Regiment haben Sie gedient?“

Tscharuschnikow räusperte sich. „Ich ... ich habe überhaupt nicht gedient, da ich das Vertrauen der Gesellschaft besaß und enthoben wurde.“

„Sind Sie Adeliger?“

„Ja, ich bin es gewesen.“

„Ich hoffe, Sie sind es geblieben? Nur Mut. Man wird Sie brauchen. Hat Ihnen Polesow gesagt? — Das Ausland wird uns helfen. Vollständige Geheimhaltung der Organisation aber ist nötig! Aufpassen!“

Ostap jagte Polesow von Nikescha und Wladja weg und fragte gerade heraus, streng: „In welchem Regiment habt ihr gedient? Das Vaterland wird euch brauchen. Seid ihr adelig? Sehr gut. Der Westen wird uns helfen. Nur Mut. Vollständige Geheimhaltung der Organisation, daß heißt der Einzahlungen und ähnliches, ist am Platze. Aufpassen!“

Ostap fieberte. Die Sache rollte, wie es schien, im richtigen Geleise. Elena Stanislawowna stellte ihn dem Inhaber einer Speditionsfirma vor. Ostap führte denselben beiseite, empfahl ihm Mut, fragte, in welchem Regiment er gedient habe, versprach Hilfe des Auslands und ersuchte um vollständige Geheimhaltung der Organisation. Das erste Gefühl des Inhabers der Speditionsfirma dabei war der Wunsch, so bald als möglich aus der Wohnung dieser Verschwörer wegzukommen. Er be-

trachtete seine Firma als viel zu seriös, um sich in irgendwelche dunkle, riskante Sachen einzulassen. Bald aber begann die leidenschaftlich bewegte Persönlichkeit Ostaps auf ihn zu wirken und er wankte.

Die Diskussion am Teetisch wurde lebhafter. Die Eingeweihten sagten vollkommenes Stillschweigen zu. Dann wieder sprach man von den letzten Neuigkeiten in der Stadt.

Als letzter erschien der Bürger Kisljarski, der kein Adeliger war und in keinem Regiment gedient hatte. Nach kurzem Gespräch mit Ostap begriff er, um was es sich handelte.

„Nur Mut", sagte Ostap väterlich belehrend.

Kisljarski versprach, mutig zu sein.

„Sie als Vertreter des Privatkapitals können sich nicht taub stellen, wenn das Vaterland stöhnt."

Kisljarski ward teilnahmsvoll, traurig.

„Wissen Sie, wer da sitzt?" fragte Ostap und wies auf Worobjew.

„Jawohl, ich kenne ihn," antwortete Kisljarski, „das ist Herr Worobjew."

„Dies ist", sagte Ostap, „ein Riese des Gedankens, der Vater der russischen Demokratie und eine Person, die dem Zaren nahegestanden hat."

— Im besten Falle zwei Jahre Gefängnis mit strenger Isolierung — dachte Kisljarski und erbebte, — warum bin ich nur hierhergekommen. —

„Ein Geheimbund des Schwertes und des Pfluges!“ flüsterte Ostap unheilverkündend.

— Zehn Jahre Gefängnis! — dachte Kisljarski.

„Übrigens können Sie sich entfernen, aber ich warne Sie und mache Sie darauf aufmerksam, unsere Arme sind lang . . .“

Kisljarskis Gesicht wurde marmorbleich. Heute noch hatte er gut und sorglos zu Mittag gegessen — Hühnermagen-Bouillon — und hatte nichts gewußt von der Existenz eines Bundes „Schwert und Pflug“. Er blieb — die „langen Arme“ hatten keinen guten Eindruck auf ihn gemacht.

„Bürger!“ sagte Ostap, indem er die Sitzung eröffnete. „Das Leben diktiert sein Gesetz, sein grausames Gesetz. Ich werde nicht von dem Ziel unserer Bestrebungen sprechen — Sie kennen es. Ein heiliges Ziel. Rings um uns vernehmen wir ein Stöhnen. Von allen Seiten unseres großen Vaterlandes ruft man um Hilfe. Wir müssen und werden helfen. Wir alle schlafen in unseren Betten und decken uns mit warmen Decken zu. Aber die kleinen Kinder, die Waisen, sind verlassen. Diese Straßenblumen oder, wie die Proleten der intellektuellen Arbeit sagen, diese Asphaltblumen, sind eines besseren Loses wert. Wir, meine Herren Geschworenen, wir müssen ihnen helfen. Und wir, meine Herren Geschworenen, wir werden ihnen helfen.“

Der Inhaber der Speditionsfirma war sehr zufrieden.

— Sehr schön gesagt — beschloß er — wenn es sich darum handelt, kann man auch Geld hergeben. Im Falle es gelingt, winken Ehren für mich. Gelingt es nicht und steckt etwas anderes dahinter, so geht es mich nichts an. Ich habe den Kindern helfen wollen und Schluß.—

„Genossen," fuhr Ostap fort, „man braucht sofortige Hilfe! Wir müssen die Kinder den schrecklichen Fängen der Straße entreißen und wir werden es tun! Helfen wir den Kindern. Vergessen wir nicht, daß die Kinder die Blüten des Lebens sind. Ich lade Sie ein, sofort einzuzahlen und den Kindern zu helfen. Nur den Kindern und keinem andern. Verstehen Sie mich?"

Ostap zog aus der Seitentasche eine Legitimation und einen Sammelbogen. „Ich bitte Sie, die gezeichneten Summen sofort in bar auszuzahlen. Herr Worobjew wird meine Vollmacht bestätigen." Worobjew blies die Wangen auf und nickte.

„Die Reihenfolge dem Alter nach, meine Herren," sagte Ostap, „fangen wir bei dem sehr geehrten Maxim Petrowitsch an."

Der geehrte Maxim Petrowitsch gab dreißig Rubel. „Wenn bessere Zeiten kommen, werde ich mehr geben", sagte er.

„Bessere Zeiten werden bald kommen," sagte Ostap, „übrigens steht die Summe in keinem Verhältnis zu dem Elend der Waisen, die ich augenblicklich vertrete."

Nikeschа und Wladja gaben acht Rubel.

„Wenig, ihr jungen Leute.“

Poleſow lief nach Hauſe und brachte fünfzig Rubel.

„Sehr gut, Huſar,“ ſagte Oſtap, „für das erſtemal ſehr hübſch. Und nun die Herren Kaufleute?“

Djadjew und Kisljarſki handelten lange, Oſtap aber war unerbittlich. „Ich finde dieſe Geſpräche, da Herr Worobjew ſelbſt anweſend iſt, blamabel und peinlich.“

Worobjew ſenkte den Kopf. Die Kaufleute opferten zu Gunſten der Kinder vierhundert Rubel.

„Vierhundertachtundachtzig Rubel, alles zuſammen“, rief Oſtap. „Schade! Zwölf Rubel fehlen zur runden Ziffer.“

Elena Stanislawowna, die es ſich lange überlegt hatte, ging in ihr Schlafzimmer und brachte aus ihrer alten Handtaſche die fehlenden zwölf Rubel.

Das Ende der Sitzung trug einen weniger feierlichen Charakter. Oſtap machte Witze. Elena Stanislawowna wurde ſentimental. Die Gäſte gingen allmählich und verabſchiedeten ſich achtungsvoll von dem Organiſator.

„Das Datum der nächſten Sitzung wird euch mitgeteilt werden,“ ſagte Oſtap beim Abſchied, „ſtrengſtes Geheimnis. Die Kinderhilfsaktion muß geheim bleiben. Das liegt übrigens in eurem eigenen Intereſſe.“

Bei dieſen Worten war Kisljarſki nahe daran, noch fünfzig Rubel zu geben, nur um zu keiner Sitzung mehr kommen zu müſſen. Nur mit Mühe hielt er ſich davon zurück.

„Nun," sagte Ostap, „gehen wir. Ich hoffe, daß Sie, Herr Worobjew, Frau Elena Stanislawownas Gastfreundschaft in Anspruch nehmen und bei ihr übernachten werden. Auch ist es für unsere Zwecke sehr ratsam, daß wir uns auf einige Zeit trennen."

Worobjew machte Ostap verzweifelte Zeichen, der aber tat, als merke er nichts und ging.

Die Gemächer der Witwe Grizewa erstrahlten im Licht. An der Spitze der Hochzeitstafel saß der Sohn des türkischen Staatsbürgers — Ostap. Er war elegant und betrunken.

Die Gäste machten viel Lärm. Die Braut war nicht mehr jung, sicher mindestens fünfunddreißig. Von der Natur war sie mit einem großen Busen bedacht worden, roten Wangen und einem fetten Hals. Den ihr eben angetrauten Mann vergötterte und fürchtete sie zugleich. So kam es auch, daß sie ihn nicht mit dem Taufnamen, sondern Genosse Bender nannte.

Ipolit Matweewitsch saß auf dem wunderbaren Stuhl. Während der Dauer des Hochzeitsmahles erhob er sich mehrmals und ließ sich dann mit seinem ganzen Gewicht fallen, um etwa das Harte in dem Stuhl zu fühlen. Manchmal kam es ihm vor, als spüre er es deutlich. Dann gefielen ihm alle Anwesenden besonders gut und er rief aus vollem Halse: „Hurra!"

Ostap hielt die ganze Zeit Reden und Toaste. Man trank für die Volksaufklärung und für Turkestan. Dann empfahlen sich die Gäste. Worobjew blieb im Vorzimmer stehen und flüsterte Ostap zu: „Halten Sie sich nicht zu lange auf. Die Brillanten sind da."

„Sie sind viel zu materialistisch," erwiderte der angeheiterte Ostap, „warten Sie auf mich im Hotel. Gehen Sie nicht weg. Ich kann jeden Moment kommen. Zahlen Sie die Hotelrechnung, damit alles bereit ist. Und jetzt wünschen Sie mir gute Nacht."

Worobjew ging ins Hotel Sorbonne und verbrachte die Zeit in großer Aufregung.

Um fünf Uhr früh erschien Ostap mit dem Sessel. Er stellte ihn in die Mitte des Zimmers und setzte sich darauf.

„Wie haben Sie das bewerkstelligt?" fragte Worobjew endlich.

„Sehr einfach, wie man es eben im Familienkreis macht. Die Witwe schlief und träumte. Ich hatte nicht das Herz, sie zu wecken. So leid es mir tat, ich war gezwungen, der Geliebten einen Zettel zu hinterlassen: Ich muß nach Novochopersk, habe dort einen Vortrag zu halten. Warte nicht auf mich mit dem Mittagessen. Dein Zuckermäuschen. Und den Sessel habe ich mitgenommen. So früh am Morgen verkehrt keine Elektrische und ich mußte mich unterwegs ausruhen."

Worobjew stürzte sich knurrend auf den Stuhl.

„Still," sagte Ostap, „man muß geräuschlos handeln."

Er entnahm seiner tiefen Tasche ein Messer und schnitt sorgfältig den Stoff weg, ohne ihn zu beschädigen.

„So einen Kreton findet man heute nicht mehr. Man muß ihn aufheben. Bei dem Warenmangel."

Diese dumme Spielerei steigerte Worobjews Ungeduld.

„Fertig", sagte Ostap leise. Er hob das Roßhaar in die Höhe und suchte mit beiden Händen zwischen den Sprungfedern.

„Nun?" wiederholte Worobjew öfter, immer in verschiedenem Tonfall. „Nun? Nun?"

„Nun bleibt ein Nun", antwortete Ostap gereizt. „Eine Chance gegen elf. Und diese Chance . . ."

Er untersuchte den Sessel noch einmal und schloß: „Und diese Chance ist nicht die unsere." Er erhob sich und putzte seine Hose. „Tut nichts! Der Witwe kam der Stuhl doppelt so teuer zu stehen als uns."

Ostap holte aus der Westentasche eine goldene Brosche mit Glassteinen hervor, ein goldenes, hohles Armband, ein halbes Dutzend vergoldeter Teelöffelchen und einen Teeseiher.

Worobjew begriff in seinem Kummer nicht einmal, daß er hier zum Mitwisser eines ganz gewöhnlichen Diebstahls wurde.

„Eine banale Sache," bemerkte Ostap, „Sie müssen aber zugeben, daß ich die geliebte Frau nicht verlassen konnte, ohne mir ein Andenken von ihr mitzunehmen. Jetzt dürfen wir aber keine Zeit verlieren. Dies ist nur

der Anfang. Das Ende winkt in Moskau. Und ein Möbelmuseum ist unzugänglicher als die Witwe. Das wird schwieriger werden!"

Die beiden Kompagnons versteckten die Reste des Sessels unter das Bett, rechneten ihre Barschaft nach, es waren insgesamt, die Subskription für die Kinder eingerechnet, sechshundertzehn Rubel, und fuhren zur Bahn, zum Moskauer Zug.

Bis zur Abfahrt des Zuges saßen sie in der Toilette, da sie eine eventuelle Begegnung mit der geliebten Frau fürchteten.

Der Zug trug die Freunde dem geräuschvollen Zentrum zu.

Ostap klopfte dem traurig gewordenen Worobjew auf die Schulter. „Mut, Papachen. Seien Sie lustig! Die Sitzung dauert weiter! Morgen abend sind wir in Moskau."

Das Haus des Mönches Berthold Schwarz

Die Räder ächzten, die Lokomotive pfiff, alles kreischte ringsum, und Worobjew hatte den Eindruck, als wäre er in das Operationszimmer eines Zahnarztes geraten. Der Zug hielt an.

Das war Moskau. Dies der Rjazanbahnhof. Die Konzessionäre drängten sich mühevoll dem Ausgang zu. Ostap näherte sich einem Wagen, setzte sich schweigend nieder und lud Worobjew mit einer breiten Geste neben sich.

„Zum Siwzow-Wraschek!" sagte er. „Achtzig Kopeken."

Der Kutscher war sprachlos. Ein langwieriger Streit entspann sich, in dem öfter von Haferpreisen und dem Schlüssel zu einer Wohnung, wo Geld liegt, die Rede war.

Endlich knallte der Kutscher mit der Peitsche und das majestätische Panorama der Hauptstadt erschloß sich den Augen der Reisenden.

Die Freunde fuhren durch die Wozdwischenka auf den Arbatplatz, über den Pretschistenski Boulevard, und sie befanden sich bald auf dem Siwzow-Wraschek vor einem rosa Häuschen.

„Was ist das für ein Haus?" fragte Worobjew.

„Das Internat für Studenten der Chemie, das unter

der Patronanz des Mönches Berthold Schwarz steht."

„Eines Mönches?"

„Nein, ich scherze nur! . . . Das ist das Internat des Genossen Semaschko."

Die Freunde stiegen über eine Wendeltreppe ins Mezzanin. Der große Raum des Stockwerks war durch Holzwände in lange, fünf Fuß breite Teile geteilt. Die Zimmer erinnerten an die Pennale der Schüler, nur daß es hier außer Bleistiften und Federn auch noch Menschen und Petroleumkocher gab.

„Bist du zu Hause, Kolja?" fragte Ostap leise und blieb bei einer der größeren Türen stehen.

Als Antwort darauf raschelte und schrie es in allen fünf Federbehältern.

„Jawohl", antwortete es hinter der Türe.

„Wieder so früh Gäste zu diesem Trottel!" hörte man eine Frauenstimme vom letzten Federbehälter links flüstern.

„Lassen Sie einen doch schlafen!" brummte der Federbehälter Nummer zwei.

Im dritten Federbehälter flüsterte es freudig: „Die Miliz kommt zu Kolka. Sicher wegen der gestrigen zerbrochenen Fensterscheibe."

Im fünften Behälter wurde nicht gesprochen. Dort brüllte ein Petroleumkocher und man vernahm Geräusch von Küssen.

Ostap hieb mit dem Fuß gegen die Tür. Der ganze Holzbau erzitterte und die Konzessionäre drangen in

Kolkas Höhle ein. Das Bild, das sich Ostaps Augen darbot, war bei all seiner Unschuld erschreckend. Im Zimmer gab es als einziges Möbelstück einen rotgestreiften Strohsack, der auf zwei Ziegeln ruhte. Aber nicht das war es, was Ostap beunruhigte. Kolkas Möbel kannte er schon lange. Auch der Anblick Kolkas, der mit hochgezogenen Beinen auf dem Strohsack lungerte, hatte nichts Überraschendes. Neben Kolka aber saß ein so entzückendes Wesen, dessen Anblick zur Folge hatte, daß sich Ostaps Stimmung sofort verdüsterte. Derartige Wesen sind nie geschäftliche Beziehungen — dazu haben sie zu blaue Augen und einen zu sauberen Hals. Das sind Geliebte oder, was noch schlimmer ist, das sind Ehefrauen, die man vergöttert. Und wirklich nannte Kolka das Wesen „Lisa" und duzte es.

Worobjew nahm seinen Filzhut ab. Ostap rief Kolka in den Gang hinaus und sie sprachen dort lange im Flüsterton.

„Ein schöner Tag, gnädige Frau", sagte Worobjew und fühlte sich nicht sehr am Platz.

Die blauäugige gnädige Frau lächelte und ohne irgendwelchen Zusammenhang mit der Bemerkung Worobjews sprach sie davon, was für dumme Menschen in dem benachbarten Federbehälter wohnten.

„Sie zünden absichtlich den Petroleumkocher an, damit man nicht hört, wie sie sich küssen. Sie sehen doch ein, daß das sehr dumm ist. Wir hören alles. Sie selbst

aber hören gar nichts wegen ihres Petroleumkochers. Wollen Sie, ich werde es Ihnen gleich zeigen. Hören Sie nur."

Und das Wesen, das alle Geheimnisse des Petroleumkochers kannte, sagte laut: „Die Swerews sind sehr dumm!"

Hinter der Wand war nichts als der höllische Gesang des Petroleumkochers und dazwischen wieder Geräusch wie von Küssen zu vernehmen.

„Sehen Sie? Die hören nichts. Swerew, Sie sind dumm, blöd und verrückt! — Sehen Sie?"

„Ja", sagte Worobjew.

„Und wir haben keinen Petroleumkocher. Wozu? Wir essen in einem vegetarischen Restaurant, obzwar ich dagegen bin. Als wir aber heirateten, Kolka und ich, träumte er davon, daß wir in einem vegetarischen Restaurant essen würden. Nun, so tun wir es eben. Und ich esse so gerne Fleisch."

In diesem Augenblick kam Kolja mit Ostap zurück.

„Machen Sie uns bald wieder das Vergnügen," sagte Koljas Frau, „es wird uns sehr freuen."

„Wieder macht man sich verrückt mit Gästen!" empörte sich jemand im letzten Federbehälter links. „Sie haben noch zu wenig Gäste!"

„Und das geht euch, ihr Blödiane, ihr Narren, einen Schmarrn an", sagte Kolkas Frau mit einer völlig normalen Stimme.

„Hörst du, Iwan Andrejtsch," regte man sich im letzten Behälter auf, „man beleidigt deine Frau und du schweigst dazu!"

Auch aus anderen Räumen vernahm man Stimmen. Der Streit wurde heftiger. Die Kompagnons gingen hinunter zu Iwanopulo. Der Student war aber nicht zu Hause.

„Kein Malheur," sagte Ostap, „ich weiß, wo der Schlüssel ist."

Er suchte unter einer Panzerkassa, die in der Ecke stand, fand den Schlüssel und öffnete die Tür.

Das Zimmer des Studenten Iwanopulo sah ähnlich aus wie das Kolkas, mit dem Unterschied, daß es ein Eckzimmer war. Eine Wand war von Stein und der Student war sehr stolz darauf. Worobjew bemerkte mit Trauer, daß der Student nicht einmal einen Strohsack besaß.

„Sehr gut hat er sich eingerichtet. Ein anständiges Zimmer für Moskau. Wenn wir uns alle drei auf den Fußboden legen, bleibt sogar noch etwas Platz übrig."

Im Museum

Lisa lief aufgeregt durch die Straßen. Sie war der ungesalzenen, dürren Makkaroni und all der vegetarischen Dinge müde. Sie hatte eben mit ihrem Mann gestritten. Mit Mühe hielt sie die Tränen zurück. Eine innere Unruhe jagte sie weiter. Sie überlegte dabei: ihr Leben war arm, dabei aber immerhin glücklich.

— Hätten wir noch einen Tisch und zwei Stühle, so wäre es ganz gut. Und einen Petroleumkocher werden wir anschaffen müssen. Wir müssen uns irgendwie einrichten. —

Es war ihr peinlich, nach Hause zurückzugehen und sie hatte niemanden, zu dem sie hätte gehen können. In ihrem Täschchen befanden sich zwanzig Kopeken. Lisa beschloß, ihr selbständiges Leben mit einem Besuch des Museums der Möbelindustrie zu beginnen. Sie überzählte noch einmal ihr bares Geld und trat ins Vestibül ein.

In einem großen Saal mit Säulen und einer langen Fensterreihe erblickte Lisa den Genossen Bender, der lebhaft auf seinen Begleiter mit dem rasierten Kopf einsprach.

Als sie vorbeiging, hörte sie die schallende Stimme: „Das sind Möbel im Stil Chic moderne. Mir scheint

aber, es ist nicht das, was wir suchen. Wir müssen alles systematisch prüfen."

„Guten Tag", sagte Lisa.

Beide wandten sich um und schnitten Grimassen.

„Guten Tag, Genosse Bender. Es ist nett, daß ich Sie hier gefunden habe. Nun wollen wir alle drei gemeinsam die Möbel besichtigen."

Die Konzessionäre sahen einander an. Worobjew war geschmeichelt, wenngleich es ihm im Grunde unangenehm war, da er befürchtete, Lisa könnte sie in der wichtigen Angelegenheit, bei der Suche nach den Brillantenstühlen, stören.

„Wir sind typische Provinzler, für uns ist so eine Ausstellung interessant", sagte Bender ungeduldig. „Wie kommen Sie aber her, eine Moskauerin?"

„Ganz zufällig. Ich hatte einen Streit mit Kolja."

„Verlassen wir diesen Saal", sagte Ostap.

„Ich habe ihn noch nicht recht gesehen. Er ist so hübsch."

„Es gibt hier gar nichts zu sehen," sagte Ostap, „Dekandence-Stil. Kerenski-Zeit."

„Man sagte mir, daß hier irgendwo Gambs-Möbel ausgestellt sind," sagte Worobjew, „vielleicht finden wir sie."

Den Konzessionären war Lisas Anwesenheit sehr lästig. Waren die gesuchten Möbel nicht in dem einen Zimmer, wovon sie sich mit einem raschen Blick überzeugten,

so stürzten sie hastig ins nächste. — Indes verweilte Lisa immer längere Zeit in jedem Zimmer. Unwillkürlich und ohne sich selbst dessen bewußt zu werden, betrachtete sie die Möbel von dem Gesichtspunkt, wie sie in ihr Zimmer und für ihre Bedürfnisse passen würden. Ein Bett im gotischen Stil gefiel ihr beispielsweise gar nicht. Es war zu groß für ihr drei Quadratmeter großes Zimmerchen.

Die Säle nahmen kein Ende. Einige Räume enthielten Möbel im Empirestil. Ihre immerhin kleinen Dimensionen entzückten Lisa.

„Sehen Sie nur, sehen Sie," rief Lisa mitteilungsbedürftig und packte Worobjew am Ärmel. „Sehen Sie sich diesen Schreibtisch an. Er würde wundervoll in unser Zimmer passen. Nicht wahr?"

„Hübsche Möbelstücke!" sagte Ostap zornig. „Aber auch nur dekadenter Stil."

Eine Menge von Sofas, Sekretären, Glasschränken aller Stile, aller Epochen defilierten an den Konzessionären vorbei.

„Hier war ich schon", sagte Lisa, als sie in einen neuen Saal kamen. „Ich denke, es lohnt nicht, sich hier länger aufzuhalten." Zu ihrer Überraschung blieben ihre Begleiter, die sonst alle anderen Möbel gleichgültig gelassen hatten, bei der Tür wie Wachposten stehen, statt gleich weiter zu stürzen.

„Warten Sie," sagte Worobjew und befreite sich von ihrer Hand, „nur eine Sekunde."

Das große Zimmer war mit Möbeln überfüllt. Die Stühle Meister Gambs standen an der Wand und um den Tisch herum. Ihre gebogenen Beine und bequemen Lehnen waren Worobjew atemraubend bekannt. Ostap sah ihn forschend an. Worobjew errötete.

„Sie werden müde sein, Fräulein", sagte er zu Lisa. „Setzen sie sich und ruhen Sie sich aus. Wir wollen indes ein bißchen herumgehen. Dies scheint mir ein interessanter Saal."

Die Konzessionäre brachten es dazu, daß Lisa sich setzte und gingen zum Fenster.

„Sind es Ihre Möbel?" fragte Ostap.

„Es scheint so. Nur die Überzüge sind anders."

„Sehr schön. Die Überzüge konnten gewechselt werden."

„Man muß die Stühle genau prüfen."

„Sind alle hier?"

„Ich will gleich zählen. Warten Sie, warten Sie . . ." Worobjew zählte die Stühle. „Erlauben Sie," sagte er endlich, „es sind ihrer vierundzwanzig. Das kann nicht sein. Es sollen doch nur zehn sein."

„Schauen Sie genauer hin. Vielleicht sind das gar nicht Ihre Stühle."

„Es scheint mir, daß die Lehne anders ist als bei den meinen."

„Also sind sie es nicht?"

„Nein." Worobjew war ganz bedrückt.

„Gut," sagte Ostap, „die Sitzung dauert weiter. Ein

Stuhl ist keine Nadel. Man wird ihn finden. Ich werde mit der Direktion in Kontakt treten müssen. Setzen Sie sich neben das Fräuleinchen und bleiben Sie sitzen. Ich komme gleich zurück."

Unter Benders strenger bevormundender Gegenwart hatte Worobjew seine Physiognomie verloren, ging unter in dem mächtigen Intellekt des türkischen Staatsangehörigen. Jetzt, da er mit der reizenden Bürgerin Kalatschowa allein blieb, hatte er das Bedürfnis, ihr von all seinen Aufregungen und Sorgen zu erzählen, doch traute er sich nicht recht.

„Ja", sagte er und sah seine Nachbarin zärtlich an. „So ist die Sache."

— Ein Liebestraum — dachte Worobjew, da er in das feine Gesicht Lisas blickte. Und der gewesene Vorsitzende des Gubernial-Adels begann sich leidenschaftlich nach Frauenzärtlichkeit zu sehnen. Daß es ihm daran mangelte, lag wie ein schwerer Druck auf seinem Leben. Er nahm unverzüglich Lisas Pfötchen in seine runzeligen Hände und begann eifrig von Paris zu erzählen. Er hätte jetzt reich, freigebig und unwiderstehlich sein mögen.

„Sind Sie wissenschaftlicher Arbeiter?" fragte Lisa.

„Ja . . . einesteils", antwortete Worobjew und fühlte, daß er seit seinem Verkehr mit Bender eine ihm früher unbekannte Frechheit erlangt hatte.

„Und wie alt sind Sie, wenn ich fragen darf?"

„Diese Frage steht in keinem Zusammenhang mit

meiner gegenwärtigen wissenschaftlichen Arbeit. Wann werden Sie mir das Glück gewähren, Sie wiederzusehen?" fragte Worobjew näselnd.

„Macht es Ihnen denn Spaß, mit mir zu reden?"

„Wann also?" fragte Worobjew ungeduldig. „Wann und wo werden wir uns wiedersehen? Heute?"

„Nun gut. Heute. Kommen Sie zu uns."

„Nein, treffen wir einander lieber in frischer Luft. Das Wetter ist jetzt so schön. Kennen Sie das schöne Gedicht: Das ist der Mai, der schöne Monat Mai . . .?"

„Ist das vielleicht ein Gedicht von Scharow?"

„M—m . . . Mir scheint. Heute also? Und wo?"

„Wie merkwürdig Sie sind! Wo Sie wollen. Vielleicht beim Panzerschrank. Sie wissen doch?"

„Ich weiß. Im Korridor. Um wieviel Uhr?"

„Wir haben keine Uhr. Sobald es dunkel wird."

Worobjew hatte noch knapp Zeit, Lisas Hand zu küssen, was er sehr feierlich tat, als Ostap zurückkam. Er sah sehr ernst aus.

„Verzeihen Sie, Mademoiselle," sagte er rasch, „wir können Sie aber nicht begleiten. Wir haben etwas sehr Wichtiges vor. Wir müssen uns so rasch wie möglich irgendwohin begeben."

Worobjew blieb der Atem stehen. „Auf Wiedersehen, Elisa Petrowna," sagte er eilig, „Verzeihung, Verzeihung, wir eilen aber sehr."

Und die beiden Kompagnons liefen weg, Lisa in

dem Zimmer mit den Gambs-Möbeln zurücklassend.

„Wäre ich nicht dort gewesen," sagte Ostap, während sie die Treppe hinunterstiegen, „so hätten wir nichts herausbekommen. Beten Sie mich an. Ich sage Ihnen, Sie haben mich anzubeten. Und riskieren Sie nur ruhig dabei, sich den Kopf zu verrenken."

„Haben Sie die Möbel gefunden?" winselte Worobjew.

„Jawohl. Denken Sie nur, sie sind in diesem Chaos erhalten geblieben. Sie haben keinen Museumswert. Man hat sie in ein Depot eingestellt und gestern erst, merken Sie sich das, gestern erst, nach sieben Jahren, hat man sie in die Auktion zum Verkauf befördert. Und wenn sie gestern oder heute nicht gekauft worden sind, so gehören sie uns! Sind Sie jetzt befriedigt?"

„Schnell!" rief Worobjew. „Eine Droschke!"

„Beten Sie mich an, beten Sie! Keine Angst, Hofmarschall! Wein, Weib und Karten sind uns gesichert. Dann werde ich Ihnen auch die blaue Weste bezahlen."

Die Konzessionäre liefen wie junge Pferde in die Passage, wo sich der Auktionssaal befand.

Gleich im ersten Zimmer sahen sie, was sie so lange suchten. Sämtliche zehn Stühle Worobjews standen hier auf ihren gebogenen Beinen an der Wand. Nicht einmal die Überzüge waren nachgedunkelt, verschossen oder schäbig. Die Stühle waren frisch und rein, als wären sie eben erst unter Klawdia Iwnowwnas Aufsicht hiehergeschafft worden.

„Sind sie es?" fragte Ostap.

„Mein Gott, mein Gott," stöhnte Worobjew, „sie sind's. Das sind die richtigen. Jetzt gibt es keinen Zweifel mehr."

Ostap versuchte gelassen zu bleiben. Er näherte sich dem Ausrufer. „Bitte schön, stammen diese Stühle nicht aus dem Möbelmuseum?"

„Die hier? Jawohl."

„Sind sie verkäuflich?"

„Jawohl."

„Was kosten sie?"

„Der Preis ist noch nicht festgesetzt. Sie werden in der Auktion verkauft."

„So, so. Heute noch?"

„Nein. Heute ist die Auktion bereits beendet. Morgen ab fünf Uhr."

„Und jetzt werden sie nicht verkauft?"

„Nein, morgen ab fünf Uhr."

Sie waren nicht imstande, sich so ohneweiters von den Stühlen zu entfernen.

„Darf man sie besichtigen?" stammelte Worobjew.

Die Konzessionäre betrachteten die Stühle lange Zeit, setzten sich auf sie und besichtigten, um keinen Verdacht zu erwecken, auch andere Sachen. Worobjew schnaufte und stieß Ostap die ganze Zeit mit dem Ellbogen.

„Beten Sie mich an", flüsterte Ostap. „Beten Sie, Vorsitzender."

Worobjew war bereit, ihn nicht nur anzubeten, sondern sogar die Sohlen seiner himbeerfarbenen Stiefel zu küssen.

„Morgen", sagte er. „Morgen, morgen, morgen." Er hätte singen mögen.

Eine bewegte Nacht

Und wo ist Vater Fedor geblieben? Wo befindet sich der Priester der Laurentiuskirche, mit dem abgeschnittenen Haar? Wo ist dieser Schatzsucher mit dem Engelsgesicht hingeraten, der geschworene Feind Worobjews, welch letzterer momentan im dunkeln Korridor auf Lisa wartet?

Vater Fedor ist verschwunden.

Ein dunkles Schicksal schwebt über ihm. Jemand erzählte, man habe ihn auf dem Bahnhof von Popasnaja, bei der Don-Bahn gesehen. In der Hand trug er einen mit heißem Wasser gefüllten Teekessel.

Vater Fedor ersehnte den Reichtum. Den Teekessel in der Hand, durchwanderte er Rußland, auf der Suche nach den Möbeln der Generalswitwe Popowa.

Vater Fedor reist umher und schreibt Briefe an seine Frau.

Ein Brief

Vater Fedors, den er auf dem Charkower Bahnhof an seine Frau schrieb.

Mein Täubchen, Katerina Alexandrowna! Ich fühle meine Schuld vor Dir. Ich habe Dich in einer solchen Zeit allein gelassen, Du Arme.

Aber ich muß Dir alles erzählen. Du wirst mich verstehen, hoffentlich wirst Du dann mit allem, was ich getan habe, einverstanden sein.

Lies jetzt aufmerksam. Wir werden bald anders leben können. Erinnerst Du Dich, wir haben oft von einer Kerzenfabrik gesprochen. Nun, wir werden sie und noch manches andere besitzen.

Und Du wirst nicht mehr gezwungen sein, selbst zu kochen und dazu noch Mittagessen an andere Leute zu verabreichen.

Wir werden nach Samara fahren und ein Dienstmädchen aufnehmen.

Es ist dies eine Sache, die Du geheimhalten mußt und über die Du mit niemandem sprechen darfst. Nicht einmal mit Marja Iwanowna.

Ich suche einen Schatz. Erinnerst Du Dich an die selige Klawdia Petrowna, die Schwiegermutter Worobjews? — Vor ihrem Tode vertraute sie mir an, daß in ihrem Hause in Stargorod, in einem ihrer Stühle (es sind ihrer im ganzen zwölf) ihre Brillanten versteckt liegen.

Du mußt nicht glauben, Katenka, daß ich ein Dieb bin. Die Brillanten hat sie mir vermacht und mich gebeten, dieselben vor Worobjew, ihrem langjährigen Quälgeist, zu schützen.

Deshalb habe ich Dich, Du Arme, so plötzlich verlassen.

Denke also nicht schlecht von mir.

Ich kam nach Stargorod und denke Dir nur, dieser

alte Schürzenjäger war auch dort. Er hat das Geheimnis irgendwie erfahren. Wahrscheinlich hat er die alte Frau vor ihrem Tode gefoltert. Ein schrecklicher Mensch! Und da fährt noch so ein krimineller Typ mit ihm herum, wahrscheinlich hat er sich diesen Verbrecher gemietet. Sie haben sich direkt auf mich gestürzt, wollten mich aus der Welt schaffen. Ich hab mich aber gewehrt.

Anfangs geriet ich auf eine falsche Fährte. In Worobjews Hause hatte ich nur einen Stuhl gefunden — da befindet sich jetzt ein Wohltätigkeitsinstitut. Ich trug meinen Stuhl in mein Gasthaus „Sorbonne", als sich plötzlich hinter einer Ecke ein Mann wie ein Löwe mit großem Gebrüll auf mich stürzte und mir den Stuhl zu entreißen suchte. Es kam fast zu einer Prügelei. Man wollte mich kompromittieren. Plötzlich sah ich, daß es Worobjew selbst war. Stell Dir vor, er ist rasiert und hat den Kopf ganz kahl geschoren. Der alte Steiger will sich in seinem Alter noch lächerlich machen.

Wir zerbrachen den Stuhl in Stücke, aber es war nichts da. Da sah ich, daß ich auf einen falschen Weg geraten bin. Und da war ich sehr traurig.

Ich ging in mein Zimmer ins Hotel Sorbonne und überlegte die nächsten Schritte, die für meinen Plan zu tun waren. Da kam ich auf etwas, was diesem rasierten Dummkopf niemals eingefallen wäre. Ich beschloß, den Mann zu suchen, der die requirierten Möbel aufgeteilt hatte. Und was glaubst Du, ich habe nicht umsonst Jus

ſtudiert — jetzt hat es mir ſehr genützt. Dieſen Mann fand ich am anderen Tag. Ein ſehr anſtändiger alter Mann, namens Warſolomeitſch. Er verdient ſein Brot mit ſchwerer Arbeit. Er hat mir alle Dokumente gegeben. Natürlich mußte ich ihn für einen ſolchen Dienſt entſprechend entlohnen und ſtehe jetzt ohne Mittel da. Aber davon ſpäter. Es ſtellte ſich heraus, daß alle zwölf Stühle an den Ingenieur Bruns, Winogroderſtraße Nummer vierunddreißig, übergegangen waren. Bedenke, alle Stühle kamen an einen einzigen Menſchen, was ich gar nicht erwartet hatte — ich hegte die Befürchtung, alle Stühle wären an verſchiedene Stellen gekommen. Das freute mich ſehr. Gleich darauf begegnete ich im Sorbonne wieder dem Schuft Worobjew. Ich beſchimpfte ihn gehörig, hatte auch kein Mitleid mit ſeinem Freund, dem Banditen. Da ich fürchtete, daß ſie mein Geheimnis erfahren könnten, verſteckte ich mich im Hotel ſo lange, bis die beiden weg waren.

Es ſtellte ſich heraus, daß Bruns im Jahre 1923 in eine neue Stellung nach Charkow gefahren war. Vom Hausmeiſter erfuhr ich, daß er damals alle ſeine Möbel mitgenommen hat und mit ihnen ſehr vorſichtig umgegangen iſt. Man ſagt, er ſei ein anſtändiger Menſch.

Jetzt ſitze ich auf dem Bahnhof in Charkow und ſchreibe Dir in folgender Angelegenheit.

Erſtens habe ich Dich ſehr lieb und denke ſehr oft an Dich und zweitens iſt Bruns nicht mehr da.

Sei aber nicht traurig. Bruns ist, wie man mir sagte, jetzt in einer Zementfabrik in Rostow angestellt. Meine Mittel reichen gerade noch für diese Fahrt.

Ich fahre in einer Stunde mit dem Personenzug hin und Du, meine Gute, geh bitte zu unserem Schwiegersohn und borge fünfzig Rubel von ihm — er ist mir diesen Betrag schuldig und hat versprochen, mir ihn so bald als möglich zurückzuerstatten. Das Geld schicke nach Rostow, an Fedor Iwanowitsch Wostrikow, hauptpostlagernd. Aus ökonomischen Gründen schicke das Geld mit der Post. Es wird dreißig Kopeken kosten.

Was gibt es Neues in unserer Stadt? Was hört man? Ist Kondratjewa bei Dir gewesen? Dem Vater Kirill sage, daß ich bald zurückkomme, daß ich zu meiner sterbenden Tante nach Woronesch gefahren bin.

Bitte, sei sparsam. Ißt Ewsigneew noch bei uns zu Mittag? Grüße ihn von mir. Sag ihm, daß ich zu meiner Tante gefahren bin.

Wie ist das Wetter bei Euch? Hier in Charkow ist warmer Sommer. Charkow ist eine geräuschvolle Stadt, das Zentrum der ukrainischen Republik. Wenn man aus der Provinz kommt, scheint es einem immer so, als wäre man im Ausland.

Zu tun:

1. Gib meine Sommersoutane zum Putzen — es ist besser, drei Rubel für Putzen auszugeben, als eine neue zu kaufen.

2. Gib acht auf Deine Gesundheit.

3. Wenn Du der Gulenka schreibst, so sage ihr unter anderem, daß ich zur Tante nach Woronesch gefahren bin.

Grüße alle von mir. Sag, daß ich jetzt schon bald zurückkomme.

Ich umarme Dich zärtlich, küsse und segne Dich. Dein Mann Fedja.

N. B. Wo irrt Worobjew wohl jetzt umher?

Die Liebe quält den Menschen. Der Stier brüllt vor Leidenschaft. Der Hahn wird unruhig. Der gewesene Vorsitzende des Gubernial-Adels verliert den Appetit.

Worobjew verließ Ostap im Wirtshaus, schlich ins rosa Häuschen und stellte sich zum Panzerschrank.

Sein Herz schlug wie ein Uhrpendel. Es sauste ihm in den Ohren . . .

Die Unruhe teilte sich dem Raume mit. Nichts aber konnte den Panzerschrank erwärmen, er blieb düster.

Die Grammophone schnarrten in den Federbehältern.

Um es mit einem Wort zu sagen, Worobjew war verliebt, war stark verliebt in Lisa Kalatschewa.

Zuweilen gingen Menschen durch den Gang, an Worobjew vorbei. Alle rochen irgendwie nach Tabak, Wodka, Apotheke oder Suppe.

Im Dunkel des Korridors konnte man die Menschen

nur nach dem Geruch oder nach dem Geräusch ihrer Schritte unterscheiden.

Lisa kam nicht.

Worobjew war davon überzeugt, daß sie weder rauchte, noch Wodka trank, auch trug sie sicherlich keine eisenbeschlagenen Schuhe. Sie roch auch nicht nach Jod oder Fisch. Nur ein zarter Puderduft mochte sie umschweben.

Plötzlich hörte Worobjew leichte, unsichere Schritte. Jemand ging durch den Gang und atmete sanft.

„Sind Sie es, Elisaweta Petrowna?" fragte Worobjew mit Zephirstimme.

Als Antwort erscholl ein tiefer Baß: „Bitte können Sie mir sagen, wo hier die Familie Pfefferkorn wohnt. In der Finsternis kennt sich der Teufel aus."

Worobjew schwieg erschrocken. Der Besucher der Pfefferkorns wartete eine Weile auf Antwort, da er sie nicht bekam, trottete er weiter.

Lisa kam erst gegen neun Uhr. Sie gingen auf die Straße und schritten unter dem grünlichen Abendhimmel dahin.

„Wohin wollen wir spazieren gehen?" fragte Lisa.

Worobjew sah ihr in das weiße strahlende Gesicht und begann weitläufig und langweilig davon zu sprechen, daß er schon lange nicht in Moskau gewesen, daß Paris zweifellos schöner sei als diese Stadt, die doch immer nur ein ohne System gebautes großes Dorf bleibe.

„Ich erinnere mich noch an ein anderes Moskau, Elisaweta Petrowna. Jetzt spürt man überall das Knausern. Zu meiner Zeit hat man nicht so mit dem Geld gerechnet. Und es gibt ein Liedchen: ‚Man lebt nur einmal in der Welt . . .‘“

Sie gingen über den ganzen Pretschistensky-Boulevard und kamen auf den Quai zur Christuskirche.

Lisa faßte Worobjew an der Hand und erzählte ihm ihren ganzen Kummer. Von dem Streit mit ihrem Mann, von dem schweren Leben, umgeben von neugierigen Nachbarn — den Chemikern — und von der Monotonie der vegetarischen Küche.

Worobjew hörte zu und war sehr nachdenklich. Dämonen erwachten in ihm. Er träumte von einem ganz besonderen, feinen Nachtmahl. Solch ein Mädchen mußte man mit etwas Nettem überraschen.

Die Hälfte der Summe, die die Konzessionäre bei der Stargoroder Verschwörung eingenommen hatten, lag in Worobjews Tasche. Es war für Worobjew, der nicht mehr an Luxus gewöhnt war, ein großer Betrag.

Jetzt wollte er Lisa mit seinen Weltmannsallüren und seiner Großzügigkeit in Erstaunen setzen und er war durch die Möglichkeit eines reizvollen Abenteuers geblendet. Zu all dem glaubte er sich gut vorbereitet und in Form.

Er erinnerte sich stolz daran, mit welcher Leichtigkeit er einst das Herz der schönen Elena Baur gewonnen hatte.

Damals war er gewohnt gewesen, das Geld leicht und mit vollen Händen auszugeben. In Stargorod hatte man auch seinerzeit sein gutes Benehmen gerühmt und die Gabe, mit jeder beliebigen Dame Konversation machen zu können. Wenn er sich daran erinnerte, kam es ihm ein wenig lächerlich vor, seinen ganzen Glanz für einen Sieg über ein kleines Sowjetmädchen zu verwenden, das noch nichts gesehen hatte und nichts kannte.

Nach kurzer Überredung fuhr er mit Lisa in das elegante Restaurant „Prag" — gegenwärtig das beste Etablissement Moskaus, wie ihm Bender gesagt hatte.

„Prag" überraschte Lisa durch die Menge von Spiegeln, Licht und Blumentöpfen. Es war verzeihlich — Lisa hatte noch nie noble Lokale besucht.

Unerwarteterweise machte auch auf Worobjew der große Spiegelsaal einen überraschenden Eindruck. Er war nicht mehr ganz auf dem Laufenden, was Luxus betraf, und hatte das Restaurantleben ganz vergessen.

Jetzt begann er sich seiner Stiefel mit den quadratischen Spitzen, seiner Weste mit den silbernen Sternen zu schämen.

Beide waren verlegen und standen still beim Anblick des großen feinen Publikums.

„Kommen Sie hierher in die Ecke", schlug Worobjew vor, obwohl an der Estrade, wo das große Orchester ein Potpourri aus der „Bajadere" spielte, noch freie Tische waren.

Lisa war schnell einverstanden, da sie fühlte, daß alle auf sie schauten. Der mondäne Löwe und Frauenbesieger folgte ihr verlegen.

Dem mondänen Don Juan hing die schäbige Hose wie ein Sack vom magern Hintern. Der Eroberer krümmte sich und putzte seinen Zwicker, um seine Verlegenheit zu verbergen.

Sie saßen allein bei Tisch. Kein Kellner, niemand kam. Das hatte Worobjew nicht erwartet. Und statt mit seiner Dame ein galantes Gespräch zu führen, schwieg er, langweilte sich, schlug unsicher mit den Händen auf den Tisch und hüstelte endlos.

Lisa sah sich neugierig um. Das Schweigen wurde unnatürlich, Worobjew konnte aber kein Wort herausbringen. Er hatte nämlich vergessen, was er in solchen Fällen zu sprechen pflegte.

Es war ihm peinlich, daß niemand kam, sie zu bedienen. „Bitte schön", rief er hinter dem vorbeieilenden Kellner her.

„Augenblick", rief dieser und lief weiter.

Endlich brachte man ihnen die Karte. Mit einem Gefühl der Erleichterung vertiefte sich Worobjew in die Lektüre. „Aber, aber," murmelte er, „Kalbsschnitzel zwei Rubel fünfundzwanzig, Rindsfilet zwei Rubel fünfundzwanzig, Wodka fünf Rubel."

„Eine große Flasche — fünf Rubel", sagte der Kellner und sah sich ungeduldig um.

— Was ist mit dir? — erschrak Worobjew. — Ich werde lächerlich. — „Bitte schön," wandte er sich mit verspäteter Liebenswürdigkeit an Lisa, „wählen Sie. Was werden Sie nehmen?"

Lisa schämte sich. Sie sah, wie der Kellner ihren Begleiter musterte und empfand, daß er sich irgendwie nicht ganz korrekt benehme. „Ich will gar nicht essen," sagte sie mit zitternder Stimme, „oder . . . sagen Sie mir, Genosse, haben Sie vielleicht etwas Vegetarisches?"

Der Kellner stampfte wie ein Pferd. „Wir führen nichts Vegetarisches. Vielleicht eine Eierspeise mit Schinken?"

„Dann", sagte Worobjew entschlossen, „geben Sie uns Würstel. Sie werden doch Würstel essen, Elisaweta Petrowna?"

„Jawohl."

„Also Würstel. Diese hier für einen Rubel fünfundzwanzig. Und eine Flasche Wodka."

„Man serviert bei uns in der Karaffe."

„Also eine große Karaffe."

Der Kellner sah die schutzlose Lisa mit einem zweideutigen Blick an. „Was werden Sie nachher befehlen? Frischen Kaviar? Lachs? Pirogen?"

Die Würde des Adelsvorsitzenden war in Worobjew immer noch lebendig. „Nichts", sagte er mit unangenehmer Schärfe. „Was kosten Gurken bei Ihnen? Nun gut. Geben Sie mir zwei."

Der Kellner lief weiter und wieder herrschte Schweigen am Tische. Lisa war es, die zuerst zu sprechen begann. „Hier war ich noch nie. Es ist sehr hübsch hier."

„Ja—a", sagte Worobjew und überschlug in Gedanken den Gesamtbetrag, den das Bestellte betrug. — Tut nichts — dachte er — wenn ich Wodka trinke, werde ich mich wohler fühlen. Im ganzen geniere ich mich ziemlich. —

Doch fühlte er sich, nachdem er Wodka getrunken und auch noch eine Gurke gegessen hatte, auch nicht wohler — er wurde noch düsterer. Lisa trank nicht. Die gespannte Stimmung wollte nicht schwinden. Und dazu kam, daß ein Mann an den Tisch trat, Lisa zärtlich ansah und Blumen zum Verkauf anbot.

Worobjew tat, als sehe er den bärtigen Händler nicht. Der aber rührte sich nicht. Es war unmöglich, in seiner Gegenwart Liebenswürdigkeiten zu säuseln.

Die Konzertvorstellung half eine Weile über das Peinliche hinweg. Ein dicker Mensch in Cutaway und Lackschuhen kam auf die Bühne. „Endlich sind wir wieder einmal alle beisammen", sprach er gelassen zum Publikum. „Als nächste Nummer wird die bekannte Vortragskünstlerin russischer Volkslieder, Warwara Iwanowna Godlewska, vor Sie treten. Warwara Iwanowna! Ich bitte sehr!"

Worobjew trank Wodka und schwieg. Da Lisa nicht trinken und in einemfort nur nach Hause gehen wollte,

mußte er sich beeilen, um die ganze Karaffe zu bewältigen.

Als nach der bekannten Sängerin ein Mann im Tolstoihemd auf das Podium kam und das Lied sang:

Andere haben andere Hirne,
Meine Birne
Ist im Kampf mit meinem Nabel,
Sozusagen Kain und Abel
Tra—la—la—la—la,

war Worobjew schon ziemlich betrunken. Er schlug mit den Händen den Takt und begann gemeinsam mit allen anderen Gästen des Restaurants, die er vor einer halben Stunde noch als Grobiane und geizige Sowjetbanditen angesehen hatte, zu singen:

„Andere haben andere Hirne
Tra—la—la—la—la."

Dazwischen sprang er öfter auf und ging, ohne sich zu entschuldigen, auf die Toilette. Die Leute an den Nachbartischen nannten ihn „Onkelchen" und luden ihn zu einem Glas Bier. Er ging aber nicht. Er war plötzlich stolz und mißtrauisch. Lisa stand entschlossen auf.

„Ich gehe jetzt. Sie können aber bleiben. Ich gehe allein."

„Nein, warum denn? Ich als Adeliger kann das nicht zulassen! Signor! Die Rechnung! Grobiane! . . ."

Worobjew prüfte die Rechnung lange und schaukelte

dabei mit dem Stuhl. „Neun Rubel zwanzig Kopeken?“ murmelte er. „Wollen Sie vielleicht auch noch den Schlüssel zu der Wohnung, wo mein Geld liegt?“

Es endete damit, daß man Worobjew vorsichtig unter den Arm nahm und ihn die Treppe hinunterführte. Lisa konnte nicht weglaufen, da sich ihr Garderobezettel bei dem mondänen Löwen befand.

In der erstbesten Gasse stürzte sich Worobjew mit beiden Schultern gegen Lisa, packte sie und wollte sie umschlingen. Lisa kämpfte wortlos.

„Hören Sie auf!“ sagte sie endlich. „Lassen Sie mich! Lassen Sie mich!“

„Fahren wir in ein Hotel!“ wollte sie Worobjew überreden.

Lisa befreite sich mit großer Anstrengung, und ohne zu zielen, schlug sie dem Weibereroberer mit dem Fäustchen auf die Nase. Der Zwicker mit den Goldreifen fiel zu Boden und wurde von den quadratischen Stiefelspitzen Worobjews klirrend zertreten.

Lisa schluchzte und lief durch die Silbergasse nach Hause.

Worobjew, der ohne Zwicker halbblind war, lief mit kleinen Schritten in die entgegengesetzte Richtung und schrie: „Haltet den Dieb!“ Dann weinte er lange, kaufte einem alten Weib unter Tränen alle ihre Brezeln ab, samt dem Korb. So kam er auf den Smolensky-Markt, der leer und dunkel war, wankte hier lange umher und

ſtreute dabei wie ein Sämann die Brezeln nach beiden Seiten. Dabei kreiſchte er unmuſikaliſch:

„Andere haben andere Hirne
Tra—la—la—la—la."

Schließlich ſchloß er mit einem Kutſcher Freundſchaft, eröffnete ihm ſeine ganze Seele und erzählte verworren, ohne Zuſammenhang, von den Brillanten.

„Ein luſtiger Herr!" rief der Kutſcher.

Worobjew war wirklich ſehr luſtig. Allem Anſchein nach war ſeine Luſtigkeit unangenehm aufgefallen, denn er erwachte gegen elf Uhr morgen in einem Kommiſſariat der Miliz. Von den zweihundert Rubeln, die er beſeſſen hatte, als er die Nacht des Genuſſes und der Freude mit ſolchem Eklat einleitete, waren nur zwölf übrig geblieben.

Ihm war, als müſſe er ſterben. Sein Rückgrat ſchmerzte, die Leber tat ihm weh und ihm war, als hätte man ihm einen bleiernen Keſſel auf den Kopf geſtellt. Das Schlimmſte aber war, daß er ſich nicht einmal erinnern konnte, wo und wann er ſo viel Geld hätte ausgeben können. Auf dem Heimweg mußte er zu einem Optiker gehen und einen neuen Zwicker kaufen.

Oſtap muſterte lange und verwundert Worobjews müde Geſtalt, ſagte aber nichts. Er war kühl und zum Äußerſten entſchloſſen.

Die Exekution

Die Auktion begann um fünf Uhr. Von vier Uhr an war die Besichtigung der Sachen gestattet. Die Freunde kamen um drei Uhr und besichtigten eine Stunde lang die Maschinenausstellung, die sich neben der Auktion befand.

„Ich glaube," sagte Ostap, „daß wir schon morgen, wenn wir Lust verspüren sollten, diese Lokomotive werden kaufen können. Schade, daß der Preis nicht zu ersehen ist. Es muß doch sehr nett sein, eine eigene Lokomotive zu besitzen."

Worobjew war unruhig. Nur der Gedanke an die Stühle konnte ihn noch trösten. Er ging erst von ihnen weg, als der Ausrufer in karierter Hose, mit einem Bart, der auf das Tolstoihemd fiel, auf das Podium stieg.

Die Konzessionäre setzten sich in die vierte Reihe rechts. Worobjew war sehr erregt. Er glaubte nämlich, man werde die Stühle gleich zu Beginn verkaufen. Sie waren aber erst als dreiundvierzigste Nummer im Katalog verzeichnet. Vorher kam erst der übliche Auktionsschmarren: einzelne Geschirrstücke mit Wappen, eine Sauceschüssel, ein silberner Becher, ein Bild des Malers Petunin, eine perlengestickte Handtasche, eine Napoleonbüste, leinene

Büstenhalter, ein Gobelin: „Jäger auf der Jagd nach Wildenten" und ähnliches.

Dies alles mußte man ertragen und schweigen. Das Warten wurde einem sehr schwer. Alle Stühle waren da. Das Ziel war nah. Man konnte es sogar mit Händen greifen.

— Hier gäbe es aber eine gehörige Unruhe — dachte Ostap, während er das Auktionspublikum betrachtete — wenn die wüßten, was für ein Schatz hier eigentlich unter dem Anschein ganz gewöhnlicher Stühle verkauft wird. —

„Eine Statue, die Justiz vorstellend!" rief der Funktionär. „Aus Bronze. Vollkommen intakt. — Fünf Rubel. Wer gibt mehr? Sechseinhalb rechts, ganz hinten sieben. Acht Rubel in der ersten Reihe, direkt vor mir. Zum zweitenmal acht Rubel, direkt vor mir. Zum drittenmal. Erste Reihe, direkt vor mir."

Ein Fräulein lief gleich mit der Quittung zu dem Bürger in der ersten Reihe, um das Geld in Empfang zu nehmen.

Der Hammer des Ausrufers schlug auf den Tisch. Man verkaufte Aschenbecher aus dem Zarenpalast, Gläser, eine Puderdose aus Porzellan. Qualvoll langsam verging die Zeit.

„Eine Bronze-Büste des Zaren Alexander III. Man kann sie als Briefbeschwerer verwenden. Ich glaube, daß sie zu nichts anderem mehr nütz ist.

Eine Statue, wie die Justiz. Ein Pendant zu jener, die

eben verkauft wurde. Wasili, zeigen Sie die Justiz dem Publikum. Fünf Rubel. Wer gibt mehr?"

Von der ersten Reihe her, direkt vor dem Ausrufer, wurde ein Schnaufen vernehmlich. Der Bürger dort wollte wohl die Justizbüsten komplett haben.

„Fünf Rubel, die Bronze-Justiz."

„Sechs!" rief der Bürger.

„Sechs Rubel, direkt vor mir. Sieben. Neun Rubel, rechts hinten."

„Neun fünfzig", sagte der Justiz-Interessent leise und hob den Arm.

„Neun fünfzig, direkt vor mir. Neun fünfzig, zum zweitenmal. Neun fünfzig zum drittenmal, direkt vor mir." Der Hammer fiel auf den Tisch. Das Fräulein stürzte zu dem Bürger in der ersten Reihe.

Er zahlte und ging in das andere Zimmer, seine Bronze zu holen.

„Zehn Stühle aus dem Zarenpalast!" rief plötzlich der Verkäufer.

„Warum aus dem Zarenpalast?" ächzte Worobjew leise.

Ostap ward böse. „Scheren Sie sich zum Teufel! Hören Sie zu und rühren Sie sich nicht!"

„Zehn Stühle aus dem Palast. Nußholz. Epoche des Zaren Alexander II. Vollständig in Ordnung. Arbeit der Möbelwerkstätte Gambs. Wasili, stellen Sie einen der Stühle unter den Reflektor."

Wasili faßte den Stuhl so derb an, daß Worobjew von seinem Platz aufsprang.

„Setzen Sie sich, Sie verfluchter Idiot. Warum muß ich so etwas auf dem Hals haben!“ zischte Ostap. „Setzen Sie sich, sage ich Ihnen.“

Ostaps Unterkiefer zitterte, die Stirnadern waren gespannt, die Augen ganz hell.

„Zehn Nußholzstühle. Achtzig Rubel.“

Das Publikum wurde etwas lebhafter. Hier wurde eine Sache ausgeboten, die man in der Wirtschaft brauchen konnte. Ein Arm nach dem andern hob sich. Ostap war ruhig.

„Warum handeln Sie nicht?“ sagte Worobjew vorwurfsvoll und heftig.

„Geh hinaus“, antwortete Ostap und biß die Zähne zusammen.

„Hundertzwanzig Rubel hinten. Hundertfünfunddreißig Rubel, auch hinten. Hundertvierzig.“

Ostap stand ruhig da, den Rücken zum Podium gewendet und betrachtete lächelnd seine Konkurrenten.

Die Auktion war in vollem Gang. Es gab keinen freien Platz mehr. Gerade hinter Ostap bekam eine Dame Lust auf die Stühle. Nachdem sie sich mit ihrem Mann beraten hatte (Wunderbare Arbeit, Sonja! Und aus dem Palast!), hob sie den Arm.

„Hundertfünfundvierzig, fünfte Reihe rechts. Zum erstenmal.“

Im Saal wurde es ruhiger. Das war schon zu teuer.

„Hundertfünfundvierzig. Zum zweitenmal.“

Ostap blickte gleichgültig zur Decke. Worobjew saß mit gesenktem Kopf da und erschauerte.

„Hundertfünfundvierzig, zum drittenmal.“

Aber knapp bevor der schwarzlackierte Hammer auf das Brett niederfiel, wandte sich Ostap um, hob den Arm und sagte nicht besonders laut: „Zweihundert!“

Alle Köpfe wandten sich den Konzessionären zu. Die Mützen und Hüte waren in Bewegung. Der Ausrufer hob das gelangweilte Gesicht und sah Ostap an. „Zweihundert, zum erstenmal“, sagte er. „Zweihundert, in der vierten Reihe rechts, zum zweitenmal. Gibt niemand mehr? Zweihundert Rubel, eine Möbelgarnitur, bestehend aus zehn Nußholzstühlen aus dem kaiserlichen Palast. Zweihundert Rubel, zum drittenmal, vierte Reihe rechts.“

Die Hand mit dem Hammer hing über dem Katheder in der Luft.

„Zu wenig!“ sagte Worobjew.

Ostap lächelte, hatte gerötete Wangen und war ruhig. Der Hammer schlug nieder und ließ einen himmlischen Ton vernehmen.

„Verkauft“, sagte der Ausrufer. „Fräulein! Vierte Reihe rechts.“

„Nun, Vorsitzender, war das effektvoll?“ fragte Ostap. „Ich möchte wissen, was Sie ohne den technischen Leiter gemacht hätten.“

Worobjew knurrte beglückt. Das Fräulein kam im Laufschritt heran. „Sie sind es, die die Stühle gekauft haben?“

„Wir!“ rief Worobjew, der sich lange zurückgehalten hatte. „Wir, wir. Wann können wir die Stühle bekommen?“

„Wann Sie wollen. Auch gleich.“

Die Melodie: „Andere haben andere Hirne . . .“ sprang plötzlich in Worobjews Kopf herum. Die Stühle sind unser, unser, unser! Sein ganzer Organismus schrie es. Unser! — rief die Leber. Unser! — bestätigte das Zwerchfell.

Es war ein solcher Freudenchok gewesen, daß er jetzt an ganz unerwarteten Stellen den Puls schlagen fühlte. Alles vibrierte, wankte und erzitterte unter dem Ansturm solch unerhörten Glücks. Er sah einen Zug vor sich, der sich dem Gotthard näherte. Auf der offenen Plattform stand er selbst in weißer Hose und rauchte eine Zigarre. Edelweiß fiel still auf sein Haupt, das wieder wie einst mit dem aluminiumfarbenen Haar geschmückt war, Worobjew fuhr nach Italien.

„Warum zweihundertdreißig und nicht zweihundert?“ hörte Worobjew neben sich fragen.

Ostap war es, der dies fragte und die Quittung in den Händen drehte.

„Fünfzehn Prozent werden für die Kommission zugeschlagen“, antwortete das Fräulein.

„Da ist nichts zu machen. Hier, nehmen Sie.“ Ostap

zog seine Brieftasche heraus, zählte zweihundert Rubel und wandte sich dann an den Generaldirektor des Unternehmens. „Zahlen Sie dreißig Rubel, mein Lieber, und rasch, Sie sehen, die Dame wartet. Nun!"

Worobjew machte keine Anstalten, das Geld herauszunehmen.

„Nun? Warum sehen Sie mich an, wie der Soldat die Laus? Sind Sie vor Glück verrückt geworden?"

„Ich habe kein Geld", murmelte Worobjew endlich.

„Wer hat nicht?" fragte Ostap sehr leise.

„Ich habe es nicht."

„Und die zweihundert Rubel?"

„Ich . . . h—habe s—sie verloren."

Ostap sah Worobjew an, prüfte rasch sein müdes Gesicht, die grüne Farbe der Wangen und die Säcke unter den Augen. „Geben Sie rasch das Geld her!" flüsterte er haßerfüllt. „Alter Schuft . . ."

„Werden Sie also zahlen?" fragte das Fräulein.

„Einen Augenblick," sagte Ostap und lächelte bezaubernd, „ein kleines Mißverständnis."

Es gab noch eine kleine Hoffnung. Man konnte den Verkäufer vielleicht überreden, mit dem Geld zu warten.

Da griff der zu sich gekommene Worobjew speichelspritzend in das Gespräch ein. „Erlauben Sie!" schrie er. „Wozu diese Kommission? Wir wissen nichts von einer solchen Kommission! Man muß die Leute warnen. Ich weigere mich, diese dreißig Rubel zu zahlen!"

„Gut," sagte das Fräulein sanft, „ich werde gleich alles einrichten." Sie nahm die Quittung, lief zum Ausrufer und sagte ihm einige Worte. Der Auktionär stand sofort auf. Sein Bart glänzte im Licht der starken Glühlampen. „Nach den Regeln der Auktion", sagte er laut, „hat die Person, die sich weigert, den vollen Betrag für den von ihr gekauften Gegenstand zu bezahlen, den Saal zu verlassen! Der Kauf wird annulliert."

Die erstaunten Freunde saßen regungslos da.

„B— bitte sehr!" sagte der Auktionär.

Der Effekt war groß. Man lachte boshaft im Publikum. Ostap stand aber doch nicht auf. Er hatte schon lange nicht einen solchen Schlag versetzt bekommen.

„B—i—i—tte sehr!" Der Verkäufer sprach mit einer singend-monotonen Stimme, die keinen Widerspruch zuließ.

Das Gelächter im Saal wurde stärker.

Und sie gingen. Nicht viele sind je aus diesem Saal mit einem so bittern Gefühl geschritten. Worobjew ging voran. Seine knochigen Schultern waren gebeugt, sein kurzer Rock und die breiten Schuhe ließen ihn einem Kranich ähnlich erscheinen. Auf seinem Rücken spürte er den warmen freundschaftlichen Blick des großen Kombinators.

Die Konzessionäre blieben im Zimmer, das sich neben dem Auktionssaal befand. Jetzt konnten sie die Auktion nur durch eine Glastür verfolgen. Der Weg zurück war gesperrt. Ostap schwieg freundschaftlich.

„Empörende Wirtschaft", murmelte Worobjew feige. „Ein Skandal! Man sollte sich bei der Miliz beschweren."

Ostap schwieg.

„Nein wirklich, es ist empörend!" erhitzte sich Worobjew weiter. „Man beraubt die Arbeiterklasse. Bei Gott!... Für so abgenützte Stühle — zweihundertdreißig Rubel. Zum Verrücktwerden ..."

„Ja", sagte Ostap mit einer hölzernen Stimme.

„Nicht wahr?" fragte Worobjew. „Da kann man verrückt werden!"

„Jawohl."

Ostap näherte sich Worobjew, sah sich um und versetzte dem Vorsitzenden des Gubernial-Adels einen kurzen kräftigen, für ein fremdes Auge nicht bemerkbaren Schlag in die Seite. „Da hast du die Miliz! Da hast du den teuern Preis der Stühle für die Arbeiter aller Länder! Da hast du die nächtlichen Spaziergänge mit Weibern! Da hast du für deine Lotternatur!"

Worobjew blieb bei der Exekution stumm. Von der Seite her hatte es den Anschein, als spreche ein respektvoller Sohn mit seinem Vater, nur daß der Vater allzu lebhaft den Kopf schüttelte.

„Jetzt scher dich weg!"

Ostap kehrte dem Direktor des Unternehmens den Rücken und schaute in den Saal. Nach einer Weile sah er sich um. Worobjew stand noch immer in „Habtacht"-

Stellung hinter ihm. „Sind Sie noch hier, Seele des Konzerns? Scher dich weg! Nun?“

„Ge—enosse Bender“, flehte Worobjew. „Ge—enosse Bender!“

„Geh! Geh! Und komm mir auch nicht zu Iwanopulo! Ich schmeiß dich hinaus!“

„Ge—enosse Bender!“

Ostap drehte sich nicht mehr um. Im Saal ging etwas so Interessantes vor, daß Bender die Türe etwas öffnete und zuhörte. „Alles ist verloren!“ murmelte er.

„Was denn, was denn?“ fragte Worobjew zuvorkommend.

„Die Stühle werden stückweise verkauft. Wollen Sie vielleicht etwas kaufen? Bitte schön. Ich halte Sie nicht zurück. Ich zweifle nur, ob man Sie hineinlassen wird. Ich hab auch das Gefühl, daß Sie nicht allzu viel Geld besitzen.“

Indessen ereignete sich folgendes im Saal. Der Auktionator hatte das Gefühl, daß man von dem Publikum zweihundert Rubel nicht so leicht hereinbekommen würde, ein zu hoher Betrag für die kleinen Leute, die im Saal geblieben waren, und er beschloß, diesen Betrag nach und nach hereinzubringen. Die Stühle kamen wieder zum Verkauf, diesmal aber stückweise.

„Vier Nußholzstühle aus dem Palast. Gepolstert. Gambsarbeit. Dreißig Rubel. Wer gibt mehr?“

Ostap gewann rasch seine ganze Entschlossenheit und

Kaltblütigkeit wieder. „Sie Weiberverführer, bleiben Sie hier und rühren Sie sich nicht. Ich komme in fünf Minuten wieder. Und Sie müssen aufpassen, was hier vorgeht. Kein Stuhl darf von hier weggetragen werden, ohne daß wir wissen, von wem und wohin."

In Benders Kopf war ein Plan gereift, der einzig mögliche in der schwierigen Situation, in der sie sich befanden.

Er lief auf die Petrowstraße hinaus und sprach dort sachlich mit den Straßenkindern. Fünf Minuten später kehrte er, wie versprochen, zu Worobjew zurück. Die Kinder standen beim Ausgang bereit.

„Man kauft, man kauft", flüsterte Worobjew. „Einmal vier und einmal zwei Stühle sind schon verkauft."

„Ihr Verdienst!" sagte Ostap. „Freuen Sie sich. Wir hatten schon alles in Händen, verstehen Sie, in Händen. Können Sie das verstehen?"

Die knarrende Stimme, die die Natur nur Auktionären, Croupiers und Glasermeistern verliehen hat, ertönte im Saal.

„Fünfzig Kopeken, weiter links. Dreimal. Noch ein Stuhl aus dem Palast. Nußholz. Vollkommen intakt... Fünfzig Kopeken, weiter hinten, Mittelsitz..."

Drei Stühle wurden einzeln verkauft. Der Auktionator verkündete den Verkauf des letzten Stuhles. Ostap würgte der Ärger. Er stürzte wieder über Worobjew her. Seine beleidigenden Bemerkungen waren voll Bitterkeit. Wer

weiß, wie weit Ostap in seinen ironischen Rekriminationen gegangen wäre, hätte ihn nicht ein rasch eintretender Herr unterbrochen. Sein Anzug war bräunlich, er schwenkte die dicken Arme, bückte sich, sprang hin und her, als spiele er Tennis. „Sagen Sie, bitte," fragte er Ostap eilig, „findet hier wirklich eine Auktion statt? Ja? Eine Auktion? Und werden hier wirklich verschiedene Sachen verkauft? Sehr gut!"

Der Unbekannte sprang zurück, sein Gesicht wurde durch ein Lächeln erhellt.

„Werden hier wirklich allerlei Sachen verkauft? Kann man da billig kaufen? Hohe Klasse! Sehr gut! Ach! ..." Der Unbekannte wankte in den dicken Hüften, stürzte vorbei an den verblüfften Konzessionären in den Saal und kaufte rasch den letzten Stuhl. Worobjew ächzte. Die Quittung in der Hand lief der Unbekannte in die Abteilung, wo die gekauften Sachen ausgefolgt wurden.

„Sagen Sie bitte, kann man den Stuhl gleich mitnehmen? Wundervoll! ... Ach! ... Ach! ..." Er brachte seinen Stuhl in eine Droschke, meckerte und wackelte dabei in einemfort und fuhr weg. Hinter der Droschke her lief ein Straßenjunge.

Alle die neuen Besitzer der Stühle entfernten sich einer nach dem andern und fuhren weg. Hinter ihnen her liefen die unmündigen Agenten Ostaps. Er selbst ging auch. Worobjew folgte ihm ängstlich. Der heutige Tag schien ihm ein böser Traum. Alles war so rasch vor sich

gegangen und durchaus nicht so, wie man erwartet hatte.

Auf dem Siwzow Wraschek feierten Klaviere, Mandolinen und Geigen den Frühling. Die Fenster waren geöffnet. Blumentöpfe füllten die Simse. An einem der Fenster stand ein dicker Mann ohne Rock, mit offenem Hemd über der behaarten Brust, und sang gefühlvoll aus voller Kehle. Eine Katze schlich die Wand entlang. In den Läden brannten die Petroleumlampen.

Kolja ging vor dem rosa Häuschen auf und ab. Als er Ostap erblickte, grüßte er ihn höflich, dann näherte er sich Worobjew. Letzterer begrüßte ihn herzlich. Kolja aber verlor keine Zeit.

„Guten Abend", sagte er entschlossen und schlug Worobjew auf den Kopf. Die Worte, mit denen Kolja diesen Hieb begleitete, waren nach Ostaps Meinung, der dieser Szene beiwohnte, ziemlich banal.

„Und so wird es jedem ergehen," sagte Kolja mit einer Kinderstimme, „jedem, der versuchen wird . . ."

Was man versuchen könnte, sagte Kolja nicht. Er streckte sich, stand auf den Fußspitzen, schloß die Augen und versetzte Worobjew eine Ohrfeige.

Worobjew hob den Arm, traute sich aber nicht, auch nur einen Ton von sich zu geben.

„Sehr richtig," sagte Ostap, „und jetzt geben Sie ihm noch einen Schlag in den Rücken. Zweimal. So. Es ist schon einmal so. Manchmal müssen sogar die Eier das Huhn belehren . . . Noch einmal . . . So. Genieren Sie

sich nicht. Jetzt schlagen Sie ihn aber nicht mehr auf den Kopf. Das ist seine schwächste Stelle."

Hätten die Teilnehmer der Stargoroder Versammlung den Riesen des Gedankens und Vater der russischen Demokratie in diesem kritischen Augenblick gesehen, so hätte der Bund des „Schwertes und Pfluges" wahrscheinlich zu existieren aufgehört.

„Ich glaube, es ist genug", sagte Kolja und steckte die Hand in die Tasche.

„Bitte noch einmal", flehte Ostap.

„Soll er sich zum Teufel scheren! Er wird sich die Lehre merken!"

Kolja entfernte sich. Ostap stieg die Treppe zu Iwanopulos Wohnung hinauf und sah aus dem Fenster. Worobjew stand unten, quer gegenüber dem Hause und lehnte an dem gußeisernen Gitter eines Amtsgebäudes.

„Bürger!" rief Ostap. „Kommen Sie herauf! Ich gestatte es!"

Etwas erholt schon trat Worobjew ins Zimmer. „Unerhörte Frechheit!" sagte er ärgerlich. „Ich habe mich mit Mühe zurückgehalten!"

„Aj, aj, aj", sagte Ostap mitleidig. „Was das jetzt für eine Jugend ist! Eine schreckliche Jugend! Diese jungen Leute stellen fremden Ehefrauen nach! Veruntreuen fremdes Geld ... Eine vollständige Dekadence! — Tut es sehr weh, wenn man einen auf den Kopf schlägt?"

„Ich werde ihn zum Duell fordern!"

„Wunderbar! Da kann ich Ihnen einen meiner Bekannten empfehlen. Er kennt die Duellregeln auswendig und besitzt zwei Besen, die sich zu einem Kampf auf Leben und Tod besonders gut eignen. Als Sekundanten kann man Iwanopulo und unsern Nachbarn rechts zuziehen. Er ist gewesener Ehrenbürger der Stadt Kologriw und ist heute noch auf diesen Titel sehr stolz. Oder könnte man vielleicht ein Duell auf Fleischmaschinen machen — etwas ganz Apartes. Jede Wunde unbedingt tödlich. Der besiegte Gegner wird automatisch in Hackfleisch verwandelt. Paßt Ihnen das, Vorsitzender?"

In diesem Moment wurde von draußen her ein Pfeifen vernehmbar. Ostap begab sich hinunter auf die Straße, um die Recherchen-Berichte der Straßenjungen entgegenzunehmen.

Die Kinder hatten ihre Aufgabe sehr gut erledigt. Vier Stühle waren in das Kolumbus-Theater gekommen. Der betreffende Junge erzählte ausführlich, wie man die Stühle auf einem Schubkarren geführt, sie ausgeladen und durch den Bühneneingang ins Gebäude getragen habe.

Ostap kannte das Theater sehr gut.

Zwei Stühle hatte ein elegantes Dämchen in einer Droschke weggeschafft, wie der junge „Pfadfinder" berichtete. Der Junge schien einen besondern Spürsinn zu besitzen. Er wußte, daß die Gasse, wohin die Stühle gebracht wurden, die Warsonofigasse, er wußte sogar, daß

die Wohnungsnummer siebzehn war, an die Hausnummer aber konnte er sich nicht erinnern.

„Ich bin zu rasch gelaufen," sagte der Junge, „es ist mir entfallen."

„So wirst du eben von mir kein Geld bekommen", sagte der Auftraggeber.

„On—kel—chen!... Ich werde dir das Haus zeigen."

„Gut, bleib hier. Wir gehen zusammen hin."

Der meckernde Bürger wohnte in der Sadawo-Spaskistraße. Ostap schrieb die genaue Adresse in sein Notizbuch.

Der achte Stuhl war ins Volkshaus gekommen. Der Junge, der diesen Stuhl verfolgt hatte, war sehr pfiffig.

Er hatte sich an der Hauskommandantur, an den vielen Angestellten vorbeigeschlängelt und sich überzeugt, daß der Stuhl in den Besitz der Wirtschaftsverwaltung der Redaktion „Werkbank" gelangt war.

Zwei Jungens fehlten noch. Sie kamen fast gleichzeitig herangelaufen, schweratmend und müde.

„Kasernengasse bei Reinenteichen."

„Nummer?"

„Neun. Auch die Wohnung Nummer neun. Daneben wohnen Tataren. Im Hof. Ich hab' ihm selbst den Stuhl getragen. Wir sind zu Fuß gegangen."

Der letzte Bote brachte eine unangenehme Nachricht. Anfangs war alles gut gegangen, dann aber wurde alles schlecht. Der Käufer ging in das Gepäckdepot der Oktober-

Station und man konnte ihm nicht folgen — die Miliz stand vor dem Tor.

„Wahrscheinlich ist er weggefahren", schloß der Junge.

Das beunruhigte Ostap sehr. Der technische Direktor belohnte die Gassenjungen wie ein Zar — jedem Boten einen Rubel, ausgenommen den Boten der Warsonofigasse, den bestellte er für den andern Tag, frühmorgens zu sich. Ostap kehrte nach Hause zurück und ohne die Fragen des blamierten Verwaltungsvorsitzenden zu beachten, begann er zu überlegen.

Noch war nichts verloren. Die Adressen besaß er, und um in den Besitz der Stühle zu gelangen, gab es verschiedene erprobte Methoden:

1. Harmloses Bekanntwerden.
2. Liebesabenteuer.
3. Fühlungnahme mit Einbrechern.
4. Tausch.
5. Geld.

Die letzte Methode war die sicherste, wirksamste, es war aber wenig Geld vorhanden.

Ostap sah Worobjew ironisch an. Der große Kombinator hatte seine gewohnte Gedankenfrische und sein seelisches Gleichgewicht wiedergewonnen. Schließlich hatte er noch die große Möglichkeit in Reserve, die Laufbahn eines Bigamisten fortzusetzen.

Nur der zehnte Stuhl machte ihm Sorgen. Eine Spur

war da, aber was für eine Spur! — Neblig und unsicher!

„Nun," sagte Ostap laut, „mit solchen Chancen könnte man die Sache gewinnen. Ich spiele neun gegen eins. Die Sitzung dauert weiter! Hören Sie, Geschworener!"

Elly, die Menschenfresserin

William Shakespeares Wortschatz beträgt nach Berechnung der Wissenschaftler vierzehntausend Worte. Der Wortschatz eines Negers aus dem Stamme „Mumbo-Jumbo" beträgt dreihundert Worte.

Elly Schtukina begnügte sich einfach mit dreißig Worten.

Hier sind die Worte, Sätze und Adjektiva, die sie aus der komplizierten, wortreichen und mächtigen russischen Sprache sondiert und sozusagen für sich akzeptiert hat:

1. Sie sind frech.

2. Ho—ho! — Drückt je nach den Umständen Ironie, Staunen, Entzücken, Haß, Freude, Verachtung oder Befriedigung aus.

3. Sehr gut.

4. Düster. — Bei den verschiedensten Anlässen. Zum Beispiel: „Der düstere Petja ist gekommen", ein „düsteres Wetter", ein „düsteres Ereignis", eine „düstere Katze" und so weiter.

5. Finsternis.

6. Schlimm. — Beispielsweise anläßlich einer Begegnung mit einer guten Bekannten, „eine schlimme Begegnung".

7. Kindchen. — Ansprache an alle bekannten Männer,

ungeachtet ihres Alters und ihrer sozialen Stellung.

8. Belehren Sie mich nicht.

9. Wie ein Kind. — „Ich schlage ihn wie ein Kind." Wird auch beim Kartenspielen verwendet.

10 Wunder—r—r—bar!

11. Dick und schön. — Wird als Charakteristik der belebten und unbelebten Dinge angewendet.

12. Fahren wir mit der Droschke. — Wird dem Gatten gesagt.

13. Fahren wir mit dem Taxi. — Wird den bekannten Herren gesagt.

14. Ihr Rücken ist ganz weiß. — Ein Scherz.

15. Und wenn schon!

16. Ulja. — Zärtliche Endung der Vornamen, zum Beispiel Mischulja, Sinulja.

17. Oho! — Ironie, Staunen, Entzücken, Haß, Freude, Verachtung und Befriedigung.

Die weiteren Worte, die nur noch sehr spärlich existierten, waren die Verständigungsbrücke zwischen Elly und den Verkäufern der Parfümerie- und Modegeschäfte.

Wenn man Ellys Photographie betrachtet, sie hängt über dem Bett ihres Mannes, des Ingenieurs Ernst Pawlowitsch Schtukin, so muß man sie reizend finden. Hohe konvexe Stirn, große Augen, die lieblichste Nase im Moskauer Umkreis, auf dem Kinn ein kleines, mit Tusche akzentuiertes Fleckchen.

Ellys Wuchs zog die Männer an. Sie war klein und

die unansehnlichsten Männer sahen neben ihr groß und mächtig aus.

Was besondere Kennzeichen anlangt, so waren keine vorhanden. Elly bedurfte ihrer auch nicht — sie war schön.

Die zweihundert Rubel, die ihr Mann monatlich in der Fabrik für elektrische Luster verdiente, waren für Elly eine beleidigende Lächerlichkeit. Sie konnten ihr keinesfalls in dem schweren Kampf helfen, den Elly bereits seit vier Jahren führte. Seit jenem Tag, da sie begann die soziale Stellung einer Hausfrau und Gattin des Ingenieurs Schtukin einzunehmen. Der Kampf wurde mit aller Anspannung ihrer Kräfte geführt. Er verschlang alle Mittel. Ernst Pawlowitsch arbeitete Überstunden, entließ das Dienstmädchen, zündete den Petroleumkocher an und kochte selbst. Alles vergebens. Der gefährliche Feind zerrüttete von Jahr zu Jahr mehr den Haushalt. Vor vier Jahren nämlich, ungefähr zur selben Zeit als sie heiratete, hatte Elly bemerkt, daß sie jenseits des Ozeans eine gefährliche Konkurrentin besaß. Das Unglück traf Elly an einem besonders glücklichen Abend, als sie gerade eine sehr hübsche Crepe-de-Chine-Bluse probierte. Sie glich einer Göttin.

„Ho—ho!" rief sie und konzentrierte in diesem Menschenfresserschrei die besonders komplizierten Gefühle, die ihre Seele erfüllten. Etwas vereinfacht konnte man diese Gefühle etwa folgendermaßen ausdrücken: Wenn mich die Männer so sehen werden, die werden sich aufregen. Sie

werden zittern. Sie werden hinter mir herlaufen bis ans Ende der Welt und stammelnd vor Liebe vergehen. Ist aber auch nur einer von ihnen meiner wert? Ich bin die Schönste. Und eine so elegante Bluse hat niemand auf der Welt.

Da aber ihr Sprachschatz nur dreißig Worte beinhaltete, so wählte sie den ausdrucksvollen Ruf: Ho—ho.

In dieser bedeutsamen Stunde kam Fima Sobak zu Besuch zu ihr. Sie brachte den kalten Januar-Atem von draußen mit, und außerdem eine Modezeitschrift. Elly hielt gleich auf der ersten Seite inne. Hier befand sich die glanzvolle Photographie der Tochter des Milliardärs Vanderbilt im Abendkleid. Da gab es Pelz und Federn, Seide und Perlen, eine graziöse Fasson und eine ganz aparte wundervolle Frisur.

Dies alles war entscheidend.

„Oho!" sprach Elly zu sich. Das bedeutete: Entweder ich oder sie!

Der Morgen des nächsten Tages fand Elly beim Friseur. Hier fiel Frau Schtukins schöner schwarzer Zopf und sie ließ sich ihr Haar rot färben. Hierauf klomm sie noch eine Stufe höher auf der Treppe empor, die zu dem leuchtenden Paradies führte, in der sich die Töchter der Milliardäre befanden. Sie kaufte auf Kredit ein Hundefell, das ein Bisamfell vorstellen sollte. Dieses Fell wurde zur Verbrämung einer Abendtoilette verwendet.

Herr Schtukin, der schon lange von einem neuen Zeichenbrett träumte, wurde traurig.

Das mit dem Hundefell verbrämte Kleid hatte der stolzen Vanderbilttochter den ersten Schlag versetzt. Hierauf bekam die Amerikanerin drei weitere Schläge knapp hintereinander. Elly erwarb bei der Pelzfirma Soschkin einen Chinchillaschal — russischer, im Tulski-Bezirk getöteter Hase —, schaffte sich einen Hut aus Argentinefilz an und ließ einen neuen Rock ihres Mannes auf ein modernes Damenjäckchen umarbeiten. Die Milliardärin wankte, wurde aber immerhin noch von ihrem liebevollen Vater gestützt.

Die nächste Nummer jener Zeitschrift enthielt vier Bilder der verfluchten Feindin in verschiedenen Variationen:

1. Mit schwarzen Füchsen,

2. ein Brillantdiadem auf der Stirn,

3. in Aviatikerdreß — hohe Lackstiefel, grüne Jacke, die Handschuhe mit mittelgroßen Brillanten ausgelegt, und

4. in Balltoilette — eine Flut von Schmuck und ganz wenig Seide.

Elly mobilisierte alles. Schtukin nahm ein Darlehen auf. Mehr als dreißig Rubel borgte man ihm aber nicht. Dieser neue mächtige Kräfteaufwand vernichtete den Haushalt von Grund aus. Man hatte nach allen Richtungen zu kämpfen. Und unlängst hatte es wieder neue Photoaufnahmen der Miß gegeben — in ihrem neuen Schloß in Florida. So blieb nichts anderes übrig, als daß sich auch Elly neue Möbel anschaffte. Sie kaufte zwei weiche

Stühle in der Auktion. Ohne ihren Mann zu fragen, entnahm sie den Betrag dem Geld für den Haushalt. Bis zum fünfzehnten waren noch zehn Tage und sie besaßen nur noch vier Rubel.

Elly kam mit ihren Stühlen elegant in der Warsonofigasse angefahren. Ihr Mann war nicht zu Hause. Er kam übrigens bald und schleppte seine Aktentasche, koffergroß, unterm Arm.

„Der düstere Gatte ist gekommen", sagte Elly sehr vernehmlich. Sie sprach immer vernehmlich und die Worte sprangen ihr wie Erbsen aus dem Mund.

„Guten Tag, Helenchen, und was ist denn das? Wo kommen diese Stühle her?"

„Ho—ho!"

„Nein, wirklich?"

„Wunder—r—bar!"

„Ja. Die Stühle sind hübsch."

„S—e—ehr gut!"

„Hat dir sie jemand geschenkt?"

„Oho!"

„Wie? Hast du sie gekauft? Von welchem Geld? Vom Wirtschaftsgeld? Ich habe dir doch schon tausendmal gesagt . . ."

„Ernestulja, du bist frech!"

„Wie kann man so etwas tun?! Wir werden doch nichts zu essen haben!"

„Und wenn schon!"

„Das ist doch empörend! Du lebst über deine Verhältnisse!“

„Sie scherzen!“

„Ja, ja. Sie leben über Ihre Verhältnisse . . .“

„Belehren Sie mich nicht!“

„Nein, laß mich mit dir ernst reden. Ich habe zweihundert Rubel Gehalt.“

„Finsternis!“

„Ich bin unbestechlich, stehle nicht und kann nicht Geld fälschen.“

„Düster!“

Ernst Pawlowitsch schwieg. „So kann man nicht leben“, sagte er endlich.

„Ho—ho!“ sagte Elly und setzte sich in den neuen Stuhl.

„Wir müssen uns trennen.“

„Und wenn schon!“

„Wir passen nicht zu einander. Ich . . .“

„Du bist ein schöner dicker Junge.“

„Wie oft habe ich dich gebeten, mich nicht „Junge“ zu nennen!“

„Sie scherzen.“

„Woher hast du diese blöde Sprache?!“

„Belehren Sie mich nicht!“

„Teufel noch einmal!“ schrie der Ingenieur.

„Ernestulja, Sie sind frech.“

„Geh, laß uns friedlich auseinandergehen.“

„Oho!“

„Du wirst mir nichts ausreden können. Dieser Streit . . .“

„Ich werde dich wie ein Kind schlagen.“

„Nein, das ist unerträglich. Deine Ausführungen können mich nicht von dem Schritt zurückhalten, den ich zu unternehmen gezwungen bin. Ich gehe mir sofort einen Möbelwagen holen.“

„Sie scherzen!“

„Die Möbel teilen wir.“

„Düster!“

„Ich werde dir hundert Rubel monatlich geben, hundertzwanzig sogar. Ich lasse dir das Zimmer. Du sollst leben, wie es dir gefällt, ich kann aber nicht . . .“

„Ausgezeichnet“, sagte Elly verächtlich.

„Ich werde zu Iwan Alexeewitsch übersiedeln.“

„Oho!“

„Er fährt aufs Land und überläßt mir seine Wohnung für den ganzen Sommer. Ich habe den Wohnungsschlüssel . . . Nur, daß keine Möbel da sind . . .“

„Wunder—r—r—bar!“

Ernst Pawlowitsch kam nach fünf Minuten in Begleitung des Hausmeisters zurück. „Nun, den Schrank werde ich nicht nehmen, den brauchst du nötiger als ich, den Schreibtisch aber, sei so gut. Und einen von diesen beiden Stühlen werde ich auch mitnehmen. Hausmeister, nehmen Sie diesen Stuhl! Ich glaube, daß ich dazu das Recht habe? . . .“

Ernst Pawlowitsch band seine Kleider in ein großes Bündel, packte seine Stiefel in eine Zeitung und näherte sich der Tür.

„Dein Rücken ist ganz weiß", sagte Elly mit einer Grammophonstimme.

„Auf Wiedersehn, Helene."

Er erwartete, seine Frau würde wenigstens in diesem Augenblick ihre gewohnten, metallisch hohlklingenden Reden unterdrücken. Und Elly fühlte ja auch die ganze Tragweite dessen, was sich hier begab. Sie strengte ihr Gehirn an und suchte irgendwelche für das Auseinandergehen passende Worte. Sie waren bald gefunden. „Wirst du im Taxi fahren? Wunder—r—r—bar!"

Wie eine Lawine stürzte der Ingenieur die Treppe hinunter.

Elly verbrachte den Abend mit Fima Sobak. Sie besprachen ein ungeheuer wichtiges Ereignis, das die Weltordnung umzustürzen drohte.

„Ich habe das Gefühl, daß man lange und faltigere Kleider tragen wird", sagte Fima und duckte hiebei den Kopf wie ein Huhn zwischen die Schultern.

„Düster!" Elly sah Fima Sobak respektvoll an. Fräulein Sobak galt in ihrer Umgebung als ein intelligentes junges Mädchen. Ihr Wortschatz bestand aus zirka hundertachtzig Worten. Darunter gab es auch eines, dessen Bedeutung Elly nicht einmal im Traume ahnte. Es war ein pompöses Wort, dieses: „Homosexualität." Zweifel-

los war Fima ein intelligentes Mädchen. Die lebhafte Unterhaltung dauerte bis spät in die Nacht.

Um zehn Uhr früh kam der große Kombinator in die Warsonofigasse. Vor ihm her lief der Straßenjunge. Er wies auf ein Haus.

„Lügst du nicht?"

„Was fällt Ihnen ein, Onkelchen . . . Hierher, in diese Tür."

Bender gab dem Knaben den ehrlich verdienten Rubel.

„Sie sollten etwas zugeben", sagte der Junge, derb wie ein Droschkenkutscher.

„Zugeben kann ich dir die Ohren von einem toten Esel. Du wirst noch vom seligen Puschkin etwas bekommen. Auf Wiedersehn, verlottertes Kind."

Ostap klopfte an die Tür, ohne zu bedenken, was er beim Eintreten sagen würde. Er zog es vor, sich inspirieren zu lassen.

„Oho", fragte man hinter der Tür.

„Eine geschäftliche Angelegenheit", antwortete Ostap.

Die Tür wurde geöffnet. Ostap trat in ein Zimmer, das nur von einem Wesen mit einem Spechtgehirn derartig möbliert worden sein konnte. Postkartenbilder von Kinogrößen, Puppen, das Bild der Stadt Tambow (Mittelrußland) und Gobelins hingen an den Wänden. Es war nicht leicht, die kleine Hausfrau und den bunten Hintergrund, von dem einem die Augen weh taten, genau auseinanderzuhalten. Sie trug einen Schlafrock, der aus

der Tolstoibluse Ernst Pawlowitschs verfertigt und mit einem seltsamen Fell verbrämt war.

Ostap hatte es im Moment heraus, wie er sich in einer so mondänen Gesellschaft benehmen mußte.

Er schloß die Augen und tat einen Schritt zurück. „Ein wundervolles Fell!" rief er aus.

„Sie scherzen", sagte Elly zärtlich. „Das ist mexikanische Ratte."

„Ausgeschlossen. Man hat Sie getäuscht. Man hat Ihnen ein viel kostbareres Fell gegeben. Das ist Shanghai-Panther. Jawohl! Panther! Ich erkenne es an der Färbung. Sehen Sie nur, wie das Fell in der Sonne leuchtet! . . . Ein Smaragd! Ein Smaragd!"

Elly hatte die mexikanische Ratte eigenhändig mit Aquarellfarbe grün gefärbt und so war ihr das Lob des frühen Besuchers besonders angenehm.

Ohne der Hausfrau Zeit zu lassen, zur Besinnung zu kommen, erzählte ihr der große Kombinator alles, was er von diesen Fellen wußte. Später sprach man von Seide, und Ostap versprach der verführerischen Elly, ihr einige hundert Seidenkokons zu schenken, die man ihm aus Turkestan gesandt habe.

„Junge, was wollen Sie eigentlich hier?" fragte Elly, nachdem die ersten Formalitäten des Bekanntwerdens erledigt waren.

„Der Besuch eines jungen Mannes, so früh am Morgen, setzt Sie wohl zweifellos in Erstaunen."

„Ho—ho."

„Ich komme aber in einer delikaten Angelegenheit."

„Sie scherzen!"

„Sie waren gestern bei einer Auktion und haben einen ungewöhnlichen Eindruck auf mich gemacht."

„Sie sind frech!"

„Verzeihung. Es wäre geradezu barbarisch, einer so reizenden Frau gegenüber frech zu sein."

„Düster!"

Das Gespräch setzte sich weiter in ähnlichem Tone fort, ein Ton, der zuweilen wundervolle Ergebnisse zeitigte. Ostaps Komplimente wurden aber nach einiger Zeit immer kürzer und seichter. Er hatte nämlich bemerkt, daß sich der zweite Stuhl nicht im Zimmer befand. Er mußte seiner Spur nachgehen. Und während er sie mit seinen seltsamen orientalischen Schmeicheleien blendete, fragte er unauffällig und verblümt nach allem, was ihn interessierte. So erfuhr er auch im Laufe des Gesprächs von den gestrigen Ereignissen.

— Eine neue Komplikation — dachte er. — Die Stühle laufen wie Schaben auseinander.—

„Liebes Mädchen," sagte Ostap unerwartet, „verkaufen Sie mir diesen Stuhl. Er gefällt mir sehr gut. Nur Sie allein mit Ihrem weiblichen Kunstgefühl für schöne Dinge konnten einen so geschmackvollen Gegenstand auswählen. Mädel, verkaufen Sie mir ihn, ich gebe Ihnen sieben Rubel dafür."

„Junge, Sie werden frech", sagte Elly schelmisch.

„Ho—ho", erklärte Ostap.

— Mit ihr ließe sich vielleicht am ehesten ein Tauschgeschäft machen — überlegte er.

„Wissen Sie, in den besten Häusern Philadelphias, in Europa hat man den altmodischen Brauch erneuert, Tee durch einen Seiher zu gießen. Es ist äußerst effektvoll und sehr elegant "

Elly wurde aufmerksam.

„Nun ist ein bekannter Diplomat aus Wien zu mir gekommen und hat mir ein solches Teesiebchen als Geschenk mitgebracht. Ein schönes Ding!"

„Das muß wundervoll sein." Ellys Interesse wurde wach.

„Oho! Ho—ho! Wollen Sie tauschen? Sie geben mir den Stuhl und ich gebe Ihnen das Siebchen. Wollen Sie?" Und Ostap zog aus der Tasche ein kleines vergoldetes Sieb.

Die Sonnenstrahlen spielten auf den Wölbungen des kleinen Dings. Die Diele erglänzte im Sonnenlicht. Eine dunkle Ecke des Zimmers wurde hell. Auf Elly übte der Anblick dieses fremdartigen Gegenstandes denselben Effekt, wie auf die Menschenfresser Mumbo-Jumbo der Anblick einer alten Konservenbüchse. Die Neger brüllen in diesen Fällen aus voller Kehle, Elly aber stöhnte nur leise: „Ho—ho."

Ohne ihr Zeit zu lassen, zu sich zu kommen, legte Ostap das Siebchen auf den Tisch, nahm den Stuhl, brachte von der reizenden Frau noch die Adresse ihres Mannes in Erfahrung und empfahl sich galant.

Awessalom Wladimirowitsch Iznurenkow

Eine schlechte Zeit war für die Konzessionäre gekommen. Ostap behauptete, daß man die Stühle schmieden müsse, solange sie heiß sind. Worobjew war amnestiert worden. Dessen ungeachtet mußte er von Ostap bissige Fragen über sich ergehen lassen: „Warum, zum Teufel noch einmal, habe ich mich Ihnen verbündet? Wozu brauche ich Sie eigentlich? Sie sollten nach Hause fahren, in Ihr Amt. Dort können Sie meinetwegen auf die Toten und Neugeborenen warten. Quälen Sie doch die Kleinen nicht! Fahren Sie endlich!"

Und doch war der große Kombinator seelisch im Grunde irgendwie an den verwilderten Vorsitzenden gebunden. Ohne ihn wäre es nicht so komisch zu leben — dachte Ostap. Und er sah Worobjew, auf dessen Kopf bereits silbernes Gras wuchs, belustigt an. Sobald sich der stille Iwanopulo entfernte, malte Bender seinem Kompagnon aus, welches die kürzesten Wege zur Erlangung des Schatzes sein könnten.

„Immer tapfer handeln. Nicht viel fragen. Mehr Zynismus. Das gefällt den Menschen. Nichts durch dritte Personen unternehmen lassen. Es gibt keine dummen Menschen mehr. Niemand wird für Sie Brillanten aus

fremden Taschen holen. Aber auch ohne Kriminalität. Wir müssen den Kodex ehren."

Und dabei ging die Sache doch nicht besonders glanzvoll vor sich. Der Kriminalkodex und eine hübsche Portion von Vorurteilen, die den Bewohnern der Hauptstadt noch immer eingewurzelt waren, standen ihnen im Weg. Die Leute litten zum Beispiel keine nächtlichen Besuche durch das Fenster. Man konnte nur auf legalem Wege arbeiten.

An demselben Tage, da Ostap bei Elly Schtukina zu Besuch war, wurde der Stuhl in das Zimmer des Studenten Iwanopulo geschafft. Der Stuhl, der gegen ein Siebchen eingetauscht worden war, die dritte Trophäe der Expedition. Ziemlich viel Zeit war immerhin schon vergangen, seit die beiden Kompagnons die Jagd nach den Stühlen begonnen hatten, die von so mächtigen Emotionen begleitet war. Auch dieser Stuhl wurde mit den Nägeln zerrissen, die Sprungfedern vor Gier beinahe zerbissen. — Auch diesmal erfolglos, es war nichts zu finden.

„Wenn in dem Stuhl auch nichts ist," sagte Ostap, „Sie müssen doch rechnen, daß wir mindestens schon zehntausend Rubel verdient haben. Jeder demolierte Stuhl vergrößert unsere Chancen. Und was liegt schließlich daran, daß sich das Gesuchte nicht in dem Stuhl befand? Deswegen müssen wir ihn auch nicht total in Stücke brechen. Iwannopulo kann immerhin noch damit sein Zimmer möblieren. Und auch für uns ist es so komfortabler."

Am selben Tage noch traten die beiden Konzessionäre aus dem rosa Häuschen heraus und entfernten sich, jeder in einer anderen Richtung. Worobjew hatte den meckernden Unbekannten in der Sadowa-Spaskistraße zu bearbeiten. Er bekam fünfundzwanzig Rubel für eventuelle Ausgaben zugewiesen, gleichzeitig wurde ihm angelegentlichst empfohlen, in kein Bierlokal zu gehen und keinesfalls ohne Stuhl wiederzukommen. Der große Kombinator selbst wollte sich mit Ellys Mann beschäftigen.

Worobjew setzte sich in eine Droschke. Während er durch das Wagengerüttel zuweilen bis zum lackierten Dach emporschnellte, dachte er nach, wie er den Namen des Unbekannten erfahren könnte, unter welchem Vorwand er zu ihm eintreten, was er ihm als ersten Satz sagen sollte und wie er an das eigentliche Ziel gelangen könnte.

Beim roten Tor stieg er aus, fand nach Ostaps Angaben das gesuchte Haus und begann davor auf- und abzuspazieren. Er traute sich nicht einzutreten. Es war dies ein vormaliges altes schmutziges Gasthaus, das in ein Wohnhaus umgewandelt war. Innen liefen einige Zimmer in den Korridor hinaus. Langsam, als wäre es die Schultafel, an der er eine Aufgabe zu lösen hatte, von der er keinen Dunst besaß, näherte sich Worobjew der Türe Nummer vierzehn. Eine Visitenkarte von der Farbe eines lange getragenen Halskragens hing verkehrt an einem Nagel. „Aweßalom Wladimirowitsch Iznurenkow."

Ganz benommen, vergaß Worobjew zu klopfen, machte die Türe auf, wandelte wie ein Mondsüchtiger drei Schritte nach vorne und befand sich mitten im Zimmer.

„Entschuldigen Sie," sagte er mit gedämpfter Stimme, „kann ich den Genossen Iznurenkow sprechen?"

Awessalom Wladimirowitsch antwortete nicht. Worobjew hob den Kopf und bemerkte jetzt erst, daß niemand im Zimmer war.

Das Äußere dieses Zimmers gab keinerlei Aufschluß über die Neigungen seines Bewohners. Es war nur eines klar — er war unverheiratet und hatte kein Dienstmädchen. Ein Stück Papier mit Wursthäutchen lag auf dem Fensterbrett. An der Wand lehnte ein mit Zeitungen überhäuftes Sofa. Auf einem Regal standen ein paar verstaubte Bücher. An der Wand hingen allerlei Katzenphotographien. Mitten im Zimmer stand neben schmutzigen Stiefeln ein Nußholzstuhl. Auf allen Gegenständen, auch auf dem Stargoroder Stuhl hingen amtliche Siegel. Worobjew aber beachtete diesen Umstand nicht. Er vergaß in diesem Moment sowohl den Kriminalkodex als auch alle Belehrungen Ostaps und stürzte sich auf den Stuhl.

Da aber gerieten plötzlich die Zeitungen auf dem Sofa in Bewegung. Worobjew erschrak. Die Zeitungen glitten hinab und fielen zu Boden. Und mitten hervor kroch still eine Katze. Sie sah Worobjew gleichgültig an und begann sich mit der Pfote gelassen das Ohr, die Wange und den Schnurrbart zu putzen.

„Pfui", sagte Worobjew und schleppte den Stuhl zur Tür. Die Tür tat sich auf. Der Hausherr erschien auf der Schwelle — er war es, der meckernde Unbekannte. Er steckte in einem Überzieher, unter dem lila Unterhosen hervorsahen. Die Hose hielt er in der Hand.

Man konnte von Aweſſalom Wladimirowitsch Iznurenkow behaupten, daß es einen zweiten derartigen Menschen in ganz Rußland nicht gab. Er war der Republik sehr von Nutzen. Und dabei war er völlig unbekannt geblieben, wiewohl er ein genau so großer Meister in seiner Kunst war wie Schaljapin im Singen, Gorki in der Literatur und Capablanca im Schachspiel.

Schaljapin sang. Gorki schrieb einen großen Roman, Capablanca bereitete sich zu einem Match mit Aljechin vor. Aweſſalom machte Witze.

Er machte diese Witze nicht zur profanen Unterhaltung im Privatleben. Er trug auf seinen Schultern die Last einer ungeheuren Verantwortung. Er lieferte Stoff für Zeichnungen und Feuilletons für die Mehrzahl der Moskauer Zeitschriften.

Bedeutende Menschen machen zweimal im Leben Witze. Diese Witze steigern ihren Ruhm und gehen in die Geschichte ein. Iznurenkow machte nicht weniger als sechzig erstklassige Witze im Monat, die von einer großen Anzahl Menschen lächelnd registriert und immer wieder zitiert wurden. Und er blieb doch unbekannt.

Als Aweſſalom Wladimirowitsch in seinem Zimmer

einen Menschen erblickte, der im Begriff war, den amtlich gesiegelten Stuhl wegzutragen, schwenkte er die Hose, die eben vom Schneider gebügelt worden war, machte einen Luftsprung und schrie: „Sind Sie verrückt geworden? Ich protestiere! Sie haben kein Recht dazu! Es existiert doch noch ein Gesetz! Wenn auch für die Dummen kein Gesetz geschrieben ist, sind Sie doch vielleicht davon unterrichtet, daß diese Möbel noch zwei Wochen hierbleiben dürfen! ... Ich werde Sie bei Gericht verklagen! ... Schließlich werde ich doch bezahlen!"

Worobjew war wie angenagelt stehen geblieben. Iznurenkow warf den Überzieher ab und zog die Hose über die dicken Beine. Izurenkow war ziemlich voll, hatte aber ein mageres Gesicht.

Worobjew zweifelte keinen Moment daran, daß man ihn fassen und zur Miliz schleppen würde. Deshalb war er sehr erstaunt, als der Hausherr, nachdem er mit seiner Toilette fertig war, plötzlich ganz sanft wurde.

„Sie müssen doch selbst einsehen," sagte der Hausherr mit friedlicher Stimme, „ich kann das nicht zulassen."

Worobjew hätte es an Stelle Iznurenkows auch durchaus nicht zugelassen, daß jemand seine Möbel mitten am hellen Tage wegtrug. Er wußte aber nicht, was er sagen sollte und darum schwieg er.

„Ich bin nicht schuld, daß es so weit gekommen ist. Schuld ist der Direktor des Musikinstituts. Ich gestehe es. Ich habe die Gebühr für das gemietete Klavier seit

acht Monaten nicht gezahlt. Ich habe es aber nicht verkauft, obwohl ich doch Gelegenheit dazu gehabt hätte. Mein Vorgehen war ehrenhaft, aber man hat mich gemein behandelt. Man hat mir das Klavier weggenommen, die übrigen Möbel beschlagnahmt und mich bei Gericht angezeigt. Und dabei darf man bei mir eigentlich nichts beschlagnahmen. Diese Möbel sind unentbehrliche Werkzeuge für meinen Beruf. Auch dieser Stuhl ist ein für meine Berufsarbeit unentbehrlicher Gegenstand."

Worobjew begann ein Licht aufzugehen.

„Lassen Sie den Stuhl los!" kreischte Aweßsalom Wladimirowitsch plötzlich. „Hören Sie? Sie Bürokrat!"

Worobjew löste die Hände gehorsam vom Stuhl und murmelte: „Verzeihung, ein Mißverständnis. So ist eben mein Dienst."

Nun wurde Iznurenkow sehr lustig. Er lief im Zimmer umher und trällerte: „Und ein Morgen kam, da lächelte sie wieder." Er wußte nicht, was er mit seinen Händen beginnen sollte. Sie pendelten hin und her. Dann band er seine Krawatte und ließ es wieder. „Also werden Sie die Möbel heute nicht mitnehmen? ... Sehr gut! ... Ach! Ach!"

Worobjew benützte die günstige Gelegenheit und näherte sich der Tür.

„Warten Sie!" rief Iznurenkow plötzlich. „Haben Sie je einen solchen Kater gesehen? Sagen Sie, ist er nicht wirklich wundervoll flaumig?"

Und schon befand sich der Kater in Worobjews zitternden Händen.

„Hohe Klasse!“ murmelte Arwessalom Wladimirowitsch und wußte nicht wohin mit seinem überschüssigen Temperament. „Ach! ... Ach ...!“ Er stürzte zum Fenster und begrüßte heftig immer wieder die beiden jungen Mädchen, die ihn vom Fenster des gegenüberliegenden Hauses ansahen. Er stampfte auf und ließ ein schwärmerisches „Ach“ vernehmen.

„Mädchen von der Peripherie! Die besten Früchte! ... Hohe Klasse!! Ach! ... ‚Und eines Morgens, da lächelte sie wieder‘ ...“

„Ich werde also gehen, Bürger“, sagte der Generaldirektor etwas verdattert.

„Warten Sie, warten Sie!“ regte sich Iznurenkow plötzlich auf. „Einen Augenblick! Ach! ... Und der Kater? Nicht wahr, er ist ganz besonders flaumig? Warten Sie! Ich komme gleich! ...“ Er suchte verschämt irgend etwas in allen Taschen, lief weg, kam wieder zurück, ächzte, sah aus dem Fenster hinaus, lief weg und kam wieder.

„Warten Sie, mein Täubchen“, sagte er zu Worobjew, der während all dieser Manipulationen wie ein Soldat habtacht stand. Und mit diesen Worten reichte er dem Vorsitzenden fünfzig Kopeken. „Nein, nein, bitte nehmen Sie es. Jede Mühe muß bezahlt werden.“

„Danke schön“, sagte Worobjew und staunte innerlich über seine Gewandtheit.

„Danke schön, mein Teurer, danke schön, mein Täubchen! . . .“

Draußen im Gang noch vernahm Worobjew von Iznurenkows Zimmer her ein schallendes Meckern, Kreischen, Singen und leidenschaftliches Geschrei.

Auf der Straße erst mußte Worobjew wieder an Ostap denken und er zitterte vor Furcht.

Ernst Pawlowitsch Schtukin irrte in der leeren Wohnung umher, die ihm sein Freund liebenswürdig für den Sommer abgetreten hatte, und dachte nach, ob er ein Bad nehmen sollte oder nicht.

Die Dreizimmerwohnung befand sich unter dem Dach eines neunstöckigen Hauses. Außer einem Schreibtisch und Worobjews Stuhl gab es hier nur noch einen großen Wandspiegel. Die Sonnenstrahlen spiegelten sich in seiner Fläche und blendeten die Augen. Der Ingenieur legte sich der Länge nach auf den warmen Tisch, sprang aber gleich wieder auf Alles war heiß von der Sonne.

— Ich werde ein Bad nehmen — beschloß er.

Er zog sich aus, ließ sich ein wenig von der Luft kühlen, besah sich im Spiegel und ging ins Badezimmer. Er kroch in die Wanne, schüttete aus einem blauemaillierten Krug etwas Wasser über sich und seifte den ganzen Körper gehörig ein. Bald war er total mit Seifenschaum bedeckt und schneeweiß wie ein Nikolo.

„Angenehm!“ sagte Ernst Pawlowitsch. Alles war angenehm. Ihm wurde behaglich zu Mute. Seine Frau war nicht da. Vor ihm lag ein Leben voll Freiheit. Der Ingenieur schnalzte mit der Zunge und drehte den Wasserhahn an, um die Seife abzuwaschen. Der Hahn röchelte und begann zögernd etwas zu murmeln. Es war kein Wasser da. Ernst Pawlowitsch steckte den glitschigen kleinen Finger in die Öffnung des Hahns. Nur ein dünner Wasserstrahl sickerte hervor. Er versiegte aber sofort wieder.

Ernst Pawlowitsch runzelte die Stirn, stieg aus der Wanne heraus und begab sich in die Küche zur Wasserleitung. Aber auch dort gelang es ihm nicht, etwas aus der Röhre herauszupressen.

Ernst Pawlowitsch ging ins Zimmer und blieb vor dem Spiegel stehen. Die Augen taten ihm vom Seifenschaum weh, der Rücken juckte, die Flocken spritzten auf das Parkett. Ernst Pawlowitsch lauschte, ob das Wasser im Badezimmer nicht schon floß, dann beschloß er, den Hausbesorger zu rufen.

Er soll mir wenigstens Wasser bringen, dachte der Ingenieur, rieb sich die Augen und wurde ärgerlich. Die Sache wird schon ziemlich fatal!

Er sah zum Fenster hinaus. Unten im Hof spielten Kinder.

„Hausmeister!“ schrie Ernst Pawlowitsch, „Hausmeister!“ Niemand antwortete ihm.

Da erinnerte sich Ernst Pawlowitsch, daß sich die

Wohnung des Hausmeisters im Treppenhaus befand. Er trat auf die kalten Steinfliesen hinaus, hielt die Türe mit einer Hand fest und spähte hinunter. In seinem Stockwerk gab es nur noch eine Wohnung und Ernst Pawlowitsch hatte keine besondere Befürchtung, daß ihn von da aus jemand in diesem sonderbaren Seidenflocken-Aufzug sehen könnte.

„Hausmeister!" rief er. Der Ruf schallte durchs Treppenhaus. „Hu—hu!" antwortete die Treppe.

„Hausmeister! Hausmeister!"

In dem Moment glitt der Ingenieur, der mit den nackten Füßen ungeduldig strampelte, aus und ließ, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren, die Türe los. Sie fiel zu, das amerikanische Schloß schnappte fest ein. Ernst Pawlowitsch begriff nicht gleich das Unwiderrufliche dessen, was sich eben ereignet hatte, und riß an der Türklinke. Die Tür gab nicht nach. Der Ingenieur rüttelte noch einigemal an der Tür und horchte klopfenden Herzens, ob sich etwas rührte. Ringsum herrschte dämmrige kirchliche Stille. Durch die hohen Fensterscheiben drang trübes Licht.

— Eine schöne Situation — dachte Ernst Pawlowitsch.

„Eine Gemeinheit!" schrie er gegen die Tür hin.

Von unten her hallten die krächzenden menschlichen Stimmen. Dann wieder bellte ein Hündchen wie ein Lautsprecher. Jetzt schob man einen Kinderwagen die Treppe herauf.

Ernst Pawlowitsch irrte erschrocken auf der Treppenplattform umher. — Es ist zum Verrücktwerden! —

Alles schien ihm allzu wahnwitzig, zu absurd, als daß es Wirklichkeit hätte sein können. Er näherte sich wieder der Tür und horchte. Da glaubte er irgendwelche neue Töne zu vernehmen. Es war so, als gehe jemand in der Wohnung herum.

— Vielleicht ist jemand durch die Küchentüre hineingekommen? — dachte er, obwohl er wußte, daß die Küchentür fest versperrt war und daß niemand hineingelangen konnte.

Das eintönige Geräusch hielt an. Der Ingenieur lauschte atemlos. Mit einemmal wurde ihm klar, daß das fließende Wasser dieses Geräusch verursachte. Wahrscheinlich lief das Wasser aus allen Wasserhähnen der Wohnung. Ernst Pawlowitsch war dem Weinen nahe. Die Situation war fürchterlich.

Da stand in Moskau auf dem Treppenabsatz des neunten Stockwerks eines großen Mietshauses ein erwachsener bärtiger Mensch mit hoher Bildung, absolut nackt und von oben bis unten mit Seifenschaum bedeckt! Und es gab keinen Ausweg aus dieser Situation. Er wäre eher bereit gewesen, ins Gefängnis zu gehen, als sich nackt zu zeigen. Es blieb nur ein Ausweg — sich umbringen. Der Seifenschaum reizte die Rückenhaut. Auf Gesicht und Händen war der Schaum eingetrocknet und zog die Haut wie in einem Alaunbad teuflisch zusammen.

Der Körper machte den Eindruck, als wäre er von oben bis unten mit Ekzemen bedeckt.

So verging eine halbe Stunde. Der Ingenieur rieb seinen Körper gegen die weißgetünchte Wand, stöhnte und machte einige Male den Versuch, die Tür zu erbrechen. Dabei beschmutzte er sich und sah furchterregend aus.

Schtukin beschloß, koste es was es wolle, zum Hausmeister hinunterzusteigen. Es blieb nichts anderes übrig, nichts anderes, als sich beim Hausmeister zu verstecken.

Er kroch schwer atmend am Geländer entlang hinunter, dabei deckte er sich mit einer Hand zu, so wie es Männer machen, die nackt ins Wasser steigen. Nun befand er sich auf dem Treppenabsatz zwischen dem achten und neunten Stockwerk.

Seine Gestalt war von den bunten Rhomben und Quadratscheiben des Fensters farbig beleuchtet. Eben wollte er sich weiter hinunterschleichen, als er eine Wohnungstür knarren hörte. Ein junges Mädchen mit einem kleinen Koffer in der Hand war aus der Wohnung getreten. Das Fräulein machte einen Schritt vorwärts. Ernst Pawlowitsch lief wie rasend die Treppe hinauf und befand sich wieder auf seiner Plattform. Er wurde vor Herzklopfen fast taub.

Es dauerte eine halbe Stunde, bis er sich etwas erholt hatte und zu einem neuen Versuch schreiten konnte. Diesmal beschloß er, ohne auf etwas zu achten, in einem

Zug hinunterzulaufen und sich in der Hausmeisterwohnung zu verstecken.

Er versuchte es auch. Das Mitglied des Verbandes der Techniker und Ingenieure sprang still heulend vier Stufen weit. Auf dem Treppenabsatz des sechsten Stockwerkes blieb er stehen und hier lauerten neue Qualen. Jemand kam die Treppe herauf.

„Unerträglicher Junge!" hörte man eine Frauenstimme, die infolge des Echos im Treppenhaus noch verstärkt war. „Wie oft habe ich ihm gesagt . . ."

Ernst Pawlowitsch folgte nicht mehr seinem Verstand, nur noch dem Instinkt und floh wie der Kater, den die Hunde jagen, zurück ins neunte Stockwerk hinauf.

Als er sich wieder auf seiner schmutzigen Plattform mit den nassen Fußspuren befand, begann er still zu weinen, riß sich an den Haaren und schwenkte den Oberkörper konvulsivisch hin und her. Die heißen Tränen drangen in die Seifenkruste ein und ließen wellenförmige Spuren zurück.

„Mein Gott!" sagte der Ingenieur. „Mein Gott! Mein Gott!"

Für ihn war alles tot und zu Ende. Und doch hörte er deutlich den Lärm der auf der Straße vorbeifahrenden Lastautos. Also irgendwo gab es doch noch eine Art Leben!

Er stachelte sich noch einige Male auf, hätte hinunterlaufen mögen; er vermochte es aber nicht mehr. Seine Nerven waren total erschlafft. Er war gefangen.

„Sie lassen einen Dreck hinter sich, wie die Schweine!“ vernahm er die Stimme einer alten Frau von unten her.

Der Ingenieur lief zur Wand und stieß einige Male mit dem Kopf dagegen. Das Vernünftigste wäre selbstverständlich gewesen, so lange zu schreien, bis jemand kam und ihn aus diesem elenden Zustand befreite, auf die Gefahr hin ins Gefängnis zu kommen. Ernst Pawlowitsch aber hatte alle Überlegung vollständig verloren und irrte schwer atmend auf der Plattform umher.

Er war verloren.

Ein Gespräch mit dem nackten Ingenieur

Der große Kombinator hatte Ernst Pawlowisch tagsüber nicht angetroffen — die Wohnung hatte er versperrt vorgefunden und der Hausherr war wahrscheinlich im Büro — und so beschloß er, gegen Abend zu ihm zu gehen. Indessen irrte er in den Straßen umher. Er lechzte nach Betätigung. Er schritt durch die Gassen, blieb auf den Plätzen stehen, machte den Polizisten süße Augen, half den Damen ins Auto steigen und trug ein Gehaben zur Schau, als wäre ganz Moskau mitsamt seinen Denkmälern, Elektrischen, Kirchen und Bahnhöfen bei ihm zum Rout geladen. Er schritt zwischen den Gästen umher und hatte für jeden ein warmes Wort. Schon etwas ermüdet vom Empfang einer solchen Menschenmasse, begab sich der große Kombinator gegen sechs Uhr abend zum Ingenieur Schtukin.

Das Schicksal aber wollte es, daß Ostap zwei Stunden lang zurückgehalten wurde und, bevor er Ernst Pawlowitsch zu Gesicht bekam, noch ein kleines Protokoll unterschreiben mußte.

Der große Kombinator geriet nämlich auf dem Theaterplatz unter eine Droschke. Ganz unerwartet stürzte sich plötzlich ein schüchternes weißes Pferd auf ihn und stieß

ihn mit der knochigen Brust zu Boden. Ostap fiel schweißbedeckt hin. Es war sehr heiß. Das weiße Pferd wieherte laut, es bat förmlich um Entschuldigung. Ostap hatte sich rasch erhoben. Sein mächtiger Leib war unverletzt.

Umsomehr Grund, einen Skandal zu provozieren. Moskaus liebenswürdiger großartiger Gastgeber war nicht wiederzuerkennen. Er näherte sich vor allem dem alten Droschkenkutscher und versetzte ihm einen Faustschlag in den wattierten Rücken. Der Alte nahm die Strafe gelassen hin. Ein Polizist kam gelaufen.

„Ich verlange ein Protokoll!" rief Ostap mit Pathos. Metalltöne klangen in seiner Stimme, der Stimme eines Menschen, der in seinen heiligsten Gefühlen verletzt ist. Ostap stand an der Rampe des kleinen Theaters, dort, wo später einmal dem großen Dramatiker Ostrowsky ein Denkmal errichtet werden sollte. Er unterschrieb ein Protokoll und gab auch dem herbeigelaufenen Reporter Persizki ein Interview. Persizki scheute keine Mühe. Er schrieb Ostaps Vor- und Zunamen sorgfältig in sein Notizbuch ein und lief weiter.

Ostap ging stolz seines Weges. Er stand noch immer unter dem Eindruck des Unfalls und bedauerte nur, den Kutscher nicht gehörig geohrfeigt zu haben. Er überquerte eine Straße und stieg sodann langsam die Treppe empor, wo Schtukin wohnte. So kam er bis ins siebente Stockwerk, als plötzlich ein schwerer Tropfen auf seinen Kopf fiel. Er sah hinauf. In dem Moment spritzte

ihm ein Patzen schmutzigen Wassers in die Augen.

„Für solche Scherze muß geohrfeigt werden!" beschloß Ostap. Er stürzte hinauf. An der Tür der Schtukinwohnung saß, ihm den Rücken zukehrend, ein nackter Mensch auf dem Boden, der mit weißen Ekzemflechten bedeckt war. Er saß auf den Steinfliesen, hielt den Kopf fest umklammert und bewegte den Oberkörper hin und her. Um den nackten Menschen wogte eine Wasserflut, die aus dem Türspalt hervorquoll.

„O—o—o," stöhnte der nackte Mensch. „O—o—o."

„Sagen Sie mir, was machen Sie hier für Wasserspiele?" fragte Ostap gereizt. „Was haben Sie sich da für eine sonderbare Stelle zum Baden ausgesucht? Sind Sie verrückt geworden?"

Der nackte Mensch sah Ostap mit verschleierten Augen an und schluchzte.

„Hören Sie mich an, Bürger, statt zu weinen, sollten Sie sich reinigen gehen. Schaun Sie nur, wie Sie aussehen! Wie ein Pikador!"

„Der Schlüssel!" meckerte der Ingenieur und klapperte mit den Zähnen.

„Was ist's mit dem Schlüssel?" fragte Ostap.

„Von der W—o—ohnung."

„Wo das Geld liegt?"

Der nackte Mensch schluchzte ein paarmal, sehr rasch.

Nichts konnte Ostap in Verlegenheit bringen. Er begann zu verstehen. Und als er sich endlich klar darüber

war, was hier vorging, fiel er vor Lachen fast hinter das Geländer. Er bekam einen tollen Lachkrampf, den er vergeblich zu bekämpfen suchte.

„Sie können also nicht in die Wohnung hinein? Und das ist doch ganz einfach." Ostap schritt zur Tür, wobei er trachtete, sich an dem nackten Menschen nicht schmutzig zu machen, steckte einen langen Nagel in den Spalt des amerikanischen Schlosses und begann ihn vorsichtig von links nach rechts und von oben nach unten zu drehen.

Die Tür tat sich geräuschlos auf und der nackte Mann lief mit einem Indianergeheul in die überschwemmte Wohnung.

Die Wasserhähne lärmten. Das Wasser im Speisezimmer verursachte strudelförmige Wellen. Im Schlafzimmer stand es wie ein stiller Teich, auf dem, wie Schwäne, die Hausschuhe schwammen. Wie ein verschlafener Schwarm kleiner Fische stauten sich die Zigarettenreste in der Ecke.

Worobjews Stuhl stand im Speisezimmer, dort, wo der Wellengang am stärksten war. Weiße Schaumwirbel kräuselten sich an seinen vier Beinen. Der Stuhl erzitterte leicht und es schien, als wäre er im Begriff, vor seinem Verfolger wegzuschwimmen. Ostap setzte sich auf ihn und zog die Beine unter sich.

Ernst Pawlowitsch war zur Besinnung gekommen. Mit dem Schrei „Pardon! Pardon!" sperrte er die Wasserhähne, wusch sich und kam dann zu Ostap, bis zum

Gürtel nackt, die nassen Hosen bis zu den Knien aufgerollt.

„Sie haben mich einfach gerettet!“ schrie er aufgeregt. „Verzeihen Sie, ich kann Ihnen nicht die Hand reichen, ich bin ganz naß. Wissen Sie, ich bin von all dem fast verrückt geworden.“

So sah es auch aus.

„Ich war in einer schrecklichen Situation.“ Und Ernst Pawlowitsch durchlebte von neuem das Geschehene und erzählte Ostap bald düster, bald nervös lachend die Einzelheiten des Mißgeschicks, das ihn ereilt hatte. „Ohne Sie wäre ich zugrunde gegangen“, endete der Ingenieur.

„Ja,“ sagte Ostap, „auch mir ist einmal etwas Ähnliches passiert. Schlimmeres sogar.“

Alles was dem Erlebten ähnlich sein konnte, interessierte den Ingenieur so lebhaft, daß er den Eimer, mit dem er das Wasser aufschöpfte, fallen ließ und sich zu aufmerksamem Zuhören bereitete.

„Genau so eine Geschichte, wie Ihre,“ begann Bender, „nur daß es im Winter war und nicht in Moskau, sondern in Mirgorod. Ich habe dort bei einer Familie gewohnt. Schreckliche Ukrainer! Typische Bourgeois — sie hatten ein einstöckiges Häuschen und eine Menge Sachen. Ich muß bemerken, daß es in Mirgorod keine Kanalisation gibt, für gewisse Bedürfnisse nur eine Art Latrinen. Nun lief ich einmal in der Nacht halbnackt in den Schnee hinaus, ich fürchtete mich nicht vor Erkältung, es war ja

eine augenblickliche Sache, die ich zu erledigen hatte. Ich bin also hinausgelaufen und habe mechanisch, ohne an etwas zu denken, die Tür hinter mir zugemacht. Draußen waren zwanzig Grad Kälte. Ich klopfe — man macht mir nicht auf. Auf einer Stelle konnte man nicht stehen, man wäre erfroren. Ich laufe herum und klopfe immer wieder an die Tür — man macht mir nicht auf. Und dazu muß ich bemerken, daß niemand im Haus geschlafen hat. Eine schreckliche Nacht. Die Hunde heulen. Irgendwo wird geschossen. Und ich laufe in der Sommerunterhose im Schnee herum. Eine ganze Stunde lang habe ich geklopft. Ich bin fast erfroren. Und warum, glauben Sie, haben die nicht aufgemacht? Sie haben ihr Hab und Gut versteckt und ihr Geld in die Pölster eingenäht. Sie dachten, es käme eine amtliche Untersuchung. Ich habe sie dann alle halb totgeschlagen."

Das alles ging dem Ingenieur sehr nahe.

„Ja," sagte Ostap, „Sie sind also der Ingenieur Schtukin?"

„Jawohl. Nur erzählen Sie bitte niemandem, was vorgefallen ist. Ich schäme mich so."

„O bitte! Entre nous, tête á tête. Unter vier Augen, wie die Franzosen sagen. Was aber mich betrifft, ich habe eine Bitte an Sie, Genosse Schtukin."

„Es wird mich freuen, Ihnen dienen zu können."

„Grand merci. Es ist eine Kleinigkeit. Ihre Frau Gemahlin hat mich gebeten, diesen Stuhl bei Ihnen abzu-

holen. Sie sagt, daß sie ihn zu dem anderen Stuhl braucht. Sie wird Ihnen dafür einen Lehnstuhl schicken."

„Bitte schön", rief Ernst Pawlowitsch. „Ich freue mich sehr, Ihnen einen kleinen Dienst erweisen zu können. Aber wozu sollen Sie sich selbst bemühen? Ich werde den Stuhl selbst hintragen. Heute noch."

„Nein, um keinen Preis. Es ist eine Kleinigkeit. Ich wohne nicht weit und werde das ohneweiters erledigen."

Der Ingenieur wurde etwas unruhig und begleitete den großen Kombinator zur Tür. Er fürchtete sich aber, die Schwelle zu überschreiten, wiewohl er den Schlüssel vorher vorsichtshalber in die Tasche seiner nassen Hose gesteckt hatte.

Auf diese Weise bekam der Student Iwanopulo noch einen zweiten Stuhl geschenkt. Der Überzug war zwar ein bißchen beschädigt, doch war es immerhin ein hübscher Stuhl und paßte sehr gut zu jenem andern, der bereits in seinen Besitz übergegangen war.

Ostap war durch die Enttäuschung, die er nun auch mit diesem Stuhl erfahren hatte, nicht sonderlich beunruhigt. Er war auf alle Tücken des Schicksals gefaßt.

„Das Glück", pflegte er zu sagen, „kommt immer im letzten Augenblick. Wenn Sie am Smolenski-Markt in die Elektrische Nummer vier einsteigen wollen und dort außer der Vierer noch die Elektrischen Nummer fünf, sieb-

zehn, fünfzehn, dreißig, einunddreißig, dreizehn, G und B verkehren, so seien Sie versichert, daß zuerst alle andern kommen werden, manchmal dieselbe Nummer sogar zweimal hintereinander, was doch eigentlich widernatürlich ist. Und erst, wenn Sie zu glauben beginnen, daß Nummer vier überhaupt nicht existiert, wird diese Elektrische langsam, mit Menschen überfüllt, herankommen. Ja, es kann geschehen, daß Nummer vier, die früher alle fünf Minuten kam, nicht öfter als einmal in vierundzwanzig Stunden Ihre Haltestelle passiert. Es ist für einen tüchtigen Menschen ein Leichtes, in die Elektrische zu steigen. Es muß nur eine da sein. Sie müssen nur Geduld haben, dann wird auch Ihre Elektrische kommen."

In dieses schöne System von Betrachtungen, die der Zufall veranlaßte, schnitt als schwarzer Schatten der Stuhl ein, der vor kurzem in der Tiefe des Bahnhofsdepots verschwunden war. Die Gedanken an diesen Stuhl waren unangenehm. Dunkle Befürchtungen blieben auf dem Grund seiner Seele.

Der große Kombinator befand sich in der Situation eines Roulette-Spielers, der ausschließlich auf einzelne Nummern setzt. Er war einer jener Menschen, die mit einem Schlag sechsunddreißigmal so viel gewinnen wollen, als sie gesetzt haben. Die Situation war eigentlich noch schlimmer. Die Konzessionäre spielten eine Roulette, wo Zero auf elf von zwölf Nummern fiel. Und die zwölfte Nummer, die vielleicht die wunderbare Prämie enthielt,

entschwand den Blicken, befand sich wer weiß wo.

Diese traurige Gedankenkette wurde durch das Kommen des Generaldirektors unterbrochen. Schon sein bloßer Anblick weckte in Ostap unangenehme Gefühle. „Oho!" sagte der technische Leiter. „Ich sehe, Sie machen Fortschritte. Ich bitte Sie nur, scherzen Sie nicht mit mir. Warum haben Sie den Stuhl hinter der Türe gelassen? Spaßeshalber?"

„Genosse Bender!" murmelte der Vorsitzende.

„Ach was, spannen Sie nicht unnütz meine Nerven an! Bringen Sie ihn rasch her, her mit ihm! Sie sehen, daß der neue Stuhl, auf dem ich sitze, den Wert Ihrer Zustandebringung um Vielfaches vergrößert hat." Ostap neigte den Kopf und blinzelte mit den Augen.

„Quälen Sie die Kinder nicht", sagte er endlich mit Baßstimme. „Wo ist der Stuhl? Warum haben Sie ihn nicht mitgebracht?"

Die undeutliche Meldung Worobjews wurde von Ostaps ironischem Händeklatschen und listiger Fragestellung unterbrochen. Worobjew schloß seinen Bericht unter dem homerischen Gelächter seines Zuhörers.

„Und meine Instruktionen?" fragte Ostap mit Donnerstimme. „Wie oft habe ich Ihnen gesagt, daß es eine Sünde ist, zu stehlen. Es gibt auch anständige Methoden. Schon als Sie in Stargorod meine Frau, Madame Grizewa bestehlen wollten — damals habe ich schon Ihren kleinlich kriminellen Charakter durchschaut. Einen Men-

schen wie Sie wird man nie zum Tode verurteilen. Sie können sicher sein; Ihre Anlagen können Sie höchstens ins Gefängnis bringen, sechs Monate mit strenger Einzelhaft. Keine sonderlich glorreichen Ambitionen für einen Riesen des Gedankens und Vater der russischen Demokratie. Und hier haben wir die Resultate. Der Stuhl, den Sie in den Händen gehabt haben, ist Ihnen entschlüpft. Zudem haben Sie eine glatte Sache im Zuschnitt verdorben. Versuchen Sie nur, dort einen zweiten Besuch zu machen. Dieser Awessalom Wladimirowitsch wird Ihnen den Kopf abreißen. Sie haben es dem puren Zufall zu danken, daß Sie nicht ins Kittchen gewandert sind. Jedenfalls hätten Sie dort vergeblich auf meine Hilfe gewartet. Es wird mir in so einem Fall sehr fern liegen, auch nur den Finger zu rühren. Sie sind weder meine Mutter, noch meine Schwester, noch meine Geliebte. Was ist mir Hekuba?"

Worobjew sah seine klomplette Nichtigkeit ein und stand mit gesenktem Kopfe da.

„Also mein Teurer, ich sehe jetzt die ganze Zwecklosigkeit unserer Zusammenarbeit. Jedenfalls ist es absurd, mit einem so wenig intelligenten Kompagnon mit nur vierzig Prozent Beteiligung zu arbeiten. Ich muß nolens volens neue Bedingungen statuieren."

Worobjew begann langsam wieder zu atmen. Bis jetzt hatte er jeden Atemzug krampfhaft unterdrückt.

„Ja, mein alter Freund, Sie leiden an Mangel an

Organisation und allgemeiner Blutarmut. Demzufolge muß Ihr Anteil auch verkleinert werden. Ehrlich — sind Sie mit zwanzig Prozent einverstanden?"

Worobjew schüttelte entschieden den Kopf.

„Was soll das heißen? Ist es Ihnen vielleicht zu wenig?"

„W—wenig."

„Das sind doch dreißigtausend Rubel? Wieviel wollen Sie denn?"

„Ich wäre mit vierzig Prozent einverstanden."

„Ein Raub am hellen Tage!" sagte Ostap, indem er den Tonfall des Vorsitzenden während des historischen Gesprächs in der Hausmeisterwohnung nachahmte. „Dreißigtausend sind Ihnen zu wenig? Wollen Sie vielleicht auch noch den Schlüssel von der Wohnung, wo das Geld liegt?"

„Sie sind es, der den Wohnungsschlüssel will", murmelte Worobjew.

„Nehmen Sie zwanzig Prozent, bevor es zu spät ist, sonst könnte ich es mir überlegen. Nützen Sie meine gute Stimmung aus."

Worobjew hatte längst schon das selbstzufriedene Aussehen eingebüßt, mit dem er die Suche nach den Brillanten in Angriff genommen hatte.

Das Eis, das damals in der Hausmeisterwohnung zu bersten begonnen hatte, das Eis, das damals noch donnerte und gegen den Granit des Kaiufers schlug, besaß längst nichts mehr von seiner Gewalt und hatte zu tauen

begonnen. Ja, es war beinahe kein Eis mehr da. Nur noch eine breite trübe Wasserfläche, die Worobjew nachlässig mit sich schleppte und ihn hin und her schleuderte. Bald schlug er gegen einen Holzbalken, bald stieß er gegen die Stühle oder wurde ins Ungewisse weggetragen. Das Ende des Weges war nicht abzusehen. Die Wellen trugen ihn nicht zum Ufer und Worobjew hatte weder die Kraft noch den Willen, gegen den Strom anzukämpfen.

Und er trug ihn in das offene Meer des Abenteuers.

Zwei Besuche

Wie ein aufgewickeltes Kind, das nicht einen Moment still liegt, die Fäustchen auf und zumacht, die Füßchen bewegt, das Köpfchen hin und her dreht und aus dem Mündchen Blasen bläht, befand sich Aweſſalom Wladimirowitſch ſtändig in einem Zuſtand ewiger Unruhe. Er ſtrampelte mit den dicken Beinchen, drehte das raſierte Kinn hin und her, ächzte und machte mit den haarigen Armen Geſten, als vollführe er gymnaſtiſche Übungen.

Er lebte das ſorgenvollſte Leben, tauchte bald da, bald dort auf, bot etwas an, lief wie ein erſchrockenes Huhn auf der Straße herum und ſprach laut vor ſich hin. Das Weſentliche an ſeiner Perſon war, daß er ſich nicht länger als eine Minute organiſch mit einer Sache oder einer Idee beſchäftigen konnte.

Wenn einem Redakteur ſein Witz nicht gefiel und nicht das augenblickliche Lächeln hervorrief, ſuchte Iznurenkow den Redakteur nicht, wie die andern es taten, zu überzeugen, daß der Witz gut ſei und daß zu ſeiner vollen Schätzung nur ein bißchen Nachdenken gehöre. Er bot ſogleich einen neuen Witz an.

— Was ſchlecht iſt — ſagte er — iſt ſchlecht. Schluß. —

Aweſſalom Wladimirowitſch verurſachte ein ſeltſames

Aufsehen in den Geschäften. Er erschien, kaufte blitzschnell, was er brauchte, und verschwand rasch wieder vor den Augen der erstaunten Kommis. Oder er erstand mit so großartigem Getue eine Schachtel Schokolade, daß die Kassierin der Meinung war, sie habe mindestens dreißig Rubel zu bekommen. Iznurenkow aber näherte sich tänzelnd der Kassa, riß an seiner Krawatte, als würgte man ihn, schmiß auf das kleine Glaspult einen schmutzigen Dreirubelschein hin, meckerte verbindlich und lief davon.

Hätte dieser Mensch zwei Stunden lang stillsitzen können, so wären vielleicht ganz unerwartete Dinge geschehen. Vielleicht hätte er dann eine schöne Geschichte schreiben oder ein Gesuch an die Kassa der „Gegenseitigen Hilfe" verfassen können, ihm ein Darlehen auf unbegrenzte Frist zu gewähren. Oder er hätte vielleicht ein neues Wohnungsgesetz entworfen oder ähnliches.

Stillsitzen aber war gegen seine Natur. Seine wahnsinnig geschäftigen Beine trugen ihn davon, der Bleistift schoß wie der Blitz, geführt von wahnsinnig geschäftigen Händen. Die Gedanken flogen sprunghaft hin und her.

Iznurenkow lief im Zimmer umher und die amtlichen Siegel auf den Möbelstücken zitterten wie die Ohrringe einer tanzenden Zigeunerin. Das lustige Peripheriemädchen saß auf dem Stuhl.

„Ach, ach!" rief Awessalom Wladimirowitsch. „Göttlich! Die Anwesenheit der Königin verschönert das Mahl

mit ihrer Stimme, ihrem Blick! Hohe Klasse! Sie sind die Königin Margot."

Die Peripheriekönigin verstand nichts und lachte respektvoll.

„Essen Sie doch, nehmen Sie doch ein Stück Schokolade, ich bitte Sie! Ach, ach! Wunderbar!" Er küßte jeden Moment die Hände der Königin, setzte ihr den Kater auf den Schoß und fragte flehend: „Nicht wahr, er sieht wie ein Papagei aus? Ein Löwe! Ein Löwe! Ein echter Löwe! Sehen Sie nur, wie flaumig er ist! . . . Und der Schwanz! Der Schwanz! Ein prachtvoller Schweif! Ach!"

Dann flog die Katze in die Ecke und Aweßsalom Wladimirowitsch preßte seine Arme gegen die dicke Brust und begann jemanden im Fenster vis-á-vis zu begrüßen. Nun mußte sich aber in seinem Kopf irgend ein Ventil geöffnet haben, denn er begann anzügliche Witze zu machen, Anspielungen auf physische und seelische Eigenschaften seiner Besucherin.

„Sagen Sie, Fräulein, diese Brosche ist doch eigentlich nur aus Glas? Und was für ein Glanz! Ach, Sie haben mich geblendet, mein Ehrenwort! . . . Sagen Sie, ist Paris wirklich eine so großartige Stadt? Und gibt es dort wirklich einen Eiffelturm? . . . Ach, ach! Welche Hände! Welche Nase! . . . Ach! . . ."

Er trat dem Mädchen dabei körperlich nicht im geringsten nahe. Er begnügte sich damit, ihr Komplimente

zu sagen. Und er sagte sie endlos. Dieser Redestrom wurde durch Ostaps Kommen unterbrochen.

Der große Kombinator trat ein, drehte einen Bogen Papier in den Händen und fragte streng: „Wohnt hier Iznurenkow? Sind Sie es?"

Aweßalom Wladimirowitsch blickte betreten in das steinerne Gesicht des Besuchers. Er suchte in seinen Augen zu lesen, was für ein Ansinnen der Besucher an ihn zu stellen hatte. Vielleicht eine Geldstrafe wegen einer zerbrochenen Scheibe während eines Gesprächs in der Elektrischen? Eine Vorladung vor das Volksgericht wegen der Wohnungsmiete oder die Werbung zum Abonnement für die Zeitschrift der Blinden?

„Was soll denn das heißen, Genosse," sagte Bender, „wie können Sie sich unterstehen, einen Staatskurier davonzujagen?"

„Was für einen Kurier?" fragte Iznurenkow erschrocken.

„Sie werden es schon selbst wissen. Ich werde jetzt sofort die Möbel hinaustragen. Vor allem diesen Stuhl hier. Bitte sehr, Bürgerin, machen Sie den Stuhl frei."

Die Bürgerin, deren Haupt eben noch der Hauch einer zarten Poesie umschwebt hatte, stand auf.

„Nein! Bleiben Sie sitzen!" rief Iznurenkow und deckte den Stuhl mit seinem Körper. „Sie haben kein Recht dazu!"

„Was Recht oder Unrecht anlangt, so haben Sie

zu schweigen, Bürger. Ehre dem Gesetz!" Mit diesen Worten hob Ostap den Stuhl und schwenkte ihn in der Luft.

„Diesen Stuhl werde ich jetzt mitnehmen", sagte Bender entschlossen.

„Nein, Sie werden es nicht tun."

„Wieso denn nicht", lächelte Ostap und begab sich mit dem Stuhl auf den Gang.

Awessalom küßte der Königin die Hand, neigte den Kopf und lief dem unerbittlichen Exekutor nach. Ostap stieg bereits die Treppe hinab.

„Und ich sage Ihnen, daß Sie kein Recht dazu haben. Nach dem Gesetz können die gepfändeten Möbel vierzehn Tage lang beim Besitzer bleiben und die Sache datiert erst seit drei Tagen. Vielleicht werde ich bis dahin bezahlen."

Iznurenkow schwirrte wie eine Biene um Ostap herum. So kamen sie auf die Straße. Awessalom Wladimirowitsch lief dem Stuhle bis zur nächsten Straßenecke nach. Dort sah er einige Spatzen, die auf einem Misthaufen herumhüpften. Er sah ihnen mit heiteren Augen zu, flüsterte etwas vor sich hin, klatschte mit den Händen und rief lächelnd: „Hohe Klasse! Ach! . . . Ach! . . . Welcher Einfall!"

Er war durch den Reiz einer plötzlichen Eingebung hingerissen. Er drehte sich lustig um und hüpfte zurück nach Hause. Erst als er das Peripheriemädchen mitten

im Zimmer stehen sah, erinnerte er sich wieder an den Stuhl.

Ostap brachte den Stuhl indes in einer Droschke nach Hause.

„Hier können Sie sich ein Beispiel nehmen", sprach er zu Worobjew. „Diesen Stuhl habe ich mit meinen bloßen Händen genommen. Ohne einen Heller zu bezahlen. Verstehen Sie?"

So wurde Iwanopulos Möbeln ein neuer Stuhl hinzugefügt. Nach der Durchsuchung des Stuhles wurde Worobjew sehr traurig.

„Die Chancen werden immer größer", sagte Ostap, „und wir haben keinen Groschen Geld. Sagen Sie, hatte Ihre selige Schwiegermutter nicht eine besondere Vorliebe für Scherze?"

„Wie kommen Sie darauf?"

„Vielleicht existieren die Brillanten überhaupt nicht."

Worobjew hob die Arme so hoch, daß sein Rock ganz kurz wurde.

„Nun, dann ist alles in Ordnung. Hoffen wir, daß Iwanopulo jetzt nur noch um einen Stuhl bereichert wird."

„Genosse Bender, man hat heute über Sie in der Zeitung geschrieben", sagte Worobjew zuvorkommend.

Ostap runzelte die Augenbrauen. Er liebte es nicht, wenn die Presse seinen Namen ans Licht zerrte.

„Was faseln Sie da? Welche Zeitung?"

Worobjew entfaltete triumphierend „Die Werkstatt". Hier, in der Rubrik „Ereignisse vom Tage".

Ostap atmete auf. Er hatte eventuelle Nachrichten in den Spalten „Unsere Verdächtigen" oder „Verbrecher vors Tribunal!" gefürchtet.

In der Rubrik „Tagesereignisse" stand wirklich mit fetten Buchstaben gedruckt:

Unter ein Pferd geraten

Der Bürger O. Bender geriet heute unter das Pferd der Droschke Nr. 8974. Der Bürger Bender wurde nicht verletzt und ist mit dem bloßen Schrecken davongekommen.

„Den Schrecken hat der Kutscher gehabt", bemerkte O. Bender unzufrieden. „Diese Idioten! Sie schmieren und schmieren und wissen selbst nicht, was dabei herauskommt. So, so! Das ist also ‚Die Werkstatt'? Das ist sehr, sehr interessant. Wissen Sie, Worobjew, es ist nicht ausgeschlossen, daß diese Notiz jemand geschrieben hat, der dabei auf unserem Stuhl gesessen ist. Ein interessanter Zufall."

Der große Kombinator wurde nachdenklich. Der Vorwand für einen Besuch in der Redaktion war da.

Ostap erfuhr von einem Angestellten, daß alle Zimmer, die in den Korridor führten, Redaktionszimmer waren.

Er gab sich den Anschein eines einfältigen harmlosen Menschen und begann einen Rundgang durch die Räume. So wollte er in Erfahrung bringen, wo sich der Stuhl befand.

Er begab sich zuerst ins Hauptbüro, wo eben die Sitzung irgend eines Sportverbandes stattfand. Mit einem flüchtigen Blick überzeugte er sich, daß der Stuhl nicht da war und ging gleich ins nächste Zimmer. Im Kassaraum sagte er, daß er auf eine Entscheidung warte, in der Korrespondenzabteilung fragte er, ob hier, wie er im Annoncenteil der Zeitung gelesen habe, Makulatur zu verkaufen sei. Im Sekretariat fragte er nach den Abonnementbedingungen, im Zimmer des Feuilletonredakteurs fragte er, ob man hier eine Annonce, Dokumentenverluste betreffend, aufnehmen möchte. Auf diese Weise gelangte er endlich in das Zimmer eines Redakteurs, der auf dem Stuhle der Konzessionäre saß und eben ein Telephongespräch führte.

Ostap brauchte einige Zeit, um den Raum aufmerksam zu studieren.

„Man hat in Ihrem Blatt eine offensichtliche Verleumdung meiner Person veröffentlicht, Genosse Redakteur", sagte Bender.

„Was für eine Verleumdung?" fragte der Redakteur.

Ostap entfaltete langsam die Zeitschrift „Die Werkstatt". Dabei wandte er sich nach der Tür um und konstatierte, daß sich dort ein amerikanisches Schloß befand.

Wenn man ein Stück Glasscheibe herausschneiden würde, so war es leicht, die Hand von außen hereinzustecken und das Schloß aufzumachen.

Der Redakteur las die von Ostap vorgewiesene Notiz.

„Hier lesen Sie nur: ‚Der Bürger Bender ist mit dem bloßen Schrecken davongekommen.' Was soll denn das heißen!"

„Ich verstehe nicht."

Ostap sah den Redakteur und den Stuhl zärtlich an. „Ich werde doch vor einem Droschkenkutscher nicht erschrecken. Sie haben mich vor der ganzen Welt blamiert. Ich verlange eine Berichtigung."

„Hören Sie, Bürger," sagte der Redakteur, „niemand hat Sie entehrt und wir geben wegen solcher Lappalien keine Berichtigungen."

„Nun gut, ich werde diese Sache nicht auf sich beruhen lassen", sagte Ostap und schritt aus der Türe.

Er hatte alles gesehen, was er brauchte.

Der Brief

Vater Fedors, den er in Rostow an seine Frau in die Bezirksstadt N. schrieb:

Meine liebe Katja! Das Geld habe ich rechtzeitig bekommen und ich danke Dir herzlich dafür. In Rostow angekommen, lief ich gleich in die Zementfabrik — ein

ziemlich großes Etablissement, aber niemand kannte dort einen Ingenieur Bruns. Ich war schon ganz verzweifelt, da riet mir jemand, ins Hauptbüro zu gehen und mich dort zu informieren. — Jawohl — sagte man mir dort — dieser Mann war hier angestellt und hat hier eine ziemlich verantwortungsvolle Arbeit geleistet. Er ist vor einem Jahr aus unserem Dienst getreten. Er wurde von hier aus nach Baku von der dortigen Naphthagesellschaft akzeptiert.

Nun, mein Täubchen, meine Reise wird also doch länger dauern, als wir gedacht haben. Du schreibst, daß Du kein Geld mehr hast. Da ist nichts zu machen, Katerina Alexandrowna. Es wird nicht mehr lange dauern, das Ende ist bald abzusehen. Wappne Dich mit Geduld, bete zu Gott und verkaufe meinen diagonal gestreiften Studentenrock. Es wird noch größere Spesen geben. Sei zu allem bereit.

Mit meiner Wäsche steht es schlecht. Ich wasche sie am Abend und wenn sie früh nicht trocken ist, so ziehe ich sie feucht an. Bei der Hitze ist es sogar ganz angenehm.

Ich küsse und umarme Dich,

Dein ewiger Gemahl Fedja.

Das Hühnchen und das Hähnchen auf dem weiten Ozean

Der Reporter Persizki bereitete sich eifrig für das zweihundertjährige Jubiläum des großen Mathematikers Isak Newton vor.

„Newton nehme ich ganz auf mich. Räumen Sie mir nur genügend Platz ein", sagte er.

„Persizki," ermahnte ihn der Sekretär, „ich möchte Sie sehr bitten, Newton menschlich zu behandeln."

„Seien Sie ganz ruhig. Alles wird in Ordnung sein."

„Daß es dann nicht wie mit Lomonossow ausfällt. In der Abendzeitung war ein Bild der Urenkelin Lomonossows — und bei uns . . .?"

„Nicht meine Schuld. Sie hätten eine so verantwortungsvolle Sache nicht dem rothaarigen Iwanow übergeben sollen! Das haben Sie sich selbst zuzuschreiben."

„Wie werden Sie die Sache also machen, was werden Sie bringen?"

„Was ich schreiben werde? Der wissenschaftliche Verlag hat Bücher genug über Newton herausgegeben, da werde ich Stoff für meinen Artikel finden. Die Biographie finde ich im Brockhaus. Das Bild Newtons werden sie dort alle vergeblich suchen. Ich habe aber zu

Hause einen alten Kupferstich, einen sehr interessanten Kopf. Ohneweiters als Newton zu verwenden. Ich brauche nur einen Vorschuß! Nun, ich gehe in Sache Newton!"

„Werden wir Newton nicht photographieren?" fragte der Photograph, der bei den letzten Worten eingetreten war.

Persizki gab den andern ein Zeichen, das bedeuten sollte: — Still, paßt auf, was ich jetzt machen werde. —

Das ganze Sekretariat wurde aufmerksam.

„Wie? Sie haben Newton noch nicht photographiert?" stürzte sich Persizki auf den Photographen.

Letzterer begann auf alle Fälle zu lügen. „Der Mann ist ja nicht zu erreichen", sagte er.

„Ein guter Photograph hätte ihn unbedingt schon erreicht!" schrie Persizki.

„Also soll man ihn photographieren oder nicht?"

„Aber selbstverständlich! Eilen Sie! Sicher sitzen dort schon die Photographen aller Zeitungen!"

Der Photograph lud Apparat und Stativ auf die Schultern.

„Er befindet sich augenblicklich in der Direktion der staatlichen Maschinenfabrik. Vergessen Sie nicht: Newton Isak — an den Namen des Vaters kann ich mich momentan nicht erinnern. Machen Sie also ein hübsches Bild von ihm zum Jubiläum. Aber bitte nur nicht: ‚Newton an der Arbeit.' Auf Ihren Bildern sitzen alle am Schreibtisch und lesen Manuskripte. Photographieren Sie ihn im Gehen. Oder vielleicht im Familienkreis."

„Wenn man mir ausländische Platten zur Verfügung stellen wird, werde ich auch Menschen im Gehen aufnehmen. Jetzt gehe ich aber."

„Beeilen Sie sich! Es ist schon bald sechs Uhr!"

Der Photograph ging den großen Mathematiker anläßlich seines zweihundertjährigen Jubiläums photographieren und die Redaktion wälzte sich vor Lachen.

Mitten im schönsten Lachen kam Stepa, Redakteur der Abteilung „Wissenschaft und Leben". Hinter ihm keuchte eine dicke Bürgerin.

„Hören Sie, Persizki," sagte Stepa, „diese Bürgerin hat ein Ansuchen an Sie. Kommen Sie näher, Bürgerin, der Genosse hier wird Ihnen alles erklären."

Stepa lächelte und lief davon.

„Nun?" fragte Persizki. „Was wünschen Sie von mir?"

Madame Grizewa — sie war es — hob ihre schwärmerischen Augen zu dem Reporter empor und drückte ihm schweigend einen Zettel in die Hand.

„So," sagte Persizki „. . . unter das Pferd geraten . . . mit einem leichten Schrecken davongekommen . . . Worum handelt es sich eigentlich!"

„Die Adresse," sagte die Witwe mit flehender Stimme, „könnte ich nicht die Adresse erfahren?"

„Wessen Adresse?"

„O. Benders."

„Woher soll ich die Adresse wissen?"

„Der Genosse, der mich zu Ihnen führte, sagte mir, daß Sie sie kennen . . .“

„Ich weiß nichts. Wenden Sie sich an das Adreßbüro.“

„Vielleicht werden Sie sich erinnern, Genosse. Er trägt gelbe Schuhe.“

„Ich selbst habe auch gelbe Schuhe. Und zweihunderttausend Menschen in Moskau tragen ebenfalls gelbe Schuhe. Wollen Sie vielleicht von all denen die Adressen wissen? In diesem Falle — ich bitte sehr. Ich werde meine Arbeit aufgeben und mich mit dieser Angelegenheit beschäftigen. Im Laufe eines halben Jahres werden Sie alles wissen. — Ich bin beschäftigt, Bürgerin.“

Die Witwe aber, die zu Persizki ein gewisses Vertrauen fühlte, folgte ihm in den Korridor, wobei sie mit ihren gestärkten Unterröcken ein sonderbares Geräusch verursachte, und wiederholte ihre Bitten.

— Stepa ist ein Schuft — dachte Persizki. — Das macht aber nichts. Nächstens hetze ich ihm den Erfinder des Perpetuum mobile an den Hals, der wird springen. —

„Was kann ich denn tun?“ fragte er gereizt und blieb vor der Witwe stehen. „Woher soll ich die Adresse des Bürgers O. Bender kennen? Bin ich vielleicht das Pferd, das ihn zu Boden geworfen hat?“

Die Witwe antwortete mit einem tonlosen Wortschwall, aus dem man nur immer wieder „Genosse“ und „bitte“ heraushörte.

Es war bereits Büroschluß. Die Kanzleien und Gänge

leerten sich. Irgendwo schrieb noch jemand eine Schreibmaschinenseite klappernd zu Ende.

„Pardon, Madame, Sie sehen, daß ich beschäftigt bin!“ Mit diesen Worten verschwand Persizki in der Toilette. Er ging dort zehn Minuten auf und ab und kam dann heiter heraus. Grizewa erwartete ihn geduldig am Ende des Ganges. Als sie Persizki erblickte, belebte sie sich wieder.

Der Reporter war wütend. „Tante,“ sagte er, „ich will Ihnen also sagen, wo sich Ihr O. Bender befindet. Gehen Sie geradeaus, dann wenden Sie sich nach rechts und dann gehen Sie immer geradeaus. Dort werden Sie eine Türe sehen. Treten Sie ein und verlangen Sie Tscherepenikow zu sprechen. Er wird es wissen.“

Und sehr zufrieden mit seinem Einfall, verschwand Persizki so rasch, daß die Witwe mit den gestärkten Unterröcken keine Fragen mehr stellen konnte.

Madame Grizewa glättete ihre Röcke zurecht und schritt durch den Gang. Dann wandte sie sich nach rechts und lief weiter. Der Parkettboden krachte.

Da kam ihr mit raschen Schritten ein brünetter Mann entgegen, in blauer Weste und himbeerfarbenen Schuhen. Ostaps Gesichtsausdruck ließ erkennen, daß der Besuch dieser Redaktion zu so später Stunde durch die besonderen Interessen der Konzessionäre begründet war. Augenscheinlich paßte die Begegnung mit der Geliebten gegenwärtig durchaus nicht in die Pläne des technischen Leiters.

Als Bender die Witwe erblickte, machte er kehrt und ging, ohne sich umzusehen, die Wand entlang zurück.

„Genosse Bender!“ schrie die Witwe entzückt. „Wohin eilen Sie denn?“

Der große Kombinator beschleunigte seine Schritte. Auch die Witwe ging rascher.

„Warten Sie doch, ich habe Ihnen etwas zu sagen“, bat sie.

Ihre Worte aber drangen nicht in Ostaps Bewußtsein. In seinen Ohren sang und pfiff ein Wind. Er durchlief vier Gänge, sprang über die Stufen der eisernen Nottreppe. Er ließ die Geliebte mit dem Echo ihrer Rufe zurück, das lange im leeren Treppenhaus widerhallte.

„Na Servus!“ brummte Ostap, als er endlich im sechsten Stockwerk anlangte. „Die hat sich aber eine passende Zeit für das Rendezvous ausgesucht. Wer hat diese leidenschaftliche Dame hergeschickt?“

Madame Grizewa, von Ostap durch drei Stockwerke, tausend Türen und ein Dutzend Gänge getrennt, trocknete sich indes ihr heißes Gesicht mit dem Zipfel ihres Unterrocks und nahm dann die Verfolgung von neuem auf. Sie mußte ihren Mann rasch finden, um ihm alles zu erklären. Matte Lichter entzündeten sich in den Gängen. Lampen, Gänge und Türen, alles floß ineinander und war nicht zu unterscheiden. Die Witwe wurde ängstlich. Sie entschloß sich, zu gehen.

Endlich geriet sie an die Innentreppe. Es war sehr dunkel, die Witwe aber überwand ihre Furcht, lief hinunter und zog an der Klinke der Haustür. Die Türe war versperrt. Die Witwe wollte zurück. Aber auch die Glastüre, durch die sie eben gekommen war, war bereits von einer sorglichen Hand geschlossen worden.

So saß Madame Grizewa auf dem Treppenabsatz, zwischen zwei versperrten Türen, mitten im menschenleeren Redaktionsgebäude. Sie dachte an ihr tristes Witwenschicksal, schlummerte zuweilen ein und erwartete den Morgen. Durch die Glastüre drang der gelbe Widerschein der Plafonds, die langsam hell wurden. Ein aschgrauer Tag warf seine Reflexe durch die Fenster des Treppenkäfigs.

Es war jene stille Morgenstunde, da alles noch jung und rein ist. — Plötzlich vernahm die Grizewa Schritte im Gange. Die Witwe erhob sich rasch und näherte sich der Glastür. Am Ende des Korridors wurde die blaue Weste sichtbar. Die himbeerfarbenen Schuhe waren staubbedeckt. Der leichtfertige Sohn des türkischen Untertanen putzte ein Stäubchen von seinem Rock weg, während er sich der Glastür näherte.

„Zuckermäuschen!“ rief die Witwe. „Z—u—ckermäuschen.“ Dabei hauchte sie die Glasscheibe mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit an.

Ostap hatte das Gurren der Witwe nicht gehört. Er rieb sich den Rücken und drehte sorgsam den Kopf nach

beiden Seiten. Einen Augenblick später und er war hinter der Gangbiegung verschwunden.

Die arme Ehegattin drosch an das Glasfenster und stöhnte dabei: „Genosse Bender."

Der große Kombinator sah sich um. „Sieh da", sagte er, als er entdeckt hatte, daß er von der Witwe durch eine Türe getrennt war. „Sie sind auch da?"

„Bin da, bin da", wiederholte die Witwe fröhlich.

„Umarme mich doch, mein Glück, wir haben einander doch so lange nicht gesehen", lud sie der technische Direktor ein.

Die Witwe wurde unruhig. Sie sprang hinter der Türe hin und her wie der Zeisig im Käfig. Die Unterröcke, die sich bei Nacht beruhigt hatten, machten wieder Lärm. Ostap breitete die Arme aus.

„Warum kommst du nicht, mein Hühnchen? Dein Hähnchen ist so müde nach der Sitzung des kleinen Sownarkoms."

Die Witwe besaß keine Phantasie. „Zuckermäuschen", sagte sie zum fünftenmal. „Öffnen Sie mir die Türe, Genosse Bender."

„Ruhe, Mädchen! Bescheidenheit ist die Zierde des Weibes. Wozu diese Sprünge?"

Die Witwe hatte ein gequältes Gesicht.

„Warum quälen Sie sich?" fragte Ostap. „Was stört Sie in Ihrem Befinden?"

„Sie sind weggefahren und jetzt fragen Sie noch!!" Und die Witwe fing zu weinen an.

„Trocknen Sie Ihre Äuglein, Bürgerin. Jede Ihrer Tränen ist ein Molekül im Kosmos."

„Und ich habe immer auf Sie gewartet. Mein Geschäft habe ich aufgegeben. Ich bin Ihnen gefolgt, Genosse Bender."

„Nun, und wie geht es Ihnen jetzt hier auf der Treppe? Zieht es hier nicht zu sehr?"

In der Witwe begann es langsam zu kochen wie in einem großen Klostersamowar. „Verräter!" sagte sie bebend.

Ostap hatte noch etwas Zeit. Er schnippte mit den Fingern, bewegte seinen Körper rythmisch hin und her und sang: „Ein Teufel ist in unserer Brust verborgen, — die Macht der Weiber macht uns Pein und Sorgen."

„Platzen sollst du auf der Stelle!" wünschte ihm die Witwe nach Beendigung des Kuplets. „Du hast das Geschenk meines seligen Mannes, das Armband, gestohlen. Und warum hast du auch noch den Stuhl weggetragen?"

„Mir scheint, Sie treten meiner Persönlichkeit zu nahe", bemerkte Ostap frostig.

„Gestohlen hast du, gestohlen, gestohlen!" schrie die Witwe.

„Mädchen, schreiben Sie es sich hinter die Ohren, daß Ostap Bender niemals gestohlen hat."

„Und das Teesiebchen, wer hat es genommen?"

„Ach, das Siebchen! Einer Ihrer Sachwerte? Und Sie betrachten das als einen Diebstahl? In solchem Fall

sind unsere Lebensansichten diametral entgegengesetzt."

„Sie haben es weggetragen", pfiff die Witwe; es war wie ein Kuckucksruf.

„Wenn also ein gesunder junger Mann sich von einer provinziellen Großmutter einen Küchengegenstand ausleiht, den sie nicht braucht, so ist er ein Dieb? Muß ich das so verstehen?"

„Ein Dieb, ein Dieb!"

„In dem Falle müssen wir auseinandergehen. Ich bin mit einer Scheidung einverstanden."

Die Witwe stürzte gegen die Türe. Die Scheiben klirrten. Ostap sah ein, daß es Zeit war, sich zu entfernen.

„Ich habe keine Zeit mehr zu einer Umarmung", sagte er. „Adieu, Geliebte. Wir sind wie Schiffe auf dem großen Ozean, die jedes in einer andern Richtung ins Weite steuern."

„Hilfe!!!" schrie die Witwe.

Ostap aber befand sich bereits am Ende des Korridors. Er stieg auf ein Fensterbrett, sprang mit einem Satz auf den nächtlich regennassen Boden und verschwand in der Wirrnis lachender Gärten.

Der Wächter war wach geworden und kam auf die Schreie der Witwe herbei. Nachdem er ihr mit einer Geldstrafe gedroht hatte, ließ er die Gefangene hinaus.

Worobjews Stimmung wurde allmählich immer gedrückter. Wenn er Ostap ansah, bekamen seine Augen eine Art gendarmenblauer Färbung.

In Iwanopulos Zimmer war es so heiß, daß Worobjews Stühle ganz trocken wurden und wie brennendes Holz zu knacken begannen. Der große Kombinator ruhte aus, die blaue Weste unter dem Kopf.

„Hören Sie", fiel ihm plötzlich ein. „Wie hat man Sie eigentlich in Ihrer Kindheit genannt?"

„Warum interessiert Sie das?"

„Nur so. Ich weiß nicht, wie ich Sie nennen soll. Worobjew will ich Sie nicht mehr nennen, und Ipolit Matweewitsch ist zu langweilig. Wie hat man Sie also genannt? Vielleicht Ipa?"

„Kissa", erwiderte Worobjew lächelnd.

„Äußerst treffend! Also Kissa, schauen Sie nach, was ich da auf dem Rücken habe. Es tut mir zwischen den Schulterblättern weh." Und Ostap zog sein Cowboyhemd über den Kopf. Der imposante Rücken des provinziellen Antinous breitete sich vor Kissa Worobjews Blick, ein Rücken von entzückender Form, aber ein bißchen schmutzig.

„Oho," sagte Worobjew, „etwas rötlich."

Große rote Flecke glänzten wie Naphtha zwischen den Schulterblättern des großen Kombinators.

„Schöne Sachen! Dieses verfluchte Regal! Also Sie müssen wissen, daß mir dieses verdammte Regal mitsamt den Papieren auf den Rücken gefallen ist, mittendrin, während ich meine Hände in das Innere des Redaktionsstuhles versenkte. Nein, was ich alles in dieser Sache leide!"

„Und ich . . . Auch ich habe gelitten!" fügte Kissa rasch hinzu.

„Wann haben Sie gelitten? Als Sie der Frau eines andern den Hof machten? Nun übrigens hat, soviel ich mich erinnere, dieser verspätete Flirt schlecht geendet! Sie verpatzen ja alles . . . Wer hat die Sache bei Iznurenkow gleich im Zuschnitt verdorben und wer anderer als ich hat auch hier einspringen müssen. Von der Auktion will ich erst gar nicht sprechen. Ich bin eben ein ganz anderer Kerl! Ich habe den Stuhl der Witwe zur Stelle geschafft. Ferner die beiden Stühle des Ingenieurs Schtukin. Ich bin in die Redaktion gegangen und zum Dichter Ljapis, bei dem auch ein Stuhl war. Sie dagegen haben nur einen einzigen Stuhl zustande gebracht und dazu mußte Ihnen noch Ihr größter Feind, der Pope, verhelfen!"

Der große Kombinator begann die weiteren Pläne zu entwickeln. Er ging leise, mit bloßen Füßen, im Zimmer umher und belehrte den andächtig lauschenden Kissa.

Der Stuhl, der damals im Warendepot des Bahnhofs verschwunden war, bildete immer noch den dunklen Fleck auf dem lichten Hintergrund der gemeinsamen Arbeit. Die vier Stühle im Kolumbus-Theater wären ohneweiters zu erbeuten gewesen. Das Theater aber hatte die Absicht, eine Gastspieltournee zu unternehmen und auf dem Dampfer „Skrjabin", der von der Ziehungskommission der Staatsanleihe gemietet war, durch die Wolgastädte zu reisen. Heute wurde als letzte Vorstellung der Saison „Heirat" von Gogol gegeben. Man hatte sich also zu entscheiden: entweder in Moskau zu bleiben und den in das Bahnhofsdepot geratenen Stuhl zu suchen oder aber mit dem Theaterensemble auf die Tournee zu gehen. Ostap neigte dem letzten Plan zu.

„Vielleicht sollten wir uns trennen", sagte Ostap. „Ich könnte mit dem Theater fahren und Sie würden hierbleiben und den Stuhl im Bahnhofsdepot aufspüren."

Kissa aber zuckte so feige mit den grauen Augenwimpern, daß Ostap nicht mehr weitersprach.

„Von zwei Hasen", sagte er dann, „wählt man den fetteren. Fahren wir zusammen. Die Reisespesen werden aber sehr groß sein. Wir werden Geld brauchen. Ich besitze nur sechzig Rubel. Und Sie? Ach, ich habe ganz vergessen! In Ihrem Alter ist Frauenliebe kostspielig! ... Ich bestimme: wir gehen heute abend zur Premiere der ‚Heirat'. Vergessen Sie nicht, den Frack anzuziehen. Sind die Stühle noch da und hat man sie aus Geldman-

gel noch nicht verkauft, so fahren wir gleich mit. Bedenken Sie, Worobjew, der letzte Akt der Komödie ‚Der Schatz der Schwiegermutter' nähert sich dem Finale. Worobjew, der Höhepunkt ist da! Halten Sie den Atem an, mein alter Freund! Richtung gegen die Rampe! O meine Jugend! O Duft der Kulissen! Welche Erinnerungen! Die vielen Intrigen! Wie talentiert war ich doch seinerzeit in der Rolle Hamlets! — Mit einem Wort, die Sitzung dauert weiter!"

Aus ökonomischen Gründen ging man zu Fuß ins Theater. Es war noch ganz hell, die Laternen vor dem Haus leuchteten aber schon in zitronengelbem Licht. Vor den Augen aller ging der Frühling um. Der Staub jagte ihn über die Plätze hin, der warme Wind drängte ihn in die Gassen.

Man mußte eilen. Die Freunde traten in das hallende Vestibül des Kolumbus-Theaters. Worobjew stürzte zur Kassa und studierte die Preise der Plätze.

„Es ist aber sehr teuer", sagte er. „Drei Rubel die sechzehnte Reihe."

„Sie werden vielleicht schon bemerkt haben, daß mir Kleinbürger und provinzielle Dummköpfe nicht sympathisch sind", bemerkte Ostap. „Was hatten Sie dort zu tun? Sehen Sie denn nicht, daß das die Kassa ist?"

„Wohin hätte ich denn sonst gehen sollen, man läßt uns doch ohne Karten nicht hinein."

„Kissa, Sie sind dumm! In jedem gut eingerichteten

Theater gibt es zwei Schalter. Zum Kassaschalter gehen nur die Verliebten und die reichen Erben. Die übrigen Bürger — und wie Sie sehen, sind sie in der Mehrzahl — wenden sich zum Administrationsschalter."

Vor dem Kassaschalter standen fünf bescheiden gekleidete Menschen. Möglicherweise waren es Verliebte oder reiche Erben. Vor dem Administrationsschalter aber herrschte ein lebhaftes Treiben. Eine lange bunte Menschenreihe stand davor. Junge Leute in Anzügen von einem Schnitt, wie ihn nur der Provinzmensch erträumt, winkten selbstsicher mit den Freikarten-Anweisungen der ihnen bekannten Regisseure, Künstler, Redakteure, des Theaterschneiders, des Hauptmannes der Rayonmiliz und anderer Persönlichkeiten, die irgendwie mit dem Theater in Verbindung stehen.

Ostap drängte sich mitten in die Menschenreihe hinein und schrie: „Ich habe mit dem Kassier nur ein Wort zu reden, Sie sehen ja, daß ich nicht einmal die Galoschen abgelegt habe." Und er drängte sich zum Schalter und sah hinein.

Der Kassier arbeitete wie ein Vieh. Helle Schweißperlen bedeckten seine Stirn. Das Telephon beunruhigte ihn jede Minute und klingelte mit der Hartnäckigkeit einer Elektrischen, die über den Smolenski-Markt fährt.

„Ja!" schrie er. „Ja, ja! Acht Uhr dreißig!"

Er hängte das Hörrohr mit Geklirr hin, um es gleich wieder zu packen.

„Jawohl! Kolumbus-Theater! Ach, das sind Sie, Segidilia Markowna. Jawohl, selbstverständlich. Eine Loge. Und Buka kommt nicht? Warum? Eine Grippe? Was Sie nicht sagen? Also gut. Ja, ja, auf Wiedersehen, Segidilia Markowna."

„Kolumbus-Theater!! Nein! Heute gibt es keine Freikarten. Ja, was kann ich denn machen. Der Moskauer Sowjet hat es verboten!"

„Kolumbus-Theater!!! Wie? Michael Grigorjewitsch? Sagen Sie Michael Grigorjewitsch, daß der Eckplatz in der dritten Reihe rechts im Kolumbus-Theater Tag und Nacht auf ihn wartet."

Neben Ostap zitterte und bebte ein Mann mit vollem Gesicht. Seine Augenbrauen hoben und senkten sich erregt.

„Nicht möglich!" sagte der Kassier. „Sie müssen selbst einsehen — der Moskauer Sowjet!"

„Ja," murmelte der Mann, „aber die Moskauer Zweigabteilung der Leningrader Gesellschaft der dramatischen Schriftsteller und Opernkomponisten mit der Genehmigung Pawel Feodorowitsch' . . ."

„Ich kann nicht, kann nicht! Weiter!"

„Erlauben Sie, Jakow Menelajewitsch, man hat mir in der Moskauer Abteilung der Leningrader Gesellschaft der dramatischen Schriftsteller und Komponisten . . ."

„Was soll ich mit Ihnen tun? Ich werde Ihnen keine Karte geben! Was wollen Sie also, Genosse?"

Der Mann fühlte, daß der Kassier nicht mehr so fest

war und murmelte wieder: „Sie müssen begreifen, Jakow Menelajewitsch, die Moskauer Abteilung der Leningrader Gesellschaft der dramatischen Schriftsteller und . . .“

Das war zuviel für den Kassier. Alles hat seine Grenzen. Menelajewitsch brach den Bleistift entzwei, packte einigemale das Hörrohr und fand für den Mann endlich einen Sitz, ganz oben beim Luster.

„Rasch,“ schrie er Ostap an, „Ihren Zettel.“

„Zwei Plätze,“ sagte Ostap sehr leise, „im Parkett.‘

„Für wen?“

„Für mich!“

„Wer sind Sie, daß Sie hier Karten von mir verlangen?“

„Ich denke aber doch, daß Sie mich kennen.“

„Ich kenne Sie nicht.“

Der Blick des Unbekannten aber war so rein und hell, daß die Hand des Kassiers ihm ganz mechanisch zwei Karten in der elften Reihe reichte.

„Es kommen verschiedene Menschen her“, sagte der Kassier und zuckte die Achsel. Dabei ging ihm im Kopf herum: Wer weiß, wer es ist! Vielleicht aus dem Kommissariat für Volksbildung? Ich glaube, ihn dort gesehen zu haben. Wo habe ich ihn nur gesehen?

Der stillgewordene Jakow Menelajewitsch gab also mechanisch die zwei Freikarten und suchte sich dabei zu erinnern, wo er diese reinen Augen gesehen hatte.

Als alle Freikarten ausgegeben waren, das Licht im

Foyer gedämpfter leuchtete, fiel es Jakow Menelajewitsch mit einem Male ein: diese reinen Augen, diesen sicheren Blick hatte er im Jahre 1922 im Taganka-Gefängnis gesehen, als er selbst wegen einer nichtigen Sache dort eingesperrt war.

Das Kolumbus-Theater befand sich in einem Privathaus. Diesem Umstand war es zuzuschreiben, daß der Theaterraum eng war, die Foyers dagegen unverhältnismäßig groß. Das Rauchzimmer befand sich unterhalb der Treppe. Auf dem Plafond war eine mythologische Jagd gemalt. Es war ein junges Theater und vertrat eine so freie Richtung, daß es keine Subvention erhielt. Es existierte das zweite Jahr und schöpfte seine Mittel hauptsächlich aus den Sommergastspielen in der Provinz.

Von der elften Reihe her, wo die Konzessionäre saßen, scholl helles Lachen. Ostap gefiel die musikalische Einleitung, die das Orchester auf Flaschen, Kannen, Saxophonen und großen Regimentstrommeln ausführte. Eine Flöte pfiff und der Vorhang ging mit kühlem Luftzug auseinander.

Zu Worobjews Verwunderung, der an die klassische Wiedergabe der „Heirat" gewohnt war, war Podkolessin zu Beginn nicht auf der Bühne. Worobjew betrachtete die vom Bühnenplafond herabhängenden Holzprismen, die in den Farben des Sonnenspektrums bemalt waren.

Hier gab es weder Türen noch tüllbehangene Fenster. Unter den bunten Prismen tanzten einige Weiber in großen Hüten aus Pappendeckel. Das Stöhnen der Flaschen im Orchester rief Podkolessin auf die Bühne heraus. Er saß rittlings auf Stepan. Podkolessin trug die Uniform eines Kammerherrn. Er jagte die Weiber mit Worten weg, die nicht zum Stück gehörten und schrie: „Step— an!"

Gleichzeitig sprang er zur Seite und blieb in einer starren Stellung still stehen. Die Kannen tönten.

„Step— an!" wiederholte Podkolessin und tat wieder einen Sprung. Da aber Stepan, der neben ihm stand und in ein Leopardenfell gehüllt war, nicht antwortete, fragte Podkolessin in tragischem Ton: „Warum bist du so stumm wie der Völkerbund?"

„Ich fürchte mich vor Chamberlain", antwortete Stepan und kratzte sein Fell.

Man fühlte, daß Stepan Podkolessin in den Hintergrund drängen werde, um selbst Hauptperson dieses ins Aktuelle transponierten Theaterstücks zu werden.

„Nun, hat mir der Schneider den Rock gemacht?"

Ein Sprung. Ein Schlag auf die Kannen im Orchester. Stepan stellte sich mühevoll auf die Hände, kopfunter, und antwortete in dieser Stellung: „Jawohl!"

Das Orchester intonierte ein Potpourri aus „Tschiotschio-san". Die ganze Zeit über stand nun Stepan auf den Händen. Sein Gesicht ward rot.

„Nun," fragte Podkolessin, „hat der Schneider nicht gefragt, warum ich diesmal so gutes Material nehme?"

Stepan, der nun schon im Orchester saß und den Dirigenten umarmte, antwortete: „Nein, er hat nicht gefragt. Ist er denn ein Abgeordneter des englischen Parlaments?"

„Und hat der Schneider nicht gefragt, ob ich nicht heiraten will?"

„Der Schneider hat gefragt, ob Sie Alimente zu zahlen wünschten!"

Nach diesen Worten erlosch das Licht und das Publikum begann mit den Füßen zu stampfen. Es hörte nicht eher auf, bis es Podkolessins Stimme von der Bühne vernahm.

„Bürger! Seid ruhig! Daß das Licht ausgelöscht wurde, geschah mit Absicht; es gehört zum Gang der Handlung. Die modernisierte Form des Theaterstückes erfordert es."

Das Publikum unterwarf sich. Und es blieb finster bis zum Schluß des ersten Aktes. Eine Abteilung Soldaten in der Uniform von Hoteldienern zog mit Laternen vorbei. Kotschkarew kam scheinbar auf einem Kamel geritten. Man schloß das aus folgendem Dialog:

„Pfui, wie du mich erschreckt hast! Und da kommst du noch dazu auf einem Kamel!"

„Ach, hast du es bemerkt, obwohl es dunkel ist? Ich wollte dir nur ein bißchen „Kamm—öl" reichen!"

In der Pause studierten die Konzessionäre den Theaterzettel.

Die Heirat.

Text — N. W. Gogol, Songs — M. Scherschelasamova, Regie — J. Antiochisky, Musik — Ch. Iwanowa.

Dramaturgische Bearbeitung — Nik. Sestrin. Regisseur — Simbiewitsch Sindijewitsch. Beleuchtung — Platon Plaschtuk. Musik — Galkin, Palkin, Malkin, Tschalkin und Salkind. Schminke — aus dem Atelier Kraml. Perücken — Foma Katschura. Möbel — aus den Werkstätten Fortinbras. Akrobatikinstrukteur — Georgette Tiraspolsky. Hydraulische Presse unter der Leitung des Monteurs Metschnikow.

Das Plakat entworfen in der Schule Fzu-Krult.

„Gefällt es Ihnen?" fragte Worobjew schüchtern.

„Und Ihnen?"

„Sehr interessant, nur ist dieser Stepan so merkwürdig."

„Mir hat es nicht gefallen", sagte Ostap; „besonders die Tatsache, daß sie die Möbel aus irgend einer Werkstatt Fortinbras haben. Haben sie vielleicht am Ende auch unsere Stühle modernisiert?"

Diese Befürchtungen erwiesen sich als überflüssig. Gleich zu Beginn des Aktes trugen Neger in Zylindern alle vier Stühle auf die Bühne.

Die Szene der Brautwerbung interessierte am meisten.

In dem Augenblick, da Agafia Tichonowna auf dem schräg über den Zuschauerraum gezogenen Seil hinabzusteigen begann, verursachte Iwanows schreckliches Orchester einen solchen Lärm, daß Agafia Tichonowna schon allein davon hätte ins Publikum hinunterfallen können. Agafia aber benahm sich im Ganzen ausgezeichnet. Sie hatte ein hautfarbenes Trikot an und trug einen harten Herrenhut. Sie balancierte mit einem grünen Schirm auf dem Seil. Der Schirm trug die Inschrift: „Wo ist Podkolessin, ich will ihn haben", und so tänzelte sie über das Seil; alle konnten von unten her ihre schmutzigen Fußsohlen sehen. Sie sprang vom Seil direkt auf den Stuhl. Gleichzeitig schlugen alle Neger ein Saltomortale, Podkolessin tat dasselbe, sowie Kotschkarew in Ballettkleidern und die Heiratsvermittlerin in der Montur eines Schaffners. Dann mußten sich alle ausruhen. Um es zu verbergen, löschte man wieder das Licht aus.

Die Brautwerber waren sehr lächerlich, besonders Herr Eierspeis. Eigentlich war er nicht einmal in persona da, statt seiner wurde eine Eierspeise auf die Szene getragen. Der Seemann war mit Mast und Segeln beladen.

Der Kaufmann Starikow schrie vergeblich, daß ihn das Patent und das Nep-System würgen. Er gefiel Agafia Tichonowna durchaus nicht. Sie heiratete Stepan. Beide verzehrten die Eierspeise, die ihnen Podkolessin servierte, der sich in einen Lakai verwandelt hatte. Kotschkarew und Fekla sangen Songs auf Chamberlain, der Reparationen von

Deutschland verlange. Man zelebrierte auf den Kannen eine Trauermesse, der Vorhang wehte kühl und schloß sich.

„Ich bin mit der Vorstellung zufrieden," sagte Ostap, „die Stühle sind da. Wir dürfen aber nicht zögern. Springt Agafia auch weiterhin täglich auf den Stuhl, so wird er nicht mehr lange leben. Nun, Sie, Kissotschka, können schlafen gehen. Morgen früh müssen wir uns Fahrkarten verschaffen. Das Theater fährt um sieben Uhr abend nach Nischni-Nowgorod. Sie nehmen also zwei Karten dritter Klasse bis Nischni auf der Kurski-Bahn. Wir werden sitzen. Tut nichts. Nur eine Nacht."

Am andern Tag saß das ganze Theater im Buffet der Kurski-Bahn. Regisseur Simbaewitsch Sidnewitsch hatte veranlaßt, daß die Kulissen mit demselben Zug mitkamen. Er nahm sein Frühstück an einem Tischchen. Er benetzte seinen Schnurrbart mit Bier und fragte den Monteur beunruhigt: „Wird die hydraulische Presse unterwegs nicht kaput gehen?"

„Ein wahres Unglück mit dieser Presse. Wir brauchen sie fünf Minuten lang und müssen sie den ganzen Sommer mitschleppen."

„Dieselbe Geschichte war ja mit dem ‚Projektionsapparat der Zeit' in dem Stück ‚Pulver der Ideologie'."

„Immerhin nicht so schlimm. Der Projektor war zwar größer, aber nicht so zerbrechlich."

Am Nebentisch saß Agafia Tichonowna, ein junges Mädchen mit festen Beinen wie Kegel. Um sie herum das Orchester: Galkin, Palkin, Malkin, Tschalkin und Salkind.

„Gestern habt ihr nicht im Takt gespielt", beklagte sich Agafia Tichonowna. „Wenn das so weitergeht, falle ich noch einmal hinunter."

Das Orchester schrie: „Was soll man tun? Zwei Kannen sind geplatzt!"

„Wo nimmt man jetzt eine ausländische Esmarch-Kanne her?" schrie Palkin.

„Geh'n Sie in ein staatliches Geschäft, Sie bekommen nicht einmal ein Thermometer, geschweige denn eine Esmarch-Kanne", unterstützte ihn Galkin.

„Spielen Sie denn auch auf Thermometern?" fragte das junge Mädchen verblüfft.

„Wir spielen nicht auf Thermometern," bemerkte Salkind, „man wird aber wegen diesen verfluchten Kannen so krank, daß man gezwungen ist, Temperatur zu messen."

Der Bearbeiter und Hauptregisseur des aufgeführten Stückes, Nikolaus Sestrin, spazierte mit seiner Frau auf dem Perron herum. Podkolessin und Kotschkarew tranken sechs Gläschen Wodka und machten Georgette Tiraspolsky den Hof.

Die Konzessionäre, die zwei Stunden vor Abfahrt des Zuges gekommen waren, machten bereits die fünfte Runde um den kleinen Garten vor dem Bahnhof.

Worobjew drehte sich der Kopf. Die Jagd nach den Stühlen näherte sich der Entscheidung. Lange Schatten lagen auf dem heißen Pflaster. Der Staub klebte auf den nassen, geröteten Gesichtern. Droschken und Taxi mit Reisenden kamen an. Es roch nach Benzin.

„Wir wollen auch gehen", sagte Ostap. Worobjew wandte sich um und folgte ihm gehorsam. In dem Moment erblickte er knapp vor sich den Sargmeister Bezentschuk.

„Bezentschuk," sagte er äußerst erstaunt, „wie kommst du hierher?"

Bezentschuk nahm den Hut ab; er war starr vor Freude. „Herr Worobjew!" rief er, „Meine Hochachtung dem teuren Gast!"

„Wie gehen die Geschäfte?"

„Schlechte Geschäfte", antwortete der Sargmeister.

„Warum denn?"

„Ich suche Kundschaft und finde keine."

„Macht dir die ‚Nymphe' Konkurrenz?"

„Aber nein! Kann denn die mit mir konkurrieren? Ausgeschlossen! Aber nach dem Tode Ihrer Schwiegermutter sind nur noch Pierre und Konstantin gestorben."

„Was du sagst! Sind sie wirklich gestorben? Aj—aj—aj!" murmelte Worobjew. „Hast du sie auch begraben?"

„Ich habe sie begraben. Wer denn anders? Gibt denn die ‚Nymphe', verflucht noch einmal, anständige Sargquasten?"

„Und warum bist du hierhergekommen?"

„Ich habe meine Ware hergebracht."

„Was für eine Ware?"

„Meine Ware. Ein bekannter Schaffner hat mir geholfen, sie im Postwagen umsonst mitzuschmuggeln. Aus Freundschaft."

Worobjew bemerkte erst jetzt, daß unweit von Bezentschuk eine Reihe von Särgen lag. Einige waren mit Quasten verziert, die andern kahl. Einen der Särge erkannte Worobjew sofort. Es war dies der große verstaubte Sarg aus Bezentschuks Schaufenster.

„Acht Stück," sagte Bezentschuk selbstzufrieden, „einer beim andern. Wie frische Gurken."

„Wer braucht denn hier deine Ware? Wir haben hier eine Menge hiesiger Sargmeister."

„Und der Schwamm?"

„Was für ein Schwamm?"

„Die Epidemie. Prusis hat mir gesagt, daß in Moskau eine Epidemie infolge Genusses eines giftigen Schwammes ausgebrochen ist und daß man nicht genug Särge hat. Man hat kein Material mehr. So habe ich mich denn entschlossen, meinem Geschäft etwas aufzuhelfen."

Ostap, der diesem Gespräch mit Interesse zugehört hatte, mischte sich ein: „Hör' zu, Papachen! In Paris herrscht auch eine Epidemie."

„In Paris?"

„Jawohl! Fahr nach Paris, dort wirst du verdienen.

Du wirst zwar mit dem Visum einige Schwierigkeiten haben, aber mach' dir nichts draus. Wenn dich Briand liebgewinnt, so wirst du nicht schlecht leben. Du bekommst am Ende noch die Stelle eines Leib-Sargmeisters bei der Pariser Stadtbehörde. Und hier gibt es eigene Sargmeister genug."

Bezentschuk sah wild um sich. Keine Toten lagen auf dem Platz, trotz der Versicherung seines Freundes Prusis. Die Leute standen munter auf ihren Beinen, manche lachten sogar.

Der Zug trug die Konzessionäre, das Kolumbus-Theater und andere Menschen längst schon ins Weite und Bezentschuk stand immer noch verloren vor seinen Särgen.

Seine Augen brannten mit unauslöschlichem gelben Feuer in die anbrechende Dunkelheit hinein.

Eine wunderbare Nacht auf der Wolga

Links vorne auf der Personenplattform des Landungsplatzes der Wolgaschiffahrtsgesellschaft, unter den Tafeln mit Aufschriften, wie: „Der Dampfer ist an die Ringe anzubinden" — „Man bittet, das Gitter zu schonen" — „Die Dampfer dürfen bei Landung und Abfahrt die Kaiwände nicht berühren", stand der große Kombinator mit seinem Freund und Mitarbeiter Worobjew.

Die Fahnen wehten im Wind über dem Hafen. Der Rauch, gekräuselt wie Blumenkohl, stieg aus den Rauchfängen der Dampfer empor. Arbeiter zogen mit Eisenhaken große Baumwollballen herbei. Gußeisernes Geschirr, Häute, Drahtbündel, Kisten mit Glas, Mühlsteine, grell gestrichene landwirtschaftliche Maschinen, hölzerne Heugabeln, Obstkörbe in Stoff eingenäht und Heringfässer lagen auf dem Steg.

Der Dampfer „Skrjabin" war noch nicht da, was Worobjew sehr beunruhigte.

„Was haben Sie nur?" fragte Ostap. „Nehmen Sie an, ‚Skrjabin' wäre schon da. Wie wollen Sie auf den Dampfer kommen? Selbst wenn wir das Geld für die Schiffskarten hätten, wäre es unmöglich, weil dieser Dampfer keine Passagiere aufnimmt."

Ostap hatte im Zug mit dem Mann von der hydraulischen Presse, Metschnikow, gesprochen und von ihm alles erfahren. Der Dampfer „Skrjabin" war vom Volkskommissariat für Finanzwesen gemietet und nahm die Route von Nischni-Nowgorod bis Stalingrad. Bei jedem Dorfe, bei jeder Stadt hatte der Dampfer Halt zu machen und eine Ziehung der Losanleihe vorzunehmen. Zu diesem Zweck kam von Moskau eine Ziehungskommission mit, eine Kanzlei, ein Blasorchester, ein Kino-Operateur, Korrespondenten der führenden Zeitungen und das Kolumbus-Theater. Das Theater sollte unterwegs Vorstellungen geben, in denen die Idee der staatlichen Anleihen populariſiert wurde. Bis Stalingrad wurde das Theater von der Ziehungskommission finanziell unterstützt, später beabsichtigte es im Kaukasus und in der Krim einige Gastspiele auf eigenes Risiko zu geben.

Der ganze Apparat, der aus Moskau gekommen war, hatte seine Zelte auf der Plattform aufgeschlagen und stand in Erwartung des Dampfers da.

Die zarten Geschöpfe mit ihren Koffern und Reiseplaids saßen auf Drahtbündeln. Sie behüteten ihre Schreibmaschinen und sahen ängstlich nach den Arbeitern hin. Ein Bürger mit blauschwarzem Bärtchen saß auf einem Prellstein. Auf seinen Knien lag ein ganzer Stoß emaillierter Täfelchen. Auf dem obersten konnten Neugierige die Aufschrift lesen: „Rechenabteilung."

Vor einem versiegelten Panzerschrank patrouillierte ein

Wachmann auf und ab. Am Kai stand Persizki, der Reporter der „Werkstatt", und verfolgte durch einen Gucker mit achtfacher Vergrößerung das Treiben auf dem großen Nowgoroder Jahrmarkt. Er stampfte nervös mit den Füßen, erfuhr, daß noch fünf Stunden bis zur Ankunft des „Skrjabin" blieben und ließ sich dann mittels eines Elevators in die Stadt schaffen.

Agafia Tichonowna saß im Schatten der hydraulischen Presse auf einem von Worobjews Stühlen und kokettierte mit dem Balalaika-Virtuosen, einem korrekten jungen Mann mit europäischem Benehmen. Der Virtuose fühlte sich in diesem Milieu sehr behaglich. Er saß in graziöser Haltung auf einem von Worobjews Stühlen und ignorierte vollkommen den Umstand, daß Galkin, Malkin, Palkin, Tschalkin und Salkind, alle fünf, sich mit nur zwei Stühlen begnügen mußten.

Die Konzessionäre schlichen wie Schakale um die Stühle herum. Besonders der Balalaika-Virtuose reizte Ostap auf.

„Was ist das für ein Zeisig?" flüsterte er Ostap zu. „Jeder Trottel kann sich auf Ihre Stühle setzen. Das sind die Früchte Ihres Scharwenzelns, Ihres banalen Benehmens!"

„Warum geben Sie mir keine Ruhe?" winselte Worobjew. „Ich weiß nicht einmal, was ‚Scharwenzeln' ist."

„Schade. Scharwenzeln heißt, jungen Mädchen den Hof machen und dabei schlechte Absichten haben. Ihr Leugnen ist überflüssig. Lisa hat mir alles erzählt. Ganz

Moskau wälzt sich vor Lachen. Alle kennen Ihre Scharwenzelage."

Und die Kompagnons drehten sich, still miteinander zankend, um die Stühle herum.

Der Balalaika-Virtuose lud Agafia Tichonowna zum Mittagessen auf dem Dampfer „Pariser Kommune" ein, der neben dem Landungssteg stand.

Die Orchestermitglieder seufzten auf und begaben sich in eine kleine Taverne „Das Floß". Die Konzessionäre wurden lebhafter.

„Sollen wir es vielleicht riskieren?" sagte Ostap plötzlich und näherte sich unwillkürlich den Stühlen. „Sie nehmen zwei und ich zwei und wir laufen! Ha? Teufel noch einmal, wäre es schon so weit!"

Er sah sich um. Sie hätten die steile Roschdenswenski-Straße, auf der sich die Lastwagen drängten, hinauflaufen müssen. Und es wäre nicht leicht gewesen, sich durch die Arbeitermenge den Weg zu bahnen. Ostap wurde traurig.

„Wir werden doch mitfahren müssen! Aber wie? Schlimmstenfalls könnten wir mit der ‚Pariser Kommune' bis Tsarizin fahren und dort auf das Theater warten, aber Geld! Geld! Ach, Kissa, Kissa, der Teufel soll Sie holen! Sehen Sie endlich ein, wie niederträchtig Sie sich benommen haben?"

Die Freunde liefen zum Kai, dem sich der Dampfer „Skrjabin" bereits näherte. Er trug auf seinen Borden Holzschilder mit bunten Zeichnungen riesengroßer Obliga-

tionen. Der Dampfer brüllte wie ein Mammut oder sonst ein Tier, das in prähistorischer Zeit die Dampfsirene ersetzt hat.

Das Theater-Biwak belebte sich. Die Angestellten der Ziehungskommission liefen von den Straßen her zum Dampfer. Der dicke Platon Plaschtuk war in eine Staubwolke gehüllt. Galkin, Palkin, Tschalkin und Salkind eilten aus dem Gasthaus „Das Floß" herbei. Träger arbeiteten bereits an dem Panzerschrank. Die Akrobatik-Instruktorin Georgette Tiraspolski schwang sich mit einem akrobatischen Satz auf den Dampfer.

Das Blasorchester der Ziehungskommission schritt über die Landungsbrücke. Widerwillig musterte es die Mitglieder des Theaterorchesters, die mit Saxophonen, Flexatonen, Bierflaschen und Esmarch-Kannen beladen waren.

„Klystierbande!" sagte der Klarinettist, als er an ihnen vorbeiging.

Galkin, Palkin, Tschalkin und Salkind reagierten nicht darauf, doch schworen sie im stillen Rache.

Die Ziehungstrommeln hatte man auf einem Ford-Lastwagen hierhergeschafft. Sie stellten eine komplizierte Konstruktion mit sechs sich drehenden Zylindern dar, die von Glas und Kupfer glänzten.

Im Ziehungssaal bereitete man eine Estrade vor, nagelte Plakate und Aufrufe an die Wände, stellte Holzbänke für die Besucher auf und montierte die elektrische Leitung an die Ziehungstrommeln. Die Schreibtische

hatte man im hintern Teil des Schiffes untergebracht.

Aus der Kajüte der Stenotypistinnen war das Klappern der Schreibmaschinen vernehmbar, dazwischen mischte sich Lärm und Gelächter. Der blasse Mensch mit dem blauschwarzen Bärtchen ging auf dem Dampfer umher und befestigte emaillierte Täfelchen an die Türen: „Buchhaltung" — „Registratur" — „Kanzlei" — „Maschinenabteilung". Den großen Tafeln fügte der Mann mit dem Bärtchen noch kleinere hinzu: „Eintritt ohne Anmeldung verboten" — „Kein Empfang" — „Fremden Eintritt verboten" — „Alle Auskünfte in der Registratur".

Im Salon der ersten Klasse wurde eine Ausstellung von Papiergeld und Bons arrangiert. Sie rief Galkins, Tschalkins, Malkins, Palkins und Salkinds Empörung hervor.

„Wo werden wir eigentlich zu Mittag essen?" regten sie sich auf. „Und was werden wir tun, wenn es regnen sollte?"

„Ach, ach," sagte Nikolaus Sestrin zu seinem Assistenten, „ich kann nicht mehr! Was glaubst du, Serjoscha, könnten wir nicht ohne diese Menschen arbeiten?"

„Was fällt Ihnen ein, Nikolaj Konstantinowitsch! Die Künstler sind einmal an den Rhythmus gewöhnt."

Bald entstand ein neuer Spektakel. Die fünf Musiker hatten erfahren, daß der Autor der Vorstellung alle vier Stühle in seine Kajüte geschleppt hatte.

„So—so", sagten sie ironisch. „Wir werden auf unseren Betten proben müssen und Nikolaj Konstantino-

witsch und seine Frau Gusta, die in keinerlei Beziehung zu unserem Ensemble steht, werden auf vier Stühlen sitzen. Wir hätten vielleicht auch gerne unsere Frauen mit!"

Der große Kombinator sah vom Ufer böse nach dem Dampfer hin.

Wieder tönte Geschrei vom Dampfer her.

„Warum haben Sie es mir nicht früher gesagt?!" schrie ein Mitglied der Kommission.

„Wie konnte ich denn wissen, daß er krank wird!?"

„Gott weiß, was das ist! Fahren Sie also in die Kunststelle, man soll uns einen Maler schicken."

„Wohin soll ich fahren? Es ist sechs Uhr abends. Die Kunststelle ist längst geschlossen. Und der Dampfer fährt in einer halben Stunde weg."

„Also werden Sie selbst malen müssen. Sie haben für die Maldekoration des Dampfers die Verantwortung übernommen und müssen die Folgen tragen!"

Ostap lief schon die Dampfertreppe hinauf und stieß die Träger, jungen Mädchen und die Schar der Neugierigen mit den Ellbogen. Am Eingang hielt man ihn zurück.

„Ich habe mit dem Bürger dort zu sprechen."

„Das geht uns nichts an. Um den Dampfer zu betreten, brauchen Sie einen Erlaubnisschein."

„Genosse!" schrie Bender. „Sie! Sie! Dort der Dicke! Der einen Maler braucht!" Fünf Minuten später saß der große Kombinator in der Kajüte des technischen

Direktors und verhandelte wegen der Arbeitsbedingungen.

„Also Genosse," sprach der Dicke, „wir brauchen folgendes: künstlerisch ausgeführte Aufschriften und Plakate, Fertigstellung des Transparents. Unser Maler hat die Sache angefangen, ist aber krank geworden, und wir haben ihn im hiesigen Krankenhaus lassen müssen. Selbstverständlich übernehmen Sie auch die Aufsicht über die ganze künstlerische Arbeit. Können Sie das übernehmen? Ich mache Sie aufmerksam, es ist viel Arbeit."

„Jawohl, ich werde Sie zufriedenstellen. Ich kenne mich in solchen Sachen aus."

„Und können Sie gleich mit uns fahren?"

„Das wird sich nicht so ohneweiters machen lassen, aber ich werde trachten."

Ein großer schwerer Stein fiel dem Wirtschaftsverwalter vom Herzen. Der Dicke fühlte sich unbeschwert wie ein Kind und sah den Maler mit glänzenden Augen an.

„Und die Bedingungen?" fragte Ostap frech. „Sie müssen wissen, daß ich kein Aushilfsdiener bin."

„Die Bedingungen sind die gleichen wie die der Kunststelle."

Ostap bemühte sich, eine Grimasse zu schneiden, was ihm nicht ganz glückte.

„Dazu die Verköstigung", setzte der Dicke eilig hinzu „und eine separate Kajüte."

„Nun gut," sagte Ostap mit einem Seufzer, „ich bin

einverstanden. Ich habe aber noch einen Jungen, einen Assistenten mit mir."

„Was den Jungen betrifft, so weiß ich nicht, was geschehen soll. Ich habe keinen Kredit für einen Assistenten ausgesetzt. Wenn Sie ihn auf eigene Rechnung mitnehmen — bitte sehr. Er kann in Ihrer Kajüte wohnen."

„Also abgemacht, erledigt. Mein Junge ist aufgeweckt. Er ist an eine spartanische Lebensweise gewöhnt. Aber Kost werden Sie ihm geben?"

„Er soll in die Küche kommen. Das Weitere wird sich finden."

Ostap bekam einen Passierschein für sich und den Jungen und trat auf das heiße Deck hinaus. Er fühlte eine große Befriedigung, als er den Schlüssel zu seiner Kajüte in den Händen spürte. Es war das erstemal in seinem Leben, daß er einen Schlüssel und eine Wohnung besaß. Er hatte nur kein Geld, doch befand er sich in nächster Nähe der Stühle. Ostap steckte die Hände in die Taschen und spazierte an Bord umher, ohne den am Ufer gebliebenen Worobjew zu beachten.

Worobjew machte ihm Zeichen, erst schweigend, dann wagte er es, leise zu winseln. Bender aber war taub. Er kehrte dem Vorsitzenden den Rücken und sah aufmerksam zu, wie die hydraulische Presse in den Kielraum gesenkt wurde.

Die letzten Vorbereitungen gingen vor sich.

Der Dampfer pfiff zum zweitenmal. Die Wolken ver-

zogen sich erschreckt, die Sonne wurde blutrot und versteckte sich hinter dem Horizont. In der Stadt entzündeten sich die Lampen und Laternen.

Der betäubte einsame Worobjew schrie irgend etwas, man hörte ihn aber nicht. Das Knirschen des Krans begrub alle andern Töne.

Ostap Bender liebte gewisse Effekte. Erst knapp vor dem dritten Pfeifen, als Worobjew nicht mehr daran zweifelte, daß er seinem Schicksal überlassen sei, tat Ostap, als bemerke er ihn.

„Warum stehen Sie da wie ein Bräutigam? Ich dachte, Sie seien längst auf dem Dampfer! Gleich wird man die Dampferstiege abnehmen! Laufen Sie rasch! Meine Herren, lassen Sie diesen Bürger durch! Hier ist der Passierschein!"

Dem Weinen nahe betrat Worobjew den Dampfer.

„Ist das Ihr Junge?" fragte der Wirtschaftsverwalter mißtrauisch.

„Jawohl," sagte Ostap „gefällt er Ihnen nicht? Ein typischer Junge. Wer behaupten wollte, er sei ein Mädchen, der werfe den ersten Stein auf mich."

Der Dicke entfernte sich brummend.

„Nun, Kissa," bemerkte Ostap, „von morgen an werden wir arbeiten müssen. Ich hoffe, daß Sie Farben zu mischen verstehen. Ich bin Maler und Sie sind mein Gehilfe. Wenn Sie denken, daß dem nicht so ist, so laufen Sie schnell wieder ans Ufer."

Schwarzgrüner Schaum kam unter dem Kiel hervor. Der Dampfer erzitterte. Das Geräusch der kupfernen Becken, Flöten, Kornette, Trombonen und Bässe einte sich harmonisch zu einem wundervollen Marsch, die Stadt drehte sich vor den Blicken, schaukelte auf und nieder und verschwand hinter der linken Bordseite des Dampfers.

Der Dampfer, immer noch zitternd, wandte sich nach der Strömung hin und lief in die Dunkelheit.

Ostap lag auf einem Ledersofa in der Kajüte erster Klasse, betrachtete den mit grünem Leinen überzogenen Korkgürtel und befragte Worobjew. „Können Sie zeichnen? Schade. Ich kann es leider auch nicht. — Und können Sie Buchstaben malen? Auch nicht. Das ist sehr schlimm! Wir sind doch in der Eigenschaft als Maler hergekommen! Nun, zwei Tage lang werden wir unsere Untauglichkeit in dieser Beziehung verbergen können, dann aber wird man uns hinauswerfen. In diesen zwei Tagen werden wir alles, was wir für unsere Zwecke brauchen, unternehmen müssen. Unsere Position ist schwierig. Ich habe in Erfahrung gebracht, daß sich die Stühle in der Kajüte des Regisseurs befinden. Es ist aber schließlich und endlich nicht so gefährlich. Die Hauptsache ist, daß wir auf dem Dampfer sind. Bevor man uns hinausbefördert, müssen wir alle vier Stühle durchsucht haben. Für heute ist es schon zu spät. Der Regisseur schläft bereits in seiner Kajüte."

Die Ziehung

Am andern Morgen war der Reporter Persizki der erste auf Deck. Er hatte sogar bereits eine Dusche genommen und sich zehn Minuten lang gymnastischen Übungen gewidmet. Die Menschen schliefen noch, der Fluß aber lebte wie am lichten Tag. Flösse — riesengroße Balkenflächen mit Häuschen darauf, — schwammen vorbei. Persizki nahm den Gucker nnd blickte nach dem Ufer.

„Barmino", las er drüben auf einem Schild.

Die Leute auf dem Dampfer wurden wach. An einem dünnen Seil befestigt, flog das Tau ans Ufer. Hierauf wurde das dicke Seil aufs Schiff gezogen. Die Dampferschrauben drehten sich mit rasender Geschwindigkeit, die halbe Breite des Flusses war schaumbedeckt. Der „Skrjabin" erzitterte von den heftigen Stößen des Motors und drückte sich mit der ganzen Bordseite ans Kaiufer. Es war sehr früh und man beschloß, um zehn Uhr mit der Ziehung zu beginnen.

Die Bürotätigkeit auf dem „Skrjabin" war genau so geregelt wie auf dem festen Land, sie begann um neun Uhr. Niemand änderte hier seine Gewohnheiten. Wer auf festem Land zu spät ins Büro kam, kam auch hier zu spät, obwohl er unter demselben Dach schlief.

Die nackten Fußsohlen des großen Kombinators wurden fast versengt, während er einen langen schmalen Leinenstreifen entlang schritt. Er war damit beschäftigt, eine Devise aufzumalen, deren Text er auf einem Stückchen Papier notiert hatte.

„Alles für die Ziehung! Jeder arbeitende Mensch muß die Obligationen der Staatsanleihe in seiner Tasche haben!"

So sehr der große Kombinator seine Kräfte anstrengte, die mangelnde Begabung kam doch an den Tag. Die Aufschrift kroch schräg nach unten und das Stück Leinwand schien für immer verdorben. Nun drehte Ostap mit Hilfe seines Jungen Kissa den Stoff auf die andere Seite und begann von neuem zu malen. Jetzt war er etwas vorsichtiger. Bevor er die Buchstaben zu zeichnen begann, zog er zwei paralelle Linien mit einem mit Kreide bestäubten Spagat.

Er schimpfte auf den unschuldigen Worobjew und begann die Worte zu malen.

Worobjew erfüllte gewissenhaft die Pflichten des Gehilfen. Er lief um heißes Wasser hinunter, erhitzte den Leim, nieste dabei, schüttete die Farben in den Eimer und blickte unterwürfig in die Augen des strengen Malers. Die fertige Devise trugen die Konzessionäre hinunter, als sie trocken war, und befestigten sie an Bord.

Der Dicke, der Ostap aufgenommen hatte, lief ans Ufer und prüfte von dort aus die Devise. Die Buchsta-

ben waren von verschiedener Stärke und neigten gegen eine Seite. Der Dicke dachte bei sich, daß sich der neue Maler mit all seiner Selbstsicherheit immerhin etwas mehr Mühe hätte geben können. Es war aber kein anderer Ausweg, man mußte damit vorlieb nehmen.

Um halb zehn kam das Orchester ans Ufer und begann befeuernde Märsche zu spielen. Auf die Musik hin liefen die Kinder von ganz Barmino zusammen und hinter ihnen kamen Männer und Frauen aus den Obstgärten herbei. Das Orchester spielte so lange, bis die Mitglieder der Ziehungskommission an Land kamen. Das Meeting begann.

Die Mitglieder des Kolumbus-Theaters sahen vom Dampfer auf die Versammlung hin. Man sah die weißen Kopftücher der Frauen, die sich ängstlich in einiger Entfernung vom Dampfer hielten, die unbewegliche Menge der Bauern, die dem Redner lauschten, und den Redner selbst, der von Zeit zu Zeit lebhaft gestikulierte. Dann spielte die Musik. Das Orchester wandte sich um und begab sich, ohne das Spiel zu unterbrechen, zur Dampferstiege. Das Volk zog ihm nach.

„Einen Moment!“ rief der Dicke vom Bord. „Genossen, wir werden gleich die Ziehung der Anleihe vornehmen. Deshalb ersuchen wir alle, den Dampfer zu besteigen. Nach Beendung der Ziehung wird eine Vorstellung stattfinden. Darum bitte ich Sie, nach Beendung der Ziehung nicht wegzugehen, sondern sich am Ufer zu

versammeln und von dort aus zuzusehen. Die Schauspieler werden auf dem Deck spielen!"

Alle liefen, einander stoßend, auf den Dampfer und stiegen in den kühlen Ziehungssaal hinab.

Nach Prüfung der Siegel auf der Maschine, wurde ein Kind aus dem Publikum ausgewählt.

Die Trommeln mit ihren Glasfensterchen blitzten, drehten sich und hielten inne. Ein barfüßiger Knabe versenkte zögernd seine Hand in jeden Zylinder, der Reihe nach, nahm die zigarettenähnlichen Papierröllchen heraus und übergab sie den Mitgliedern der Kommission.

Der Ziehungsapparat zeigte mechanisch die Ziffernkombinationen an. Die Räder drehten sich, man rief die Nummern aus.

Ostap lief auf einen Augenblick in den Saal hinein, überzeugte sich, daß alle Passagiere des Dampfschiffs im Ziehungssaal waren und lief wieder auf Deck.

„Worobjew," flüsterte er, „ich habe eine wichtige künstlerische Mission für Sie. Stellen Sie sich beim Ausgang des Korridors der ersten Klasse auf und bleiben Sie da stehen. Wenn jemand kommt, so beginnen Sie laut zu singen."

Der Alte stutzte. „Was soll ich denn singen?"

„Jedenfalls nicht: Gott behüte den Zaren. Etwas Leidenschaftliches — ‚Äpfelchen' oder ‚Das Herz der Schönen'. Aber gnade Ihnen Gott, wenn Sie ihre Arie nicht rechtzeitig intonieren! . . . Das ist kein

Experimentiertheater! Ich werde Ihnen den Kopf abreißen!"

Der große Kombinator klatschte mit den Füßen und lief in den Gang, der mit Weichselholz getäfelt war. In einem großen Spiegel spiegelte sich einen Moment lang seine Gestalt. Er las das Schild an einer der Türen: Nik. Sestrin. Regisseur des Kolumbus-Theaters.

Die Gestalt im Spiegel verschwand. Dann erschien der große Kombinator wieder darin. Er hielt einen Stuhl mit gebogenen Beinen in der Hand. Er lief durch den Gang, kam auf das Deck hinaus, sah Worobjew an und trug den Stuhl zum Verschlag des Steuermanns. Es war niemand in dem Glashäuschen. Ostap trug den Stuhl hin und sagte belehrend:

„Der Stuhl wird hier bis zur Nacht bleiben. Ich habe alles überlegt. Hieherr kommt niemand außer uns. Decken wir den Stuhl mit Plakaten zu, und sobald es dunkel wird, schaun wir sein Inneres nach."

Eine Minute später war der Stuhl mit Holztafeln und Stoffen bedeckt und nicht mehr zu sehen.

Worobjew wurde wieder vom Goldfieber gepackt. „Warum können wir ihn nicht in die Kajüte tragen?" fragte er ungeduldig. „Wir könnten ihn sofort untersuchen. Und wenn wir die Brillanten finden, gehen wir gleich ans Ufer."

„Und wenn wir sie nicht finden? Was dann? Was werden wir mit dem Stuhl machen? Sollen wir ihn

dann vielleicht dem Bürger Sestrin zurücktragen und höflich sagen: entschuldigen Sie, bitte, wir haben Ihren Stuhl gestohlen, zu unserem Bedauern aber haben wir nichts darin gefunden; also bitte, da haben Sie ihn wieder, leicht beschädigt. Wollen Sie das so machen?"

Der große Kombinator hatte wie immer recht. Worobjew kam vor Beschämung erst zu sich, als er auf Deck die Ouverture auf den Kannen und Bierflaschen spielen hörte.

Die Ziehungsoperationen waren für heute beendet. Die Zuschauer saßen am Ufer und gaben gegen alle Erwartung geräuschvoll ihrer Befriedigung über das Neger-Ensemble Ausdruck. Galkin, Palkin, Malkin, Tschalkin und Salkind hatten stolze Mienen, als wollten sie sagen: Seht ihr! Und ihr habt behauptet, daß die breiten Massen es nicht verstehen werden! Die Kunst findet immer Verständnis.

Hierauf spielten die Kolumbus-Schauspieler auf der improvisierten Bühne ein kleines Vaudeville mit Sang und Tanz, das davon handelte, daß Wawila fünfzigtausend Rubel gewann und was das für Folgen hatte.

Als zweite Nummer trat der Balalaika-Virtuose auf. Sein Anzug und der Scheitel, der das Haar kerzengerade zerschnitt, forderten Mißtrauen und ironische Ausrufe heraus.

Der Virtuose setzte sich auf die Bank, schob seine Krawatte zurecht und begann in langsamem Tempo eine

Liszt-Rhapsodie zu spielen. Er beschleunigte allmählich den Rhythmus und erreichte den Gipfel der Balalaikatechnik. Die Skeptiker wurden besiegt, man fühlte aber keinerlei Enthusiasmus. Hierauf spielte der Virtuose ein Volkslied. Das Ufer erblühte in Lächeln.

Die Balalaika kam in Bewegung. Sie flog hinter den Rücken und man vernahm von dorther: „Wenn ein Herr eine Kette hat, hat er noch lang keine Uhr.“ Sie flog in die Luft und während ihres kurzen Fluges wurden ihr eine Reihe der schwierigsten Variationen entlockt.

Dann kam die Reihe an Georgette Tiraspolsky. Sie führte eine Herde junger Mädchen in Kopftüchern mit sich. Die Vorführungen endeten mit russischen Nationaltänzen.

Wieder brüllte der Dampfer und die Sonne floh erschrocken hinter Wolken. Die zweite Nacht brach an.

Der Wirtschaftsverwalter kam zum Kapitän. Hinter ihm schritt der technische Direktor der Brillantenunternehmung.

„Das ist unser Maler,“ sagte der Wirtschaftsverwalter, „wir müssen ein Transparent verfertigen. Kann man dieses Transparent an der Kommandobrücke befestigen? Von da aus wäre es nach allen Seiten hin sichtbar.“

Der Kapitän aber verbat sich kategorisch jegliche Verzierung der Brücke.

„Sie könnten es ja daneben anbringen.“

Der Wirtschaftsverwalter wandte sich an Ostap: „Paßt

es Ihnen, Genosse Maler, neben der Kommandobrücke?"

„Jawohl", sagte Ostap mit einem Seufzer.

„Also bitte! Beginnen Sie gleich morgen früh mit der Arbeit."

Ostap dachte mit Grauen an den Morgen. Er sollte die Gestalt eines Sämanns, der Obligationen sät, aus Pappendeckel herausschneiden. Diese künstlerische Prüfung war zu schwer für den großen Kombinator. Wenn er auch mit den Buchstaben irgendwie zurechtkam, so war er total unfähig, den Säer auszuführen.

„Ich mache Sie darauf aufmerksam," sagte der Dicke, „ich werde mit Waßjakow die Abendziehungen machen und wir können ohne Transparent nicht arbeiten."

„Seien Sie beruhigt," sagte Ostap und sein Interesse galt mehr dem heutigen Abend, als dem morgigen Tag, „das Transparent wird fertig werden."

Eine windige sternenhelle Nacht senkte sich auf den Dampfer nieder. Die Insassen der Ziehungsarche schliefen ein.

Die Löwen der Ziehungskommission schliefen. Es schliefen die Lämmer der Kanzlei, die Böcke der Buchhaltung und die Kaninchen der Kassa.

Nur das saubere Paar schlief nicht. Der große Kombinator trat eine Stunde nach Mitternacht aus der Kajüte. Der stille Schatten des treuen Kissa folgten ihm.

„Eines von beiden," sagte Ostap, „entweder oder."

Sie stiegen auf das Oberdeck hinauf und näherten

sich geräuschlos dem Stuhl, der mit Holztafeln bedeckt war. Ostap nahm vorsichtig die Tafeln ab, stellte den Stuhl auf die Beine, biß die Zähne zusammen, löste den Überzug mit einer Zange los und fuhr mit der Hand unter den Sitz.

Der Wind lief über das Deck. Am Himmel leuchteten die Sterne. Tief unten zu ihren Füßen plätscherte das schwarze Wasser. Die Ufer waren nicht zu sehen. Worobjew erzitterte wie im Fieber. „Da ist es!" sagte Ostap mit erstickter Stimme. „Halten Sie es!"

Der Brief Vater Fedors, den er in seinem möblierten Zimmer in Baku an seine Frau in die Bezirksstadt N. schrieb:

Meine teure liebe Katja!

Mit jeder Stunde nähern wir uns unserm Glück. Ich schreibe dir in meinem möblierten Zimmer, nachdem ich in meiner Angelegenheit überall gewesen bin. Die Stadt Baku ist sehr groß. Man sagt, daß es hier auch Naphtha gibt, doch müßte ich mit der elektrischen Bahn hinfahren und ich habe kein Geld. Die malerische Stadt liegt am Kaspischen Meer. Das Meer ist wirklich sehr groß. Die Hitze hier ist unerträglich. Ich trage den Mantel über einem Arm, den Rock über dem anderen und mir ist immer noch heiß. Auch schwitzen mir die Hände. Ich muß oft Tee trinken. Und ich habe fast kein Geld. Es macht

aber nichts, mein Täubchen Katerina Alexeewna, bald werden wir eine Menge Geld besitzen. Wir werden reisen und dann werden wir uns in Samara, neben unserer Fabrik niederlassen und werden Wein trinken. Doch zur Sache.

Ach Liebste, ich habe vergessen, dir von zwei schrecklichen Fällen, die mir in Baku zugestoßen sind, zu berichten. 1. habe ich den Rock deines Bruders, des Bäckers, ins Kaspische Meer fallen lassen und 2. hat auf dem Markt ein Kamel auf mich gespuckt. Diese beiden Ereignisse haben mich sehr irritiert. Warum lassen die zuständigen Organe ein derartiges Benehmen gegen Reisende zu, umso mehr, als ich das Kamel nicht angerührt habe, ihm hingegen nur Angenehmes erweisen wollte — ich habe es mit einem Stöckchen im Nasenloch gekitzelt. — Den Rock haben eine Menge Menschen mit Mühe herausgefischt und er war ganz mit Naphtha getränkt. Ich weiß nicht, was ich deinem Bruder, dem Bäcker, sagen soll. Mein Täubchen, halte vorläufig den Mund. Ißt Ewigneew noch immer bei uns zu Mittag?

Ich habe diesen Brief noch einmal durchgelesen und sehe eben, daß ich dir von der eigentlichen Angelegenheit noch nichts berichtet habe.

Der Ingenieur Bruns ist tatsächlich bei der Naphtha-Gesellschaft angestellt. Nur ist er momentan nicht in der Stadt Baku anwesend. Er ist in die Stadt Batum auf Urlaub gefahren. Die Reise von hier bis Batum kostet

fünfzehn Rubel und einige Kopeken. Schicke mir telegraphisch zwanzig Rubel hieher und ich werde dich von Batum aus über alles telegraphisch informieren. In der Stadt erzähle, daß ich immer noch in Woroneſch, am Lager der kranken Tante weile. Dein ewiger Gemahl Fedja.

P. S. Während ich dieſen Brief zur Poſt trug, wurde mir aus meinem möblierten Zimmer der Überrock deines Bruders, des Bäckers, geſtohlen. Ich bin verzweifelt! Noch gut, daß es Sommer iſt. Bitte aber deinem Bruder nichts zu ſagen.

Worobjew nahm das flache hölzerne Kästchen in seine zitternden Hände. Ostap durchwühlte in der Dunkelheit immer noch den Stuhl. Der Leuchtturm erglänzte. Ein goldener Lichtstreifen fiel auf das Wasser und schwamm darauf.

„Zum Teufel!“ sagte Ostap. „Es ist nichts mehr da!“

Worobjew kniete atemlos beim Stuhl und steckte die Hand bis zum Ellbogen unter den Sitz. Er fühlte die Sprungfedern mit Fingern. Es war nichts Hartes mehr da. Ein übler Staubgeruch ging von dem Stuhl aus.

„Nichts mehr?“ fragte Ostap.

„Nein.“

Da hob Ostap den Stuhl in die Höhe und warf ihn weit weg über Bord. Man vernahm ein dumpfes Aufklatschen. Die Konzessionäre bebten in der nächtlichen feuchten Luft. Entmutigt kehrten sie in ihre Kajüte zurück.

„So,“ sagte Bender, „etwas haben wir jedenfalls bekommen.“

Worobjew nahm das Kästchen aus der Tasche und sah es staunend an.

„Geben Sie her, rasch! Was starren Sie es so an?“

Das Kästchen wurde geöffnet. Auf seinem Boden be-

fand sich eine patinierte Kupferplatte mit der Aufschrift: — Meister Gambs beginnt mit diesem Sessel eine neue Möbelserie

Petersburg 1865 —

Ostap las diesen Satz laut vor.

„Wo sind aber die Brillanten?“ fragte Worobjew.

„Sie sind außerordentlich witzig, mein teurer Stuhljäger, — wie Sie sehen, sind die Brillanten nicht da.“

Es war schmerzlich, Worobjew anzusehen. Sein schütter nachgewachsener Schnurrbart bewegte sich, die Gläser des Zwickers waren angelaufen. Es hatte irgendwie den Anschein, als schlüge er sich in seiner Verzweiflung mit den Ohren auf die Wangen.

Die kühle deutliche Stimme des großen Kombinators wirkte wie immer magisch. Worobjew streckte seine Hände die Hosennähte entlang und schwieg.

„Schweig nur, du Trauerfahne Kissa, schweig! Wir werden noch einmal über den blöden achten Stuhl lachen, in dem wir ein dummes Täfelchen gefunden haben. Nur Mut. Es sind noch drei Stühle da. Neunundneunzig Prozent Chance.“

Im Laufe der Nacht bildete sich auf der Wange des betrübten Worobjew eine vulkanische Hitzblase. Alle Leiden, alles Mißlingen, all die Qual der Jagd nach den Brillanten ging scheinbar in diese Blase über, die perlmutterweiß, rot und blau erglänzte.

„Machen Sie das absichtlich?“ fragte Ostap.

Worobjew ſeufzte konvulſiviſch auf und ging, ein bißchen gebeugt wie eine Fiſchkanne, die Farben holen. Man begann mit den Vorbereitungen für das Transparent. Die Konzeſſionäre arbeiteten auf dem oberen Deck.

Und ſo begann der dritte Tag der Reiſe.

Gleich am Morgen entſpann ſich ein kurzer Kampf zwiſchen dem Blasorcheſter und dem modernen Theaterorcheſter um die Plätze für die Probe.

Nach dem Frühſtück näherten ſich von zwei verſchiedenen Richtungen gleichzeitig die feiſten ſtattlichen Mitglieder des Blasorcheſters und die ſchmächtigen Ritter der Esmarchkannen dem Achterdeck. Galkin ſetzte ſich als erſter auf eine Bank, die am Achterſteven ſtand. Als zweiter lief der Kornettbläſer hinzu.

„Der Platz iſt beſetzt“, ſagte Galkin düſter.

„Von wem?“ fragte der Kornettiſt biſſig.

„Von mir, Galkin.“

„Und von wem noch?“

„Von Palkin, Malkin, Tſchalkin und Salkind.“

„Der Platz gehört uns.“

Von beiden Seiten kam Sukkurs heran. Ohne zu einer Übereinſtimmung gelangen zu können, blieben beide Orcheſter auf dem Platz und ſpielten beide hartnäckig drauf los. Die Töne, die nur eine Elektriſche, die auf Glas fährt, hätte reproduzieren können, zogen über den Fluß hin. Das Blasorcheſter ſpielte einen Marſch des Kegsholmer

Leibregiments, das andere Orchester einen Negertanz „Die Rehe am Zambesi-Fluß.“ Dem Radau wurde durch die persönliche Intervention des Vorsitzenden der Ziehungskommission ein Ende gemacht.

An diesem Tage hielt der Dampfer zweimal an. Bei Kosmodemjansk blieb man bis zur Dämmerung. Es wikkelte sich das übliche Programm ab. Das Einleitungsmeeting, Ziehung, Auftreten des Kolumbusensembles, des Balalaikaspielers und die Tänze am Ufer. Die ganze Zeit über arbeiteten die Konzessionäre im Schweiße ihres Angesichts. Einige Male kam der Wirtschaftsverwalter und kehrte dann wieder zu seinen eigentlichen Pflichten zurück, nachdem man ihm versichert hatte, daß alles gegen Abend fertig sein würde.

Tatsächlich war die Arbeit am Abend beendet. Ostap und Worobjew trugen das Transparent zur Kommandobrücke. Der dicke Wirtschaftsverwalter lief vor ihnen her und streckte die Arme gegen die Sterne. Mit gemeinsamer Anstrengung wurde das Transparent an der Brücke befestigt. Es erhob sich über dem Personendeck wie ein Feuerschirm. Der Elektrotechniker führte binnen einer halben Stunde die Elektrizitätsleitung heran und montierte drei Glühlampen hinter dem Transparent. Man hatte nur das Licht einzuschalten.

Rechts vor dem Dampfer waren bereits die Lichter der Stadt Wassjuki zu sehen.

Der Wirtschaftsverwalter rief alle Insassen des Dam-

pfers zur feierlichen Besichtigung des Transparents herbei. Worobjew und der große Kombinator standen bei dem noch unbeleuchteten Transparent und blickten von oben her auf die Versammlung.

Jedes Ereignis auf dem Dampfer wurde von der schwimmenden Kanzlei unendlich wichtig genommen. Die Stenotypistinnen, Diener, technischen Arbeiter, Schauspieler und die Dampfermannschaft versammelten sich auf Deck und sahen angestrengt hinauf.

„Vorwärts", kommandierte der Dicke.

Das Transparent wurde beleuchtet.

Ostap sah auf die Menge hinab. Ein rosa Licht legte sich auf die Gesichter. Die Zuschauer lachten. Dann wurde es still und eine strenge Stimme unten sagte: „Wo ist der Wirtschaftsverwalter?"

Die Stimme war so streng, daß der Verwalter wie rasend die Stufen hinablief.

„Bitte, sehen Sie nur," sagte die Stimme, „bewundern Sie Ihre Arbeit!"

„Gleich wird man uns hinauswerfen", flüsterte Ostap Worobjew zu.

Der Dicke flog wie ein Geier auf das obere Deck.

„Nun, wie ist das Transparentchen?" fragte Ostap frech. „Versteht man, was ich wollte?"

„Packen Sie Ihre Sachen!" schrie der Wirtschaftsverwalter.

„Warum die Eile?"

„Sa—a—meln Sie Ihre Sachen! Und scheren Sie sich weg."

„Mein Dickerchen, wie gut Ihnen derartige Reden passen."

„Hinaus!"

„Was? Und das Geld?"

„Sie werden vor Gericht kommen! Mit unserem Chef ist nicht zu spaßen!"

„Schmeißen Sie ihn hinaus!" hörte man die Stimme von unten.

„Nein wirklich, gefällt Ihnen denn das Transparent nicht? Ist es denn kein gutes Transparent?"

Es hatte keinen Sinn mehr, das Spiel fortzusetzen.

Der „Skrjabin" näherte sich Wassjuki und man sah bereits die erstaunten Gesichter der Wassjuki-Bewohner, die sich am Ufer versammelten. Eine Bezahlung wurde den Konzessionären kategorisch verweigert. Man gab ihnen fünf Minuten Zeit zum Packen.

Die Konzessionäre blieben am Ufer stehen und sahen zum Dampfer hinauf. Das Transparent leuchtete gegen den schwarzen Himmel.

„M— ja," sagte Ostap, „ein ziemlich wildes Transparentchen. Eine elende Ausführung!"

Eine Zeichnung, die den Eindruck gemacht hätte, als wäre sie mit dem Schweif eines störrischen Maultieres ausgeführt worden, wäre im Vergleich mit Ostaps Zeichnung ein Museumsschatz gewesen. Statt des Säers, der

die Obligationen sät, hatte Ostaps scherzende Hand einen Klotz mit Zuckerhutkopf und dünnen Armen gezeichnet.

Hinter den Konzessionären leuchtete der Dampfer und tönte Musik und vor ihnen auf dem hohen Ufer war mitternächtliche Dunkelheit, Hundegebell und das Tönen der weiten Harmonien der Welt.

„Ich resümiere, unsere Situation ist folgende," sagte Ostap, immer noch optimistisch. „Passiva: kein Heller Geld, drei Stühle fahren auf dem Fluß hinweg, wir besitzen kein Obdach. — Aktiva: ein Wolgaführer, Ausgabe aus dem Jahre 1926. Da ich ihn brauchte, war ich gezwungen, ihn in der Kajüte von Mr. Simbaewitsch zu entlehnen. Es ist schon einmal so, daß man selten in der Lage ist, eine Bilanz ohne Defizit zu machen. Wir werden auf dem Kai übernachten müssen."

Die Konzessionäre machten es sich auf den Kaibänken bequem. Ostap las beim schwachen Licht einer Petroleumlampe aus dem Führer:

„Auf dem rechten Ufer der Wolga die Stadt Wassjuki. Hier wird Holz exportiert, Harz, Lindenbast und Matten. Der Ort liegt fünfzig Kilometer von der Eisenbahnlinie entfernt. Die Stadt hat achtzehntausend Einwohner. Sie besitzt eine staatliche Kartonnagenfabrik, die dreihundertundzwanzig Arbeiter beschäftigt, eine kleine Fabrik für Gußeisengeschirr und eine Lederfabrik, ferner eine Bierbrauerei. Von Lehranstalten außer den Bürgerschulen ein Förstertechnikum."

„Unsere Situation ist viel ernster, als ich anfangs gedacht habe", sagte Ostap. „Ich habe das Gefühl, daß es ein unlösbares Problem sein wird, aus den Bewohnern von Wassjuki Geld herauszuschlagen. Und wir brauchen nicht weniger als dreißig Rubel. Erstens Essen und zweitens müssen wir dem Ziehungsdampfer zuvorkommen, um dem Kolumbus-Theater in Tsarizin auf festem Boden zu begegnen."

Worobjew rollte sich zusammen wie ein alter magerer Kater nach dem Kampf mit einem jungen Gegner, einem heißblütigen Beherrscher der Dächer und Böden.

Ostap ging die Bänke entlang, dachte nach und kombinierte.

Gegen zwei Uhr nachts war ein vorzüglicher Plan fix und fertig ausgearbeitet. Bender legte sich neben seinen Kompagnon nieder und schlief ein.

Ein interplanetarer Schachkongreß

Ein großer hagerer alter Mann mit goldenem Zwicker in einer kurzen farbbekleckten schmutzigen Hose schritt am folgenden Morgen durch die Straßen der Stadt Wassjuki. Er klebte handgeschriebene Plakate an die Mauern:

22. Juni 1927.

Im Saal des Klubs „Gemütlichkeit", findet eine Vorlesung über das Thema: „Fruchtbare Ideen für die Spieleröffnung" und eine Seance simultanen Schachspiels auf hundertsechzig Schachbrettern statt.

Auftreten des Weltmeisters O. Bender.

Jeder hat sein eigenes Schachbrett mitzubringen.

Zahlung für ein Spiel sechzig Kopeken.

Eintritt zwanzig Kopeken.

Beginn pünktlich sechs Uhr abends.

Administrator K. Michelson.

Der Weltmeister selbst verlor indessen auch nicht seine Zeit. Er mietete für drei Rubel einen Klubraum und begab sich in die Schachsektion, die sich aus Gott weiß welchen Gründen im Gebäude der Pferdezuchtanstalt befand.

Ein einäugiger Mensch saß in der Schachsektion und las einen Roman von Spielhagen.

„Weltmeister O. Bender", stellte sich Ostap vor und setzte sich an den Tisch. „Ich will bei Ihnen ein Schachturnier, auf mehreren Brettern gleichzeitig, veranstalten."

Das einzige Auge des Wassjukier Schachspielers öffnete sich bis an die von der Natur zugelassenen Grenzen.

„Einen Augenblick, Genosse Weltmeister!" rief der Einäugige. „Bitte, nehmen Sie Platz. Ich komme gleich wieder."

Und der Einäugige lief davon. Ostap besah das Zimmer der Schachsektion. An der Wand hingen Photographien von Rennpferden, auf dem Tisch lag ein verstaubtes Geschäftsbuch mit der Aufschrift: Bilanz der Schachsektion für das Jahr 1925.

Der Einäugige kehrte mit einem Dutzend Bürger verschiedenen Alters zurück. Sie traten der Reihe nach zu Ostap heran, drückten ihm respektvoll die Hand und stellten sich vor.

„Auf meiner Durchreise nach Kasan," sagte Ostap stockend, „ja, ja, die Seance findet heute abend statt, kommen Sie bestimmt. Und momentan müssen Sie mich entschuldigen, ich bin jetzt nicht in Form, etwas ermüdet vom Karlsbader Turnier."

Die Schachspieler von Wassjuki hörten Ostap mit geradezu kindlicher Zärtlichkeit zu. Ostap jubelte im stillen. Er fühlte, wie neue Kräfte und eine Fülle von Schachideen in ihm aufwuchsen.

„Sie wissen gar nicht," sagte er, „wie weit die Technik im Schachspiel vorgeschritten ist. Wissen Sie, Lasker verwendet allzu banale Tricks. Es ist nicht mehr möglich, mit ihm zu spielen. Er betäubt seine Gegner mit Zigarrenrauch. Und er raucht absichtlich billige Zigarren, damit der Rauch unangenehmer ist. Die Schachwelt ist beunruhigt."

Der Weltmeister ging auf lokale Themata über.

„Warum ist das Schach in der Provinz kein eigentliches Denkspiel? Ihre Schachsektion zum Beispiel: Warum heißt sie einfach Schachsektion? Das ist langweilig, meine Lieben! Warum nennen Sie sie nicht irgendwie schöner, echter, schachgemäßer? Das würde die breite Masse für den Klub interessieren. Sie sollten Ihrer Sektion zum Beispiel den Namen geben ‚Schachklub der vier Springer' oder ‚Rotes Endspiel' oder ‚Verlust der Qualität bei Gewinn des Tempos'. Das wäre schön! Das klingt!"

Diese Idee fand Beifall.

„Wirklich," sagten die Bewohner von Wassjuki, „warum sollen wir unsere Schachsektion nicht ‚Klub der vier Springer' nennen?"

Da die Leitung der Schachsektion anwesend war, organisierte Ostap als Ehrenvorsitzender eine regelrechte Sitzung, bei der einstimmig beschlossen wurde, die Schachsektion unter dem Namen „Vier Springer" zu führen. Der Weltmeister verfertigte eigenhändig — er brachte dabei seine Praxis vom „Skrjabin" her in Anwendung —

ein Schild aus Karton, auf dem er die vier Springer und die passende Aufschrift zeichnete.

Diese wichtige Maßnahme versprach ein Aufblühen des Schachgedankens in Wassjuki.

„Schach!" sagte Ostap. „Wissen Sie, was Schach ist? Sie bringen nicht nur die Kultur, sondern auch die wirtschaftliche Lage vorwärts. Wissen Sie, daß Ihr Schachklub ‚Vier Springer' bei rationellem Vorgehen die Stadt Wassjuki vollständig verändern kann?"

Ostap hatte seit gestern nichts gegessen und deshalb waren seine Reden besonders schön.

„Ja," rief er, „Schachspielen bereichert das Land! Wenn Sie auf mein Projekt eingehen, so werden Sie über Marmortreppen auf den Kai steigen. Wassjuki wird das Zentrum aller zehn Bezirke werden. Was haben Sie früher vom Semmering gehört? Nichts. Und jetzt ist dieser Ort reich und berühmt, nur weil dort Schachturniere veranstaltet werden. Deshalb sage ich: man muß in Wassjuki ein internationales Turnier veranstalten."

„Aber wie?" riefen alle.

„Eine einfache Sache," antwortete der Weltmeister, „meine persönlichen Verbindungen und Ihre Arbeit — das ist alles, was wir zur Organisation eines internationalen Schachturniers in Wassjuki brauchen. Denken Sie nur, wie schön es klingen wird: ‚Internationales Schachturnier in Wassjuki, 1928'! Die Teilnahme José Raoul Capablancas, Emanuel Laskers, Aljechins, Niem-

zowitschs, Rétis, Rubinsteins, Maroczys, Vidmars und Doktor Grigorjews ist gesichert. Nebstdem ist auch mit meiner Mitwirkung zu rechnen!"

„Aber das Geld!" stöhnten die Wassjukier. „All denen wird man doch zahlen müssen. Viele Tausende! Woher werden wir das Geld nehmen?"

„Alles ist im voraus überlegt", sagte Bender. „Das Geld werden wir sammeln."

„Wer wird bei uns ein so wahnsinniges Geld hergeben? Die Bewohner von Wassjuki . . .!"

„Woher denn! Die Wassjukier werden kein Geld zu zahlen haben. Sie werden es bekommen! Das ist doch unendlich einfach. Liebhaber des Schachspiels werden doch aus allen Weltteilen zu einem solchen Turnier der größten Weltmeister herbeikommen. Hunderttausende von Menschen, von reichen Leuten, werden nach Wassjuki strömen. Vor allem wird der Schiffsverkehr den Transport einer solchen Menge Menschen nicht bewältigen können, infolgedessen wird die Bahnverwaltung endlich die Eisenbahnlinie Moskau—Wassjuki bauen müssen. Das ist eines. Zweitens Gasthäuser und Wolkenkratzer für die Gäste. Drittens Aufblühen der Agrarwirtschaft im Umkreis von tausend Kilometern — man wird die Fremden verpflegen müssen — Gemüse, Früchte, Kaviar, Schokolade, Bonbons. Viertens ein Palast für das Turnier. Fünftens Bau von Garagen für die Autos der Fremden. Zur Weiterleitung der sensationellen Resultate des Tur-

niers wird man eine mächtige Radioſtation bauen müſſen. Und was die Eiſenbahn Moskau—Waſſjuki betrifft — zweifellos wird auch ſie nicht imſtande ſein, alle Menſchen, die kommen wollen, nach Waſſjuki zu befördern. So wird noch außerdem ein Aero-Transport ins Leben treten müſſen. ‚Groß-Waſſjuki‘, reguläre Aero-Verbindung mit allen Weltteilen, inkluſive Los Angeles und Melbourne . . .“

Eine blendende und verführeriſche Perſpektive eröffnete ſich den Waſſjukipatrioten. Das Zimmer weitete ſich. Die verfaulten Mauern der Pferdezuchtkiſte fielen zuſammen und an ihrer Statt hob ſich ein gläſerner dreißigſtöckiger Palaſt gegen den blauen Himmel. In jedem ſeiner Säle, in jedem Raum, ja ſogar in den wie Geſchoſſe auf und ab raſenden Aufzügen ſaßen nachdenkliche Menſchen und ſpielten Schach auf den mit Malachit inkruſtierten Schachbrettern.

Marmortreppen führten zur blauen Wolga. Ozeandampfer lagen am Fluß. Dicke Ausländer, Schach-Ladys, öſterreichiſche Anhänger der indiſchen Schachdefenſive, Inder mit weißen Turbanen, Anhänger der ſpaniſchen Partie, Deutſche, Franzoſen, Neu-Seeländer, die Bewohner der Ufer des Amazonenſtromes und die Moskauer, Leningrader, Kiewer und Odeſſaer, die die Waſſjukier beneideten, langten im Elevator oben am Kai an. Zahlloſe Autos verkehrten zwiſchen den Marmorhotels. Plötzlich blieb alles ſtill ſtehen. Aus dem eleganten Hotel „Gewonnener Bauer“ trat der Weltchampion José

Raoul Capablanca y Graupera. Sofort war er von Damen umringt. Ein Polizist, der eine Schachuniform trug — karierte Reithose, Läufer in den Knopflöchern — grüßte höflich. Der einäugige Vorsitzende des Wassjukier Klubs „Vier Springer" näherte sich würdig dem Champion. Der in englischer Sprache geführte Disput der beiden Berühmtheiten wurde durch die Ankunft Doktor Grigorjews und des Weltmeisters Aljechin unterbrochen. Willkommrufe erschütterten die Stadt. José Raoul Capablanka y Graupera schnitt eine Grimasse. Der Einäugige winkte mit der Hand und eine Marmorstiege wurde an den Aeroplan Doktor Grigorjews angesetzt. Doktor Grigorjew lief die Sprossen hinab, schwenkte im Gehen den neuen Hut und sprach über die Folgen eines eventuellen Fehlzuges Capablancas in seinem bevorstehenden Match mit Aljechin.

Plötzlich wurde am Horizont ein schwarzer Punkt sichtbar. Der Punkt näherte sich rasch, wurde immer größer und verwandelte sich in einen großen smaragdfarbenen Fallschirm. Ein Mann mit einem Koffer hing wie eine große Rübe daran.

„Das ist er!" rief der Einäugige. „Hurra! Hurra! Hurra! Ich erkenne den großen Schachphilosophen Doktor Lasker. Er allein in der ganzen Welt trägt diese grünen Fußsocken! . . ."

José Raoul Capablanca y Graupera schnitt wieder eine Grimasse.

Man stellte rasch eine Marmortreppe für Lasker bereit Der stramme Exchampion blies ein Stäubchen vom linken Ärmel, das während seines Fluges über Schlesien dahin geraten war, und fiel dem Einäugigen in die Arme. Der nahm ihn um die Taille, führte ihn zum Champion hin und sagte: „Schließt Frieden! Im Namen der Wassjukier bitte ich euch darum! Schließt Frieden."

José Raoul seufzte geräuschvoll auf, schüttelte dem Veteran die Hand und sagte: „Ich habe immer Ihre Idee bewundert, in der spanischen Partie den Läufer von b 5 auf c 4 zu überführen!"

„Hurra!" rief der Einäugige. „Das ist einfach und überzeugend, richtiger Championstil!"

Und die ganze unübersehbare Menschenmenge schrie: „Hurra! Vivat! Bansai! Einfach und überzeugend, richtiger Championstil!!"

Schnellzüge kamen an den zwölf Wassjuki-Bahnhöfen an und immer neue Mengen von Schachenthusiasten entstiegen ihnen.

Ein Schnelläufer kam zum Einäugigen gelaufen: „Eine Panik auf der Radiostation. Man braucht Ihre Hilfe."

Auf der Radiostation empfingen die Ingenieure den Einäugigen mit den Rufen: „Ein Katastrophen-Signal! Ein Katastrophen-Signal!"

Der Einäugige setzte die Radiohörer an und horchte. — Uau! Uau! Uau! — man hörte ein verzweifeltes Schreien im Äther. „SOS! Rettet meine Seele!"

„Wer bist du, der um Rettung fleht?“ rief der Einäugige in den Äther hinaus.

„Ich bin ein junger Mexikaner“, teilten die Luftwellen mit. „Rettet meine Seele.“

„Was wünschen Sie vom Klub ‚Vier Springer‘?“

„Eine respektvolle Bitte . . .“

„Um was handelt es sich?“

„Ich bin ein junger Mexikaner, namens Torre, und soeben aus dem Irrenhaus entlassen worden. Lassen Sie mich am Turnier teilnehmen. Ich flehe Sie an!“

„Ach, ich habe keine Zeit!“ antwortete der Einäugige.

„SOS! SOS! SOS!“ rief der Äther.

„Nun gut, kommen Sie.“

„Ich habe aber kein G—e—eld!“ tönte es von den Ufern des Mexikanischen Golfes.

„Ach, diese jungen Schachspieler!“ seufzte der Einäugige. „Holen Sie ihn mit einem Aero-Wagen! Mag er kommen!“

„Beunruhigen Sie sich nicht“, sagte Ostap. „Mein Projekt garantiert Ihrer Stadt ein unerhörtes Aufblühen der tätigen Kräfte. Bedenken Sie nur, was geschehen wird, wenn alle Fremden nach Beendigung des Turniers abreisen werden. Die Moskauer, durch die Wohnungskrisis gedrängt, werden in Ihre wundervolle Stadt übersiedeln wollen. Die Volkskommissäre werden ihren Sitz hierher verlegen. Wassjuki wird New-Moskau und Moskau Alt-Wassjuki genannt werden. Die Leningrader

und Charkower knirschen mit den Zähnen, können aber nichts tun. New-Moskau wird das elegante Zentrum Europas und später der ganzen Welt werden . . .“

„Der ganzen Welt!“ stöhnten die betäubten Wassjukier.

„Jawohl! Und später einmal des ganzen Universums. Der Schachgedanke, der eine Bezirksstadt zur Hauptstadt umgeschaffen hat, wird auch die Mittel und Wege zu einer interplanetaren Verbindung finden. Die Signale aus Wassjuki werden auf den Mars, Jupiter und Neptun gelangen. Die Verbindung mit der Venus wird ebenso einfach sein, wie eine Fahrt von Rybinsk nach Jaroslaw. Und wer weiß, vielleicht wird in acht Jahren schon in Wassjuki der erste interplanetare Schachkongreß der Weltgeschichte abgehalten werden.“

Ostap trocknete seine edle Stirn. Er hatte einen solchen Hunger, daß er mit Vergnügen einen gebratenen Springer gegessen hätte.

„Ja—a“, stieß der Einäugige hervor und sah mit irrem Blick auf die staubigen Wände. „Wie kann das aber praktisch ausgeführt werden?“

Die Anwesenden blickten den Weltmeister gespannt an.

„Ich wiederhole, daß die Sache praktisch nur von Ihrer Tätigkeit abhängt. Ich wiederhole, daß ich die ganze Organisation der Sache auf mich nehme. Da gibt es keine Ausgaben, wenn man nicht die Telegrammspesen rechnet.“

Der Einäugige stieß seine Kameraden mit dem Ellbogen an. „Nun?“ fragte er. „Was sagt ihr?“

„Wir werden es machen, werden es machen!“ lärmten die Wassjukier.

„Wieviel Geld braucht man . . . dazu . . . für diese Telegramme?“

„Einen lächerlichen Betrag“, sagte Ostap. „Hundert Rubel.“

„In unserer Kassa liegen nur einundzwanzig Rubel sechzehn Kopeken. Wir sehen natürlich ein, daß das nicht genügen kann . . .“

Der Weltmeister war aber ein zuvorkommender Organisator. „Schön,“ sagte er, „geben Sie sie her, Ihre zwanzig Rubel.“

„Wird es genügen?“ fragte der Einäugige.

„Für die ersten Telegramme. Später wird man Geldsammlungen vornehmen und Geld, mehr als nötig, wird da sein.“

Der Weltmeister steckte das Geld in die Tasche seines grünen Rockes, rief den Anwesenden noch seine Vorlesung und die Seance des Simultanspiels auf hundertsechzig Schachbrettern ins Gedächtnis, verabschiedete sich liebenswürdig und begab sich in den Klub „Gemütlichkeit“ zum Rendezvous mit Worobjew.

„Ich verhungere“, sagte Worobjew mit krächzender Stimme.

Er saß hinter dem Kassaschalter, hatte aber noch keine

Kopeke eingenommen und war nicht einmal imstande, Brot zu kaufen. Ein grünes Drahtkörbchen lag vor ihm, das für die Einnahmen bestimmt war. In kleinbürgerlichen Häusern legt man Messer und Gabeln in solche Körbchen.

„Hören Sie, Worobjew," rief Ostap, „unterbrechen Sie für anderthalb Stunden Ihre Kassaoperationen. Gehen wir zum Mittagessen. Unterwegs werde ich Ihnen die Situation darstellen. Übrigens müssen Sie sich rasieren und säubern lassen. Sie sehen direkt wie ein Vagabund aus. Ein Weltmeister darf unmöglich solche verdächtige Bekannte haben."

„Ich habe keine einzige Karte verkauft", teilte ihm Worobjew mit.

„Kein Unglück. Das Geld wird gegen Abend da sein. Die Stadt hat mir schon zwanzig Rubel für die Organisation eines internationalen Schachturniers anvertraut."

„Wozu brauchen wir also noch die Seance des simultanen Schachspiels?" flüsterte der Administrator. „Wir können noch Prügel davontragen. Und mit zwanzig Rubeln können wir gleich den Dampfer ‚Karl Liebknecht' besteigen, ruhig nach Stalingrad fahren und dort auf das Kolumbus-Theater warten. Hoffentlich wird es uns gelingen, dort die Stühle zu untersuchen. Dann sind wir reich und alles wird uns gehören."

„Mit leerem Magen soll man nicht solche dumme Sachen sagen. Das wirkt schlecht auf das Gehirn. Wir

werden mit zwanzig Rubeln vielleicht bis Stalingrad kommen. Wo aber ist das Geld, für das wir uns ernähren sollen? Die Vitamine, mein teurer Genosse Vorsitzender, bekommt man nicht umsonst. Hingegen kann man von den expansiven Wassjukiern für die Vorlesung und die Seance noch dreißig Rubel bekommen."

„Man wird uns durchprügeln!" sagte Worobjew bitter.

„Sicher ist ein Risiko da. Es ist nicht ausgeschlossen, daß man uns verprügelt. Doch habe ich eine Idee, die jedenfalls Sie in Sicherheit bringen wird. Vorläufig gehen wir die hiesige Küche verkosten . . ."

Gegen sechs Uhr abends betrat der satte, rasierte und nach Kölnischwasser duftende Weltmeister den Kassaraum des Klubs „Gemütlichkeit". Der satte, glattrasierte Worobjew verkaufte munter Karten.

„Wie steht's?" fragte der Weltmeister leise.

„Dreißig Eintrittskarten und zwanzig Spielbewilligungen."

„Sechzehn Rubel. Schwach, sehr schwach!"

„Wieso schwach? Bender, sehen Sie nur die Menschenmenge! Man wird uns unbedingt verprügeln!"

„Denken Sie nicht daran. Wenn es so weit ist, haben Sie immer noch Zeit, daran zu denken. Vorläufig aber lassen Sie sich nicht stören! Lernen Sie handeln!"

Eine halbe Stunde später waren fünfunddreißig Rubel in der Kassa. Das Publikum im Saal wurde unruhig.

„Schließen Sie den Schalter. Geben Sie das Geld

her!" sagte Ostap. „Und jetzt: hier haben Sie fünf Rubel, gehen Sie ans Ufer, mieten Sie für zwei Stunden ein Boot und warten Sie am Ufer auf mich, hinter der Scheune. Machen Sie sich meinetwegen keine Sorgen. Ich bin heute sehr gut in Form."

Der Weltmeister trat in den Saal. Er fühlte sich frisch und wußte bestimmt, daß der erste Zug e2—e4 keine unangenehmen Folgen haben konnte. Andere Züge waren noch im Nebel, das genierte aber den großen Kombinator nicht. Er hatte sich schon aus hoffnungsloseren Partien herausgewunden.

Man empfing den Weltmeister mit Händeklatschen. Der nicht sehr große Klubsaal war mit bunten Fähnchen geschmückt. Eine Woche vorher hatte hier ein Tanzabend der Gesellschaft „Rettung aus Ertrinkungsgefahr" stattgefunden, wovon die Devise, die an der Wand hing „Rettung den Ertrinkenden — menschliche Teilnahme den Ertrinkenden" zeugte.

Ostap verneigte sich, streckte die Arme von sich, als wehre er die unverdiente Ehrung ab, und betrat das Podium.

„Genossen!" sagte er mit sehr schöner Stimme. „Genossen und Brüder im Zeichen des Schachspieles, das Thema meiner heutigen Vorlesung wird dasselbe sein wie das der Seance, die ich vor einer Woche und, wie ich gestehen will, nicht ohne Erfolg in Nischni-Nowgorod gehalten habe. Das Thema meines Vortrages ist

‚Fruchtbare Ideen für die Spieleröffnung'. Was ist, Genossen, Spieleröffnung, was ist ein Anfangsspiel und was ist, Genossen, eine Idee? Genossen, die ersten Züge sind ‚quasi una fantasia'. Und was ist, Genossen, eine Idee? Die Idee, Genossen, ist der Menschheitsgedanke, der sich in die logische Schachform gewandelt hat. Mit unserer kleinen Menschenkraft können wir das Schachbrett beherrschen. Das hängt von jedem einzelnen Individuum ab. Zum Beispiel jener blonde Herr in der dritten Reihe. Nehmen wir an, er spielt gut . . ."

Der blonde Herr in der dritten Reihe errötete.

„Und der schwarzhaarige Herr dort, sagen wir, spielt schlechter."

Alle wandten sich um und sahen auch den schwarzhaarigen Herrn an.

„Was sehen wir also, Genossen? Wir sehen, daß der blonde Herr gut und der schwarze Herr schlecht spielt. Und keine Vorträge werden die Beziehung zwischen diesen Kräften ändern, wenn nicht jedes einzelne Individuum sich separat im Damen- . . . ich wollte sagen Schachspiel trainiert. Und jetzt, Genossen, werde ich Ihnen einige lehrreiche Geschichten aus der Praxis unserer geehrten Hypermodernisten Capablanca, Lasker und Dr. Grigorjew erzählen . . ."

Ostap erzählte seinen Zuhörern einige alte Witze, die er noch in seiner Kindheit in der „Blauen Zeitschrift" gelesen hatte, und beendete damit das Intermezzo.

Alle waren über die Kürze des Vortrages etwas erstaunt. Der Einäugige blieb mit seinem einzigen Auge an den Schuhen des Weltmeisters hängen.

Doch der Beginn der Seance des Simultanspieles ließ in dem einäugigen Schachspieler vorläufig den Verdacht nicht aufkommen. Er half die Tische zum Spiel vorbereiten. Dreißig Schachamateure machten sich zum Kampf gegen den Weltmeister bereit. Viele waren sehr aufgeregt und schauten jeden Moment in die Schachlehrbücher, um in ihrem Gedächtnis die komplizierten Varianten aufzufrischen, mit deren Hilfe sie die Partie erst nach dem zweiundzwanzigsten Zug aufzugeben hofften.

Ostap blickte auf die Reihen der „Schwarzen", die ihn von allen Seiten umgaben, ferner auf die geschlossene Tür und begann seine Arbeit. Er näherte sich dem Einäugigen, der in der ersten Reihe saß und zog mit dem Bauer von e2 auf e4.

Der Einäugige packte sich gleich mit beiden Händen am Kopf und begann angestrengt nachzudenken. Wie ein Wind flüsterte es in den Reihen der Schachliebhaber: „Der Weltmeister hat e2—e4 gespielt."

Ostap verwöhnte seine Gegner nicht durch Mannigfaltigkeit seines Eröffnungszuges. Er machte immer dieselbe Operation, zog den Bauer von e2 auf e4, auch auf den übrigen neunundzwanzig Brettern. Die Schachliebhaber packten sich einer nach dem anderen an den Haaren und versanken in fieberhaftes Nachdenken. Die

Nichtspieler verfolgten das Spiel des Weltmeisters.

Der einzige Amateurphotograph der Stadt stieg auf einen Stuhl und wollte schon Magnesium anzünden, als Ostap mit der Hand winkte und rief: „Weg mit dem Photographen! Er stört meinen Schachgedanken!"

— Warum soll ich mein Photo in diesem elenden Nest zurücklassen? Es paßt mir nicht, mit der Miliz zu tun zu haben — hatte Ostap in seinem Innern festgestellt.

Das empörte Zischen des Publikums zwang den Photographen, von seinem Vorhaben abzulassen. Ja, die Empörung war so groß, daß man den Photographen aus dem Saal hinausdrängte.

Beim dritten Zug zeigte es sich, daß der Weltmeister an achtzehn Brettern die spanische Partie spielte. In den übrigen zwölf Partien verwendeten die „Schwarzen" die veraltete, aber immerhin sichere Verteidigung Philidors. Wenn Ostap sich bewußt gewesen wäre, daß er derart komplizierte Partien spielte und einer so erprobten Verteidigung begegnete, wäre er sehr erstaunt gewesen. Der große Kombinator spielte nämlich zum zweitenmal in seinem Leben Schach.

Anfangs waren die Schachliebhaber und der Einäugige mit ihnen verblüfft. Die List des Weltmeisters war zweifellos erstaunlich. Mit ungewöhnlicher Leichtigkeit und sichtlich die Wassjuki-Liebhaber verhöhnend, opferte der Weltmeister seine Bauern, die schweren und leichten Figuren. Dem während der Vorlesung getadelten schwarz-

haarigen Herrn hatte er sogar die Königin geopfert.

Der Schwarzhaarige erschrak und wollte die Partie sofort aufgeben. Nur mit einer starken Willensanspannung gelang es ihm, das Spiel fortzusetzen.

Dann aber — fünf Minuten nach Spielanfang — begann es aus heiterem Himmel zu donnern.

„Matt!" flüsterte der bis zu Tod erschrockene Schwarzhaarige. „Matt, Genosse Weltmeister."

Ostap analysierte die Situation, nannte dabei allerdings den „Springer" „Königin" und gratulierte dem Schwarzhaarigen hochmütig zu seinem Sieg. Ein Flüstern ging durch die Reihen der Amateure.

Es ist Zeit zu handeln! — dachte Ostap. Er ging ruhig zwischen den Tischen umher und zog nachlässig seine Figuren.

„Sie haben mit dem Springer falsch gezogen, Genosse Weltmeister", sagte der Einäugige zuvorkommend. „So darf sich der Springer nicht bewegen."

„Pardon, pardon, bitte um Verzeihung," antwortete der Weltmeister, „ich bin nach dem Vortrag ein bißchen müde!"

Im Laufe der nächsten zehn Minuten verlor der Weltmeister noch zehn Partien.

Man vernahm verwunderte Ausrufe im Saal des Klubs „Gemütlichkeit". Ein Konflikt war im Anzug. Ostap verspielte fünfzehn Partien nacheinander und bald darauf noch drei. Es blieb nur noch der Einäugige. Zu

Beginn der Partie hatte er vor lauter Respekt eine Menge Fehler gemacht und führte nun mit Mühe das Spiel zu siegreichem Ende. Ostap nahm, von den Anwesenden unbemerkt, die schwarze Königin und steckte sie in die Tasche.

Die neugierige Menge schloß sich eng um die Spielenden.

„Eben ist auf diesem Platze meine Königin gestanden!“ rief der Einäugige und sah sich um. „Und jetzt ist sie nicht mehr da.“

„Wenn sie nicht da ist, so ist sie auch nicht da gewesen!“ antwortete Ostap grob.

„Wieso denn nicht? Ich erinnere mich deutlich daran!“

„Ausgeschlossen.“

„Wohin ist sie denn gekommen? Haben Sie sie denn gewonnen?“

„Jawohl.“

„Wann? Bei welchem Zug?“

„Geben Sie mir Ruh mit Ihrer Königin. Wenn Sie die Partie aufgeben, so sagen Sie es einfach!“

„Erlauben Sie, Genosse, ich habe alle Züge notiert.“

„In Kanzleien notiert man“, sagte Ostap.

„Das ist empörend!“ schrie der Einäugige. „Geben Sie meine Königin her!“

Bei diesen Worten begriff der Weltmeister, daß hier Zögern Sterben bedeute, nahm einige Schachfiguren in die Hand und schmiß sie dem einäugigen Gegner an den Kopf.

„Genossen!“ schrie der Einäugige. „Seht alle her! Man schlägt einen Schachamateur.“

Die Schachspieler der Stadt Wassjuki stutzten.

Ohne die kostbare Zeit zu verlieren, warf Ostap ein Schachbrett in die Lampe, drosch sodann in der eingetretenen Dunkelheit auf Stirnen und Gesichter seiner unsichtbaren Gegner los und lief auf die Straße hinaus. Die Wassjukischachspieler fielen über einander hin, erhoben sich und stürzten ihm nach.

Es war eine Mondnacht. Ostap flog die silberne Straße dahin und stieß sich leicht wie ein Engel von der sündhaften Erde ab. Hinter ihm her liefen die Schachamateure.

„Haltet den Weltmeister!“ brüllte der Einäugige.

„Schuft!“ unterstützten ihn die anderen.

„Idioten!“ antwortete der Weltmeister und beschleunigte seine Schritte.

„Zu Hilfe!“ schrien die beleidigten Schachspieler.

Ostap sprang auf die Stufen der Treppe, die zum Kai hinunterführte. Er hatte vierhundert Stufen zu laufen. Auf dem sechsten Stufenabsatz empfingen ihn zwei Schachamateure, die ihm auf kürzerem Weg hierher zuvorgekommen waren. Ostap sah sich um. Von oben her wälzte sich wie eine Herde von Hunden eine dichte Menge zorniger Anhänger der Philidorverteidigung heran. An eine Flucht zurück war nicht zu denken. So lief denn Ostap weiter.

„Ich werde euch geben, ihr Schufte!“ schrie er der tapferen Avantgarde zu und schwang sich vom fünften Absatz förmlich über sie hinweg auf das Ufer hinunter.

Die beiden erschraken, ächzten, sprangen über das Geländer und stürzten irgendwohin in die Dunkelheit der Hügel und Berge. Der Weg war frei.

„Haltet den Weltmeister!“ schallte es von oben.

Die Verfolger von der Treppe liefen ihm nach und verursachten dabei ein Geräusch wie eine rollende Kegelkugel.

Ostap lief das Ufer entlang und spähte nach dem Boot mit dem treuen Administrator.

Worobjew saß idyllisch im Kahn. Ostap schwang sich auf die Bank hinunter und begann eifrig vom Ufer wegzurudern. Einen Augenblick später flogen Steine ins Boot. Worobjew erhielt einen Schlag von einem dieser Steine. Er hob die Schulter und winselte kläglich.

„Sie sind ein Feigling! Mir hat man beinah den Kopf weggerissen und ich mache mir nichts daraus. Ich bin froh und munter. Wenn man den Reingewinn von fünfzig Rubeln in Betracht zieht, so ist es ein anständiges Honorar für eine Beule auf Ihrem Kopf.“

Indessen war den Verfolgern ein Licht aufgegangen und sie begannen einzusehen, daß der Plan, Wassjuki in New-Moskau zu verwandeln, zunichte geworden sei und daß der Weltmeister im Begriffe war, der Stadt der leibeigenen Wassjukier fünfzig Rubel davonzutragen. Sie

stiegen in ein großes Boot und ruderten gegen die Mitte des Flusses. Dreißig Menschen waren in dem Boot eingepfercht. Jeder einzelne von ihnen wollte den Weltmeister persönlich vor Gericht bringen und mit ihm abrechnen. Der Einäugige kommandierte die Expedition. Sein einziges Auge glänzte wie ein Leuchtturm in der Nacht.

„Haltet den Weltmeister!" schrie man aus dem überfüllten Boot.

„Vorwärts, Kissa!" sagte Ostap. „Wenn sie uns einholen, kann ich für die Sicherheit Ihres Zwickers nicht bürgen."

Beide Kähne schwammen den Strom hinab. Die Entfernung zwischen ihnen wurde immer kleiner. Ostaps Kräfte ließen nach.

„Ihr werdet uns nicht entkommen, ihr Schufte!" schrie man vom Boot.

Ostap antwortete nicht. Er hatte keine Zeit. Die Ruder sprangen bei jedem Schlag aus dem Wasser hervor. Wasser drang ins Boot.

„Vorwärts!" spornte sich Ostap leise an.

Worobjew quälte sich zu Tode. Die Gegner triumphierten. Ihr Boot schnitt dem Kähnchen der Konzessionäre von links her den Weg ab, sie suchten den Weltmeister gegen das Ufer zu drängen. Ein trauriges Schicksal schien den Konzessionären zu winken. Die Schachspieler sahen den sicheren Sieg vor sich und versammelten sich in ihrer ungeheuren Vorfreude auf der rechten Bord-

seite, um sich sofort, mit vereinten Kräften, auf die Konzessionäre zu stürzen.

„Schützen Sie Ihren Zwicker, Kissa," rief Ostap verzweifelt und warf die Ruder beiseite, „es wird gleich losgehen!"

„Meine Herren," rief Worobjew plötzlich, es war, wie wenn ein Hahn kräht, „werden Sie uns wirklich schlagen?"

„Und wie!" donnerten die Stimmen der Wassjukier, die sich bereit machten, in den Kahn der Konzessionäre zu springen.

In diesem Augenblick ereignete sich etwas, was für alle ehrlichen Schachspieler der Welt beleidigend war. Das Boot neigte sich und wurde an der rechten Bordseite vom Wasser überflutet.

„Vorsicht!" schrie der einäugige Kapitän.

Es war aber schon zu spät. Zu viele Menschen beschwerten die Bordseite des Wassjuki-Dreadnoughts. Als man die Schwerkraft auszugleichen suchte, war es schon zu spät, das Boot schwankte nicht mehr, es kippte um, im vollen Einklang mit den Gesetzen der Physik.

Ein einziger Schrei störte die Stille der Gegend.

„Uau!" tönte das langgezogene Stöhnen der Schachspieler. Alle dreißig Schachliebhaber befanden sich im Wasser. Blitzschnell kamen sie an die Oberfläche empor und klammerten sich an das umgekippte Boot. Als letzter erschien der Einäugige.

„Ihr Idioten!“ schrie Ostap entzückt. „Warum prügelt ihr euern Weltmeister nicht? Wenn ich nicht irre, hattet ihr die Absicht, dies zu tun.“

Ostap kreiste mit dem Boot um die Schwimmenden.

„Ihr seht doch ein, ihr Wassjuki-Individuen, daß ich euch jetzt einen nach dem andern ertränken könnte, aber ich schenke euch das Leben. Lebt weiter, teure Bürger! aber spielt, um Gottes willen, kein Schach mehr! Ihr könnt doch einfach nicht spielen. Ach, ihr Kretins! Worobjew, wir fahren weiter! Auf Wiedersehen, einäugiger Schachamateur! Ich fürchte, daß Wassjuki niemals zum Weltzentrum werden wird. Ich glaube nicht, daß die Schachmeister zu solchen Idioten, wie ihr es seid, gekommen wären, wenn man sie noch so sehr darum gebeten hätte. Adieu, ihr Liebhaber der großen Schachemotionen! Es lebe der Klub ‚Vier Springer‘!“

Die Reise

Der Morgen fand die Reisenden in der Nähe von Tschebokſary. Oſtap ſchlummerte am Steuer. Worobjew arbeitete ſchläfrig mit den Rudern. Beide zitterten noch von der nächtlichen Kühle. Ein roſa Dämmern erblühte im Oſten. Worobjews Zwicker wurde immer klarer. Die ovalen Gläſer glänzten im Morgenlicht. Abwechſelnd ſpiegelten ſich beide Ufer darin. Die blauen Kuppeln von Tschebokſary ſchwammen wie Schiffe vorbei. Der Garten im Oſten ward immer blühender. Die Knoſpen wandelten ſich in Vulkane und begannen Lava zu ſpeien. Die Vögel am Ufer verurſachten einen unerhörten Spektakel. Der goldene Bogen des Zwickers glänzte in der Sonne und blendete den Weltmeiſter. Die Sonne ging auf.

Oſtap öffnete weit die Augen, dehnte ſich, daß die Knochen krachten und das Boot ſich gegen eine Seite neigte.

„Guten Morgen, Kiſſa," ſagte er gähnend, „ich komme mit einem Gruß zu dir und muß dir berichten, daß die Sonne aufgegangen iſt und ihr heißer Strahl über den Blättern bebt . . ."

„Das Ufer", meldete Worobjew.

Oſtap zog den Führer heraus und las. „Meiner

Meinung nach ist das Tschebokssary. So, so ... Wir machen auf die besonders schön gelegene Stadt Tschebokssary aufmerksam ... Kissa, ist diese Stadt wirklich so schön gelegen? ... Derzeit hat Tschebokssary 7702 Einwohner ... Kissa! Lassen wir die Jagd nach den Brillanten und vergrößern wir die Bevölkerung von Tschebokssary um zwei Menschen. Was? Das wird sehr effektvoll werden ... Wir werden ein ‚Petits Chevaux' etablieren und werden mit diesen kleinen Pferdchen ein großes Stück Brot verdienen ..."

Indem sich aber die Freunde dem Ufer näherten, wurde ihre Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand gelenkt, der mit dem Strom vor ihrem Boote herschwamm.

„Der Stuhl!" rief Ostap. „Administrator! Da schwimmt unser Stuhl."

Die Kompagnons ruderten zum Stuhl hin. Er schaukelte auf dem Wasser, drehte sich, senkte sich ins Wasser und kam wieder hervor, wobei er sich von dem Kahn der Konzessionäre etwas entfernte. Das Wasser strömte frei hinein in sein vandalisch zerstörtes Innere.

Es war der Stuhl, der auf dem „Skrjabin" demoliert worden war und sich jetzt langsam ins Kaspische Meer begab.

„Guten Tag, mein Freund!" rief Ostap. „Wir haben uns lange nicht gesehen. Wissen Sie, Worobjew, dieser Stuhl erinnert an unser Leben. Auch wir schwimmen mit dem Strom. Man versenkt uns, wir kommen wieder

herauf, wenngleich wir meiner Meinung nach niemandem eine Freude damit machen. Niemand hat uns lieb, außer der Polizei interessiert sich niemand für uns, und auch die liebt uns nicht. Niemand kümmert sich um uns. Und wenn es den Schachamateuren gestern gelungen wäre, uns zu ertränken, so wäre von uns nur das Protokoll der Leichenbeschau übrig geblieben."

Die Konzessionäre landeten am Ufer von Tschebokssary.

Am Abend vergrößerten die Freunde durch den Verkauf des Wassjuki-Bootes ihr Kapital um fünf Rubel. Sie stiegen auf den Dampfer „Urizki" und fuhren nach Stalingrad. Sie rechneten damit, unterwegs den langsam fahrenden Ziehungsdampfer zu überholen und das Kolumbus-Theater in Stalingrad bequem zu erwarten.

Hundertmal war im Verlaufe dieses Romans der Abend angebrochen, die Sonne untergegangen, hatten die Sterne geleuchtet, niemals aber war der Abend von einer solchen Milde und seltsamen Vorahnung großer Ereignisse erfüllt gewesen.

Das Deck des „Urizki" füllte sich mit einer von der untergehenden Sonne orangefarbenen Menschenmenge. Am rechten Ufer stiegen die Schiguli-Berge mächtig empor. Große Aufregung bemächtigte sich der Passagiere.

Ostap war wie durch ein Wunder vom Deck dritter Klasse auf den Vordersteven des Dampfers gelangt. Jetzt zog er den Führer heraus und erfuhr hier, daß die Fahrt

entlang der Schiguli-Berge einen außerordentlichen Genuß biete.

Vor ihnen glitt der Ziehungsdampfer dahin. Der „Urizki" kam ihm mühelos zuvor. Die Konzessionäre blickten hoffnungsvoll auf ihre erste schwimmende Zuflucht. Dort inmitten von Reklamekrempel und Kanzleiräumen standen die drei Stühle in der Kajüte des Regisseurs. Der „Skrjabin" blieb immer weiter zurück. Bei Samara waren nur noch seine Lichter sichtbar.

Der „Skrjabin" kam Anfang Juli nach Stalingrad. Die Freunde erwarteten ihn am Landungsplatz, wobei sie sich hinter Warenkisten am Ufer versteckt hielten. Vor dem Ausladen fand auf dem Dampfer noch eine letzte Ziehung statt.

Vier Stunden lang mußte man auf die Stühle warten. Als erste stiegen die Ziehungsbeamten und die Schauspieler des Kolumbus-Theaters vom Dampfer.

Dann kam die hydraulische Presse, hierauf wurden die Möbel des Kolumbus-Theaters ausgeladen. Als die Stühle drankamen, dunkelte es bereits. Die Schauspieler bestiegen fünf große Lastwagen und fuhren mit lustigem Geschrei direkt zum Bahnhof.

„Es scheint, daß sie in Stalingrad keine Vorstellung geben werden", sagte Worobjew.

Das machte Ostap stutzig.

„Wir werden mitfahren müssen," beschloß er, „aber woher sollen wir das Reisegeld nehmen? Jedenfalls

müssen wir zum Bahnhof gehen, dort werden wir schon sehen."

Auf dem Bahnhof erfuhren sie, daß das Theater nach Pjatigorsk fahre. Die Konzessionäre besaßen nur für eine Fahrkarte Geld.

„Können Sie schwarzfahren?" fragte Ostap Worobjew.

„Ich werde es versuchen", sagte Worobjew schüchtern.

„Der Teufel soll Sie holen! Es ist besser, Sie versuchen es nicht. Ich werde mich auch diesmal opfern müssen. Meinetwegen werde also ich schwarzfahren."

Sie lösten für Worobjew ein Billett dritter Klasse ohne Platzkarte. Er langte auf der mit Oleander in grünen Töpfen geschmückten „Mineralwasser-Station" des Kurortes an und begann Ostap zu suchen.

Längst schon saßen die Schauspieler in den neuen kleinen Wagen der Lokalbahn, die von dieser Station nach Pjatigorsk fuhr — und Ostap war noch immer nicht da. Er kam erst spät am Abend an und fand Worobjew in größter Aufregung.

„Wo waren Sie!" stöhnte der Vorsitzende. „Ich habe mich so abgequält."

„Sie haben sich abgequält, Sie, mit einer Fahrkarte in der Tasche? Und ich habe mich nicht abgequält? Hat man mich in der Station Tichorjezka vielleicht nicht aus dem Zug gejagt? War ich es also nicht, der dort drei Stunden gesessen ist und gewartet hat, bis ein Lastzug

mit leeren Mineralwasserflaschen kam? Sie sind ein Schwein, Herr Vorsitzender! Wo ist das Theater?"

„In Pjatigorsk."

„Fahren wir! Ich habe mir unterwegs etwas verschafft. Ein Reingewinn von drei Rubeln. Das ist freilich nicht viel, es wird aber für Mineralwasser und die Eisenbahnkarten reichen."

Ein Lokalzug, der wie ein Lastwagen donnerte, brachte die Reisenden in fünfzig Minuten nach Pjatigorsk.

Eine Aussicht auf den Malachitmond

Es war ein klarer Sonntagabend. Der Berg Maschuk mit seinen Sträuchern und Wäldern sah aus wie gut durchgekämmt und es war, als dufte er nach Birkenwasser.

Weiße Hosen verschiedenster Art waren auf dem Perron zu sehen: Hosen aus Leinwand, Duvetin, Baumwollstoff und zartem Flanell. Die Konzessionäre in ihren schweren schmutzigen Schuhen, den warmen staubigen Hosen, Westen und Röcken fühlten sich hier gar nicht am Platze. Aus all der Mannigfaltigkeit bunter Stoffe, in die die Kurortdamen gekleidet waren, hob sich als hellstes und elegantestes Kostüm das des Stationschefs hervor. Zum Staunen der Reisenden war der Stationschef eine Frau. Rotblonde Löckchen quollen unter der roten Mütze hervor, die zwei silberne Streifen trug. Die Uniform bestand aus einer weißen Jacke und weißem Rock.

Die Reisenden bewunderten den Stationschef, lasen die frisch aufgeklebten Plakate der Gastspiele des Kolumbus-Theaters in Pjatigorsk, tranken zwei Gläser Mineralwasser zu fünf Kopeken und fuhren sodann mit der Elektrischen Bahnhof—Blumengarten in die Stadt. Die Eintrittskarten in den Blumengarten kosteten zehn Kopeken.

Im „Blumengarten“ gab es viel Musik, viele lustige Menschen und sehr wenig Blumen. In einem weißen muschelförmigen Pavillon spielte ein Symphonieorchester den „Mückentanz“.

Niemand beachtete die beiden schmutzigen Brillantenjäger.

„Ach, Kissa!“ sagte Ostap. „Wir sind hier sehr deplaciert, bei diesem Fest des Lebens.“

Die erste Nacht verbrachten die Konzessionäre an der Mineralquelle. Hier erst, in Pjatigorsk, als das Kolumbus-Theater zum fünftenmal seine „Heirat“ vor den staunenden Einwohnern aufführte, kam ihnen die ganze Schwierigkeit des Jagdunternehmens zum Bewußtsein. Ins Theater zu gelangen war nicht so leicht, wie sie gehofft hatten. Galkin, Malkin, Tschalkin und Salkind übernachteten hinter der Bühne, da ihr Gehalt ihnen nicht erlaubte, im Hotel zu wohnen. So vergingen die Tage und die Freunde strengten alle ihre Kräfte an — sie übernachteten auf dem Platze, wo einst Lermontoffs Duell stattgefunden hatte, und lebten davon, daß sie Touristen die Koffer trugen.

Am sechsten Tage gelang es Ostap endlich, die Bekanntschaft des Monteurs Metschnikow, des Leiters der hydraulischen Presse, zu machen. Metschnikow war derzeit in einem schrecklichen Zustand: da er kein Geld hatte, war er gezwungen, nur Mineralwasser zu trinken, und er verkaufte, wie Ostap herausgebracht hatte, verschiedene Theatergegenstände auf dem Markt. Die entscheidende Unter-

redung fand eines Morgens bei der Quelle statt. Schließlich kam es so weit, daß der Monteur Metschnikow Ostap „mein Süßer" nannte und sich mit allem einverstanden erklärte.

„Das kann man machen", sagte er. „Das könnte man immerhin machen, mein Süßer. Mit Vergnügen, mein Süßer."

Ostap hatte es gleich heraus, daß der Monteur sehr durchtrieben war.

Die beiden Partner sahen einander in die Augen, umarmten einander, schlugen einander auf die Schulter und lächelten höflich.

„Nun," sagte Ostap, „zehn Rubel für alles."

„Regen Sie mich nicht auf, mein Süßer!" wehrte sich der Monteur. „Ich bin ein Mensch, der infolge des Genusses von Mineralwasser schon deprimiert genug ist."

„Wieviel wollen Sie also?"

„Geben Sie mir fünfzig Rubel. Es ist doch Eigentum des Theaters. Ich bin ein deprimierter Mensch."

„Gut! Nehmen Sie zwanzig Rubel! Sind Sie einverstanden? Ich sehe es Ihren Augen an, daß Sie einverstanden sind. Wann bringen Sie uns die Stühle?"

„Hier die Stühle, hier das Geld."

„Das wird gemacht", sagte Ostap, ohne zu überlegen.

„Erst das Geld", sagte der Monteur. „Am Morgen

das Geld, am Abend die Stühle, oder am Abend das Geld und am andern Morgen die Stühle."

„Vielleicht aber könnten Sie heute die Stühle bringen und morgen das Geld in Empfang nehmen."

„Mein Süßer, ich bin ein gequälter Mensch. Solche Bedingungen nimmt meine Seele nicht an."

„Ich bekomme aber erst morgen das Geld, telegraphisch", sagte Ostap.

„Dann werden wir auch erst morgen darüber reden", beschloß der eigensinnige Monteur. „Bis dahin auf Wiedersehen, mein Süßer. Und ich gehe. Ich habe viel Arbeit mit der Presse. Ich habe keine Kraft mehr und dabei bin ich gezwungen, Wasser zu trinken!"

Und Metschnikow entfernte sich, von der Sonne wunderbar beleuchtet.

Ostap sah Worobjew streng an.

„Wir haben Zeit genug, aber kein Geld", sagte er. „Kissa, wir müssen endlich Karriere machen. Hundertfünfzigtausend Rubel liegen vor uns. Wir brauchen nur zwanzig Rubel, um den Schatz unser eigen zu nennen. Hier darf kein Mittel verachtet werden. Entweder — oder!"

Ostap ging nachdenklich um Worobjew herum.

„Legen Sie schnell den Rock ab, Vorsitzender!" sagte er unerwartet.

Ostap nahm den Rock aus den Händen des verblüfften Worobjew entgegen, warf ihn zu Boden und stampfte mit seinen staubigen Schuhen darauf herum.

„Was machen Sie da!“ schrie Worobjew. „Diesen Rock trage ich schon fünfzehn Jahre und er ist immer noch wie neu!“

„Regen Sie sich nicht auf! Er wird bald nicht mehr wie neu sein! Geben Sie Ihren Hut her! Jetzt begießen Sie noch Ihre Hose mit Mineralwasser und wälzen sich ein bißchen im Staub. Rasch!“

Worobjew war nach wenigen Minuten schmutzig bis zum Ekel.

„Jetzt sind Sie endlich reif und so ziemlich imstande, Ihr Brot mit ehrlicher Arbeit zu verdienen.“

„Was werde ich denn machen müssen?“ fragte Worobjew mit weinerlicher Stimme.

„Ich hoffe, Sie können französisch?“

„Sehr schlecht. In den vom Gymnasialstudium gezogenen Grenzen.“

„Hm . . . So werden wir eben innerhalb dieser Grenzen arbeiten müssen. Werden Sie imstande sein, folgenden Satz französisch zu sagen: ‚Meine Herren, ich habe sechs Tage lang nichts gegessen‘?“

„Messieurs“, begann Worobjew stotternd. „Messieurs, hm, hm . . . je ne, mir scheint, je ne mange pas . . . sechs, wie ist das, un, deux, trois, quatre, cinq, six . . . six jours. Also — je ne mange pas six jours!“

„Sie haben eine Aussprache, Kissa! Was kann man aber von einem Bettler verlangen. Es ist klar, daß ein Bettler im europäischen Rußland schlechter französisch

spricht als Millerand. Nun, Kissulja, bis zu welchem Grad beherrschen Sie die deutsche Sprache?"

„Wozu brauche ich das alles?" rief Worobjew aus.

„Dazu," sagte Ostap gewichtig, „daß Sie sofort in den Blumengarten gehen, sich dort in den Schatten stellen und in französischer, deutscher und russischer Sprache um Almosen bitten werden. Sie werden darauf hinweisen, daß Sie gewesenes Duma-Mitglied sind. Das ganze erbettelte Geld wird der Monteur Metschnikow bekommen. Verstehen Sie?"

Worobjew wurde augenblicklich ein anderer. Seine Brust beschrieb einen Bogen wie die Palastbrücke in Leningrad und Ostap schien es, als quölle dichter Rauch aus seinen Nasenlöchern hervor. Sein Schnurrbart sträubte sich langsam in die Höhe.

„Aj—ja—jaj," sagte der große Kombinator, durchaus nicht erschrocken, „da schau her!"

„Nie, bei meinem Leben," begann Worobjew und es war, als spreche ein Bauchredner, „nie noch hat Worobjew gebettelt."

„Also werden Sie sterben, alter Idiot!" schrie Ostap. „Sie haben noch nie gebettelt?"

„Nein."

„Wie gefällt euch dieser Alfons! Drei Monate lebt er auf meine Rechnung. Drei Monate fütterte ich ihn und kümmere mich um ihn, erziehe ihn und jetzt wird dieser Alfons bockig, spielt sich auf und sagt mir, daß er . . .

Nun genug, Genosse! Entweder gehen Sie sofort in den Blumengarten und bringen am Abend zehn Rubel oder ich schließe Sie automatisch aus der Kompagnie aus. Ich zähle bis fünf. Ja oder nein? Eins!"

„Ja", murmelte der Vorsitzende.

„Also wiederholen Sie die Beschwörung."

„Messieurs, je ne mange pas six jours. — Geben Sie mir bitte etwas Kopek auf den Stück Brot. Geben Sie etwas dem gewesenen Mitglied der Duma."

„Noch einmal. Mehr Gefühl."

Worobjew wiederholte.

„Nun gut. Sie haben von Kindheit an ein Talent zum Betteln. Gehen Sie. Rendezvous bei der Quelle um Mitternacht. Merken Sie sich, das geschieht nicht aus romantischen Gründen, sondern man ist am Abend freigebiger."

„Und Sie," fragte Worobjew, „was werden Sie machen?"

„Kümmern Sie sich nicht um mich. Ich arbeite wie immer auf dem gefährlichsten Posten."

Die Freunde gingen auseinander.

Ostap lief in ein Papiergeschäft, kaufte für seine letzten zehn Kopeken einen Billett-Block und saß dann ungefähr eine Stunde lang auf einem Wegstein, wo er Eintrittskarten numerierte und unterschrieb.

„Ordnung muß sein," murmelte er, „jede fremde Kopeke muß notiert werden."

Dann begab sich der große Kombinator auf einem Bergweg eilig zum Abhang.

Eine schmale, in den Felsen gehauene Galerie führte in eine kegelartige, sich nach oben hin verengende Schlucht. Die Galerie mündete in einen kleinen Balkon, von dem aus man in der Tiefe der Schlucht die kleine Pfütze einer malachitfarbenen stinkenden Flüssigkeit sehen konnte. Diese Schlucht gehörte zu den Sehenswürdigkeiten von Pjatigorsk und täglich besuchten sie viele Exkursionen und eine Menge Touristen.

Ostap hatte die Sachlage sofort übersehen und war zu der Überzeugung gekommen, daß die Schlucht für einen vorurteilslosen Menschen eine gute Einnahmequelle bilden konnte.

— Merkwürdig — dachte Ostap — wieso ist diese Stadt bis jetzt noch nicht auf die Idee gekommen, für die Schlucht Eintrittsgeld einzuheben? Ich glaube, es ist dies der einzige Ort, an den die Pjatigorsker die Touristen kostenlos hineinlassen. Ich werde diesen Schandfleck auf dem Ruf der Stadt ausmerzen und die Nachlässigkeit korrigieren. —

Und Ostap handelte, wie ihm sein Verstand, der gesunde Instinkt und seine Situation diktierten.

Er postierte sich am Eingang in die Galerie, schwenkte seinen Billettblock in der Luft und rief von Zeit zu Zeit aus: „Bitte, Karten zu lösen. Bürger zehn Kopeken, Kinder und Rotgardisten Eintritt frei. Studenten fünf

Kopeken. Wer nicht Mitglied von Berufsverbänden ist, dreißig Kopeken."

Ostap hatte richtig kombiniert. Die Pjatigorsker besuchten die Schlucht nicht und es war leicht, von einem Sowjet-Touristen zehn Kopeken Eintrittsgeld, wohin es auch sei, zu bekommen. Gegen fünf Uhr hatte Ostap bereits sechs Rubel einkassiert.

Gegen Abend langten zwei Droschken mit einer Exkursion der Charkower Miliz bei der Schlucht an. Ostap erschrak und wollte schon das Gehaben eines harmlosen Touristen annehmen, die Milizleute aber näherten sich bereits schüchtern dem großen Kombinator, so daß ein Rückzug unmöglich war. So rief denn Ostap mit ziemlich fester Stimme: „Mitglieder von Verbänden zehn Kopeken, da aber Angestellte der Miliz als Studenten oder Kinder angesehen werden können, so zahlen sie fünf Kopeken."

Die Beamten der Miliz zahlten und fragten diskret, zu welchem Zweck dieses Geld verwendet würde.

„Zur gründlichen Restaurierung der Schlucht," erwiderte Ostap dreist, „damit sie nicht so abschüssig ist."

Während der große Kombinator derart geschickt mit der Aussicht auf die malachitfarbene Pfütze handelte, stand Worobjew gebückt unter einem Akazienbaum und kaute, vor Schande glühend, an den beiden Sätzen, die ihm der große Kombinator eingetrichtert hatte.

„Messieurs, je ne mange pas . . . Geben Sie mir

bitte . . . Geben Sie dem Duma-Deputierten etwas . . .“

Die Leute gaben Geld her, aber mißlaunig.

„Geben Sie dem gewesenen Dumamitglied etwas!“ murmelte der Vorsitzende.

„Sie waren also wirklich Mitglied der Duma?“ vernahm Worobjew an seinem Ohr. „Sie waren tatsächlich bei den Sitzungen anwesend? Ach, ach! Hohe Klasse!“

Worobjew hob die Augen und war starr. Der dicke Aweſſalom Wladimirowitſch Iznurenkow ſprang wie ein Sperling vor ihm her. Er hatte ſeinen braunen Lodzer Anzug gegen einen weißen Rock und eine hellgraue Hoſe eingetauſcht. Iznurenkow hatte Worobjew nicht erkannt und überſchüttete ihn mit Fragen.

„Sie haben alſo wirklich Rodzianko geſehen? War Puriſchkewitſch wirklich kahlköpfig? Ach, ach! Welches Thema, was für Perſpektiven! Hohe Klaſſe!“

Iznurenkow drückte dem überraſchten Vorſitzenden einen Dreirubelſchein in die Hand und lief davon. Und lange noch war ſeine dicke Geſtalt im Blumengarten zu ſehen und man hörte, als töne es von den Bäumen: „Ach, ach! Meine Schöne, ſinge mir nicht die Lieder des traurigen Georgien! Ach, ach! Sie erinnern mich an ein anderes Leben und an fremde Länder! . . . Und am Morgen, da lächelte ſie wieder . . . Hohe Klaſſe!“

Worobjew aber ſtand andauernd da, mit geſenktem Blick.

Und ſchade, daß er ſo daſtand, er ſah vieles nicht.

In der duftenden Dunkelheit der Pjatigorsker Nacht spazierte Elly Schtukina in den Parkalleen und schleppte den milden Ernst Pawlowitsch mit sich, der sich indes mit ihr versöhnt hatte. Die Reise in den Kurort war die letzte Phase in dem schweren Kampf mit der Vanderbilt-Tochter. Die stolze Amerikanerin hatte nämlich kürzlich eine Vergnügungsfahrt zu den Sandwich-Inseln unternommen.

„Ho—ho!" tönte es in der nächtlichen Stille. „Schön, Ernestulja! Wunder—rbar!"

Und im Buffet, vom Licht der Lampen beleuchtet, saß der Dieb Alchen mit seiner Gemahlin Saschi. Ihre Wangen waren wie früher mit dem Kaiser-Nikolai-Backenbart geschmückt. Alchen aß verschämt gebratenes Schöpsenfleisch und trank dazu Kachetinski-Wein N 2, Saschi liebkoste ihren Backenbart und wartete auf den bestellten Störfisch.

Nach der Liquidation des sozialen Fürsorgehauses war alles verkauft worden, einschließlich der Leinenmütze des Koches und der Devise: „Wenn du die Nahrung sorgfältig durchkaust, so hilfst du der Allgemeinheit." Alchen hatte beschlossen, auszuruhen und sich zu amüsieren.

Worobjew ging erst zur Quelle, als die Musiker ihre Instrumente zusammenlegten. Das Sonntagspublikum entfernte sich langsam und nur die Liebespaare blieben in den Alleen des Blumengartens zurück.

„Wieviel hat es getragen?" fragte Ostap, als die ge-

bückte Gestalt des Vorsitzenden an der Quelle erschien.

„Sieben Rubel neunundzwanzig Kopeken. Ein Dreirubelschein darunter, alles andere Silber und Kupfer."

„Für ein erstes Auftreten wunderbar. Kissa, Sie gefallen mir! Ich möchte aber wissen, welcher Narr Ihnen den Dreirubelschein gegeben hat!"

„Iznurenkow hat mir ihn gegeben."

„Nicht möglich! Awessalom? Die Kugel? Wo ist sie hingerollt! Haben Sie mit ihm gesprochen? Ach, er hat Sie wohl nicht erkannt!"

„Er hat mich über die Duma ausgefragt und war vergnügt."

„Sehen Sie, Vorsitzender, es ist gar nicht so schlimm, Bettler zu sein, besonders bei mittelmäßiger Bildung und wenn man dazu die richtige klägliche Stimme hat! Auch ich, Kissotschka, bin indessen nicht müßig gewesen. Fünfzehn Rubel. Es wird langen!"

Am andern Morgen bekam der Monteur das Geld und brachte am Abend zwei Stühle. „Den dritten Stuhl zu nehmen, war nicht möglich," sagte er, „das Orchester hat darauf Karten gespielt."

Die Freunde stiegen bis auf den Gipfel des Berges Maschuk, um in Sicherheit zu sein.

Ostap sah gegen den sternenbedeckten Himmel und nahm die erprobte Zange aus der Tasche.

Das grüne Kap

Ingenieur Bruns saß auf der Veranda seines Landhauses unter einer hohen Palme, deren steife Blätter scharfe schmale Schatten auf seinen rasierten Nacken warfen, auf sein weißes Hemd und den Gambs-Stuhl der Generalsfrau Popowa, auf dem sich der Ingenieur in Erwartung des Mittagessens langweilte.

Bruns zog seine dicken Lippen kreisförmig zusammen und sagte im Tone eines schelmischen Kindes: „Mu—u—ssik!"

Im Hause blieb es still.

Die tropische Flora umschmeichelte den Ingenieur und suchte ihm wohlzutun. Die Kakteen breiteten ihre stachligen Arme vor den Ingenieur hin. Die Zweige der Bananen- und Sagopalmen bewegten sich leise und jagten die Fliegen von der Glatze des Ingenieurs hinweg, Rosenblätter fielen zu seinen Sandalen nieder.

Aber alles vergeblich. Bruns war hungrig. Er sah gereizt auf die perlmutterfarbene Bai, auf das ferne Kap von Batum und rief mit singender Stimme: „Mu—u—ussik! Mu—u—ssik!"

Der Ruf verlor sich schnell in der feuchten tropischen Luft. Keine Antwort erfolgte. Bruns stellte sich die große

braune Gans mit der fetten zischenden Kruste vor. Er hatte nicht mehr die Kraft, sich zu beherrschen und rief: „Mäuschen!!! Ist das Gänschen bereit?“

„Andrej Michailowitsch!“ rief eine Frauenstimme vom Hause her. „Gib mir Ruh!“

Der Ingenieur begann seine Lippen wieder kreisförmig zusammenzuziehen und antwortete unverzüglich: „Mussik! Du hast kein Mitleid mit deinem kleinen Mann!“

„Halt den Mund, du Fresser!“ war die Antwort aus dem Zimmer.

Der Ingenieur aber gab den Kampf nicht auf. Wieder wollte er ins Haus rufen, ein Gehaben, das er bereits seit zwei Stunden praktizierte, als eine unerwartete Bewegung in den Sträuchern ihn zum Hinsehen zwang.

Aus dem schwarzgrünen Bambusdickicht kam ein Mensch in zerrissenem blauen Hemd hervor, mit einer abgeschabten Schnur gegürtet, mit großen Quasten daran und schmutziger gestreifter Hose. Ein wirres Bärtchen zierte das gutmütige Gesicht des Menschen. Seinen Rock trug er über dem Arm.

Der Mann näherte sich und fragte mit milder Stimme: „Befindet sich hier der Ingenieur Bruns?“

„Ich bin Ingenieur Bruns,“ sagte der Gansbratenenthusiast in tiefem Baß, „womit kann ich dienen?“

Der Mann fiel schweigend in die Knie. Es war Vater Fedor.

„Sind Sie verrückt geworden?“ rief der Ingenieur und sprang auf. „Bitte stehen sie auf!“

„Ich stehe nicht auf“, antwortete Vater Fedor und sah den Ingenieur mit klaren Augen an.

„Stehen Sie auf!“

„Ich stehe nicht auf.“ Und Vater Fedor begann — vorsichtig, um sich nicht wehzutun — mit dem Kopf auf den Boden zu schlagen.

„Mussik! Komm rasch her!“ rief der erschrockene Ingenieur. „Schau her, was da vorgeht. Ich bitte Sie, stehen Sie auf! Nun, ich beschwöre Sie!“

„Ich werde nicht aufstehen“, wiederholte Vater Fedor.

Mussik, die sich im Tonfall der Stimme ihres Mannes gut auskannte, kam auf die Veranda gelaufen.

Als Vater Fedor die Dame erblickte, kroch er, ohne sich aufzurichten, rasch zu ihr hin, senkte den Kopf bis auf die Erde und flüsterte eilig: „Auf Ihnen, Mütterchen, auf Ihnen, mein Täubchen, ruht meine ganze Hoffnung.“

Ingenieur Bruns wurde rot vor Wut, packte den Bittenden unter dem Arm, hob ihn mit Anstrengung auf und versuchte, ihn auf die Beine zu stellen. Vater Fedor zog aber die Beine unter sich. Der empörte Bruns schleppte den seltsamen Gast in die Ecke und setzte ihn kräftig auf einen Gambssessel, der aber nicht aus Worobjews Haus, sondern aus den Räumen der Generalsfrau Popowa herrührte.

„Ich wage es nicht," murmelte Vater Fedor, „mich in Anwesenheit so hochgestellter Personen zu setzen."

Und Vater Fedor machte wieder den Versuch, auf die Knie zu fallen. Der Ingenieur hielt ihn mit einem entsetzten Schrei an den Schultern zurück.

„Mussik," sagte er, schwer atmend, „sprich mit diesem Bürger. Es muß irgend ein Mißverständnis sein."

Mussik sprach sofort in sachlichem Ton. „Ich ersuche Sie," sagte sie drohend ‚in meinem Hause nicht zu knien!"

„Mein Täubchen!" sagte Vater Fedor. „Mütterchen!"

„Ich bin nicht Ihr Mütterchen. Was wünschen Sie?"

Der Pope murmelte etwas Unverständliches, allem Anschein nach aber sehr Flehendes. Erst nach langem Hin und Her erfuhr man, daß er es auf zwölf Stühle — auf deren einem er jetzt saß — abgesehen hatte und flehentlich um die besondere Gnade bat, man möge sie ihm käuflich überlassen.

Der Ingenieur ließ vor Staunen Vater Fedors Schulter frei. Dieser kniete unverzüglich abermals nieder und kroch dem Ingenieur wie eine Schildkröte nach.

„Warum," rief der Ingenieur und suchte den langen Armen Vater Fedors zu entgehen, „warum soll ich meine Stühle verkaufen? Sie können knien, so viel Sie wollen, aber ich verstehe doch nichts von alldem."

„Es sind doch meine Stühle", stöhnte Vater Fedor.

„Ihre Stühle? Was soll das heißen? Sind Sie ver-

rückt geworden? Mussik! Jetzt ist mir alles klar! Er ist wahnsinnig!"

„Ihrer Meinung nach habe ich Ihnen die Stühle gestohlen?" rief der Ingenieur empört. „Gestohlen? Hörst du, Mussik? Das ist irgend ein Schwindel!"

„Nein, um Gottes willen!" flüsterte Vater Fedor.

„Wenn ich sie Ihnen gestohlen habe, so belangen Sie mich vor Gericht, in meinem Hause aber machen Sie keinen Skandal! Hörst du, Mussik? Wie weit die Frechheit geht! Man läßt einen nicht ruhig Mittag essen!"

Nein, Vater Fedor hatte durchaus nicht die Absicht, dem Ingenieur der Stühle wegen mit dem Gericht zu kommen. Er suchte dies klarzumachen. — Keinesfalls wolle er das tun. Er wisse, daß der Ingenieur Bruns seine Stühle nicht gestohlen habe. Er denke nicht im Traum an so etwas. Und doch hätten diese Stühle vor der Revolution ihm gehört, ihm, dem Vater Fedor, und sie seien seiner jetzt in Woronesch im Sterben liegenden Frau unendlich teuer. Nicht aus Frechheit, sondern in Erfüllung ihres Willens habe er sich erlaubt, den Aufenthaltsort des Bürgers Bruns ausfindig zu machen und vor ihm zu erscheinen. Vater Fedor wünsche kein Almosen. O nein! Er habe genügend Mittel (eine kleine Kerzenfabrik in Samara), um die letzten Stunden seiner sterbenden Frau durch den Kauf der alten Stühle zu erleichtern. Er sei nicht kleinlich und erkläre sich bereit, für die Stühle zwanzig Rubel zu erlegen.

„Was?“ rief der Ingenieur und wurde rot vor Empörung. „Zwanzig Rubel? Für eine herrliche Salongarnitur? Hörst du, Mussik? Er ist doch verrückt! Bei Gott, er ist verrückt!“

„Ich bin nicht verrückt. Nur um den letzten Willen meiner Frau zu erfüllen . . .“

„Zum Teufel,“ sagte der Ingenieur „er fängt wieder zu kriechen an. Mussik! Er kriecht schon wieder!“

„Nennen Sie also Ihren Preis!“ stöhnte Vater Fedor.

„Mussik, ich glaube doch, er ist nicht verrückt. Er ist vielleicht nur durch die Krankheit seiner Frau so aufgeregt. Sollen wir ihm die Stühle verkaufen? Na, was meinst du? So werden wir ihn endlich los. Er haut sich sonst am Ende noch den Schädel!“

„Worauf sollen wir aber sitzen?“

„Wir kaufen uns andere Stühle.“

„Für zwanzig Rubel?“

„Für zwanzig Rubel gebe ich sie nicht her, auch nicht für zweihundert . . . Schließlich ließe ich für zweihundertfünfzig mit mir reden.“

Ein schrecklicher Schlag mit dem Kopf gegen den Baum war Vater Fedors Antwort.

„Nun, Mussik, jetzt habe ich aber genug davon!“ Der Ingenieur trat entschlossen zu Vater Fedor und diktierte sein Ultimatum.

„Erstens entfernen Sie sich mindestens drei Schritte von diesem Baum. Zweitens stehen Sie sofort auf und drit-

tens verkaufe ich die Möbel nicht unter zweihundertfünfzig Rubel."

„Nicht aus Habsucht," stöhnte Vater Fedor — „nur um den Wunsch einer kranken Frau zu erfüllen."

„Nun, mein Lieber, meine Frau ist auch krank. Nicht wahr, Mussik, deine Lungen sind nicht in Ordnung? Deshalb werde ich aber nicht verlangen, daß Sie mir ... sagen wir, Ihren Rock für dreißig Kopeken verkaufen sollen!"

„Nehmen Sie ihn umsonst", sagte Vater Fedor in singendem Ton.

Der Ingenieur wehrte gereizt mit der Hand ab und sagte kühl: „Lassen Sie diese Scherze. Ich spreche nicht mehr mit Ihnen. Ich schätze die Stühle auf zweihundertfünfzig Rubel und werde keine Kopeke nachlassen."

„Fünfzig!" bot Vater Fedor.

„Mussik!" sagte der Ingenieur. „Ruf den Diener. Er soll diesen Bürger hinausbegleiten."

„Nicht aus Habsucht . . ."

„Bagration!"

Vater Fedor lief erschrocken davon und der Ingenieur begab sich ins Speisezimmer und begann den Gänsebraten zu verzehren. Der Genuß seiner Lieblingsspeise hatte auf seine Stimmung einen guten Einfluß. Er beruhigte sich.

In dem Moment, als der Ingenieur einen mit Seidenpapier umwickelten Knochen an seinen roten Mund führte, erschien das flehende Gesicht Vater Fedors im Fenster.

„Nicht aus Habsucht", sagte er sanft, „fünfundfünfzig Rubel."

Der Ingenieur brüllte, ohne sich umzudrehen. Vater Fedor verschwand.

Den ganzen Tag über konnte man Vater Fedors Gestalt an allen Ecken und Enden des Gartens auftauchen sehen.

Der Ingenieur rief immer wieder nach seiner „Mussik", klagte über Kopfweh und schwor darauf, daß Vater Fedor wahnsinnig sei. Von Zeit zu Zeit hörte man die Stimme Vater Fedors in der einbrechenden Dunkelheit. „Hundertachtunddreißig!" rief er irgendwo vom Himmel her.

Und einen Augenblick später tönte seine Stimme von der Seite des Dumbasowschen Hauses her: „Hundteinundvierzig", bot er. „Nicht aus Gewinnsucht, Herr Bruns, sondern . . ."

Schließlich hielt es der Ingenieur nicht mehr aus, er trat an die Verandabrüstung, spähte angestrengt in die Dunkelheit und rief skandierend: „Der Teufel soll Sie holen! Zweihundert Rubel! Aber geben Sie mir endlich Ruh!"

Man hörte Knistern der Bambusse, ein leichtes Stöhnen und ein Geräusch von Schritten, die sich entfernten. Dann war alles still.

Vater Fedor fuhr im letzten Autobus das Meeresufer entlang nach Batum.

Am selben Abend noch sandte Vater Fedor folgendes Telegramm an seine Frau Katerina Alexandrowna in die

Stadt N.: — Ware gefunden, überweise mir telegraphisch 230, verkaufe, was du willst, Fedja. —

Zwei Tage lang irrte er verzückt um das Brunssche Haus, grüßte Mussik von weitem und ließ sogar von Zeit zu Zeit seinen Ruf ertönen: „Nicht aus Habsucht, nur um den letzten Wunsch meiner Frau zu erfüllen!“

Am dritten Tag kam das Geld mit einem verzweifelten Telegramm: — Alles verkauft, bin ohne Geld, küsse und erwarte dich, Ewsigneew mittagmahlt noch immer hier, Katja. —

Vater Fedor zählte das Geld nach, bekreuzigte sich, mietete einen Lastwagen und fuhr zum Ingenieur Bruns. Das Wetter war düster. Der Wind jagte Regenwolken von der türkischen Grenze her. Des Sturmes wegen war Baden und Bootfahrt im Meer verboten. Ein Donnern und Krachen ging über die Stadt Batum nieder. Der Sturm tobte über dem Meerufer.

Bei Bruns' Haus angelangt, befahl Vater Fedor dem Kutscher, zu warten und begab sich ins Haus, die Möbel zu holen.

„Ich bringe das Geld,“ sagte Vater Fedor, „Sie könnten aber vielleicht doch noch etwas nachlassen.“

„Mussik“, stöhnte der Ingenieur. „Ich halte das nicht aus.“

„Aber nein, ich h a b e das Geld gebracht,“ beeilte sich Vater Fedor zu versichern, „zweihundert Rubel. Wie Sie gesagt haben.“

„Mussik! Nimm das Geld von ihm! Gib ihm die Stühle! Er soll nur rasch machen. Ich habe Kopfschmerzen!“

Das Ziel des ganzen Lebens war erreicht. Die Kerzenfabrik in Samara war gesichert. Die Brillanten rollten wie Sonnenblumenkerne in die Tasche.

Zwölf Stühle, einer nach dem andern, wurden auf den Lastwagen geladen. Sie waren den Worobjew-Stühlen sehr ähnlich, nur mit dem Unterschied, daß ihr Überzug nicht geblumt, sondern blau und rosa gestreift war.

Vater Fedors bemächtigte sich eine fieberhafte Ungeduld.

Unter seinem Überrock hatte er eine kleine Axt bereit, an einer gedrehten Schnur befestigt. Vater Fedor setzte sich neben den Fuhrmann, sah sich jeden Augenblick nach den Stühlen um und fuhr gegen Batum.

Das Donnern der Flut peitschte Vater Fedors Nerven auf. Gegen den Wind kämpfend näherten sich die Pferde langsam dem Dorf Machindjauri. Soweit man sehen konnte, war das Meer mit weißumsäumten grünen Wellen bedeckt.

„Bleib stehen!“ schrie Vater Fedor plötzlich. „Bleib stehen, Muselmann!“

Und nun begann er zitternd und stolpernd die Stühle auf dem menschenleeren Ufer abzuladen. Der stupid interesselose Fuhrmann bekam seine fünf Rubel, peitschte auf die Pferde los und fuhr davon. Vater Fedor über-

zeugte sich, daß niemand in der Nähe war, trug die Stühle den Abhang hinunter, an eine kleine, von den Wellen noch nicht bespülte Strandstelle und ergriff die Axt.

Einen Moment lang war er unentschlossen, er wußte nicht, mit welchem Stuhle er beginnen solle. Dann näherte er sich wie ein Mondsüchtiger dem dritten Stuhl und schlug grausam mit der Axt in die Lehne. Der Stuhl fiel unbeschädigt um.

„Aha!" schrie Vater Fedor, „ich werde dir zeigen!"

Und er stürzte sich über den Stuhl wie über ein lebendes Wesen. In einem Augenblick war der Stuhl wie Kraut zerhackt. Vater Fedor hörte nicht die Axtschläge gegen das Holz, den Stoff und die Sprungfedern. Im mächtigen Sturmgebrüll verloren sich alle Lärmgeräusche, wie in Filz gebettet. „Aha! Aha! Aha!" sagte Vater Fedor und schlug mit seiner ganzen Kraft los.

Die Stühle kamen nacheinander an die Reihe. Vater Fedors Wut stieg ins Unermeßliche. Auch der Sturm wurde immer rasender. Zuweilen schlugen die Wellen gegen Vater Fedors Füße.

An der Batumküste stand ein winziger Mensch, schwitzte und schlug mit der Axt in den letzten Stuhl. Eine Minute später war alles zu Ende. Verzweiflung bemächtigte sich Vater Fedors Seele. Er warf einen enttäuschten Blick auf den Berg, der aus Stuhlbeinen, Lehnen und Sprungfedern bestand und trat einen Schritt zurück. Eine

Woge umspülte seine Füße. Total durchnäßt stürzte er auf die Chaussee. Nun überschwemmte eine Welle das Ufer und trug die in Stücke geschlagenen Möbel der Generalsfrau Popowa mit sich fort. Vater Fedor hat es nicht mehr gesehen. Er ging gebeugt und eine nasse Faust an die Brust pressend die Chaussee entlang.

So kam er, ohne rechts und links zu schauen, nach Batum. Seine Situation war grauenvoll. Fünftausend Kilometer von seinem Heim entfernt, mit zwanzig Rubel in der Tasche. Es war unmöglich für ihn, nach Hause zu gelangen.

Vater Fedor schritt über den Markt, wo man ihm im Flüsterton geschmuggeltes Coty-Puder, Seidenstrümpfe und Suchum-Tabak zum Kauf anbot, ging zum Bahnhof und verlor sich in der Menge der Träger.

Der traurige Dämon

Drei Tage, nachdem die Konzessionäre das Geschäft mit dem Monteur Metschnikow abgeschlossen hatten, fuhr das Kolumbus-Theater über Machatsch Kala und Baku weiter. Während dieser drei Tage warteten die Konzessionäre, nicht befriedigt von dem Inhalt der beiden von ihnen untersuchten Stühle, auf den dritten Stuhl, den ihnen Metschnikow bringen sollte. Der Monteur aber, deprimiert von dem ewigen Genuß von Mineralwasser, verwendete den ganzen Betrag von zwanzig Rubeln zum Kauf von Wodka und geriet in einen solchen Zustand, daß man ihn im Requisitenraum abgesperrt halten mußte.

„Ein Hundesohn, dieser Monteur", erklärte Ostap, als er erfuhr, daß das Theater sang- und klanglos auf und davon war. „Da soll man noch Vertrauen zu den Theaterarbeitern haben!"

Und doch hatten sich die Chancen für das Auffinden des Schatzes maßlos vergrößert.

„Nach Tiflis!" sagte Ostap. „Wir dürfen uns nicht auf die faule Haut legen. Wir brauchen Geld für die Fahrt nach Wladikawkas. Von dort aus werden wir auf der Grusinischen Straße per Auto nach Tiflis fahren.

Wunderbare Ausblicke. Wunderbare Bergluft. Und als Endeffekt hundertfünfzigtausend Rubel, null, null Kopeken. Es hat einen Sinn, die Sitzung fortzusetzen."

Es war aber nicht so einfach, von Pjatigorsk wegzukommen. Worobjew erwies sich als untalentierter Schwarzfahrer.

In Beslan jagte man Ostap, der ohne Fahrkarte fuhr, aus dem Zug hinaus und der große Kombinator lief frech drei Kilometer weit dem Zuge nach und drohte dabei dem völlig unschuldigen Worobjew mit der Faust. Später, als der Zug etwas langsamer fuhr, gelang es Ostap, sich auf eine Waggontreppe zu schwingen. In dieser Stellung verblieb er und betrachtete neugierig das Panorama der kaukasischen Bergkette, das sich vor ihm entfaltete.

Es war vier Uhr morgens. Die Berggipfel erstrahlten in dunkelrosafarbenem Sonnenschein. Ostap gefielen die Berge nicht.

„Zuviel Luxus!" sagte er. „Eine wilde Schönheit. Erfindung eines Idioten. Eine unnütze Sache."

In Wladikawkas waren sie gezwungen, einige Tage zu bleiben. Alle Anstrengungen, Fahrgeld zu beschaffen, blieben entweder ganz fruchtlos, oder sie gaben ihnen nur die Möglichkeit, die Tagesnahrung zu erschwingen. Die Idee, auch hier Zehnkopekenstücke von der Bürgerschaft einzuheben, war aussichtslos. Die kaukasische Bergkette war so hoch und bot sich von allen Seiten jedem so

offenkundig dar, daß man für die Besichtigung kein Geld verlangen konnte. Und andere Naturschönheiten gab es in Wladikawkas nicht.

„Genug", sagte Ostap. „Es bleibt uns nur ein einziger Ausweg, und zwar zu Fuß nach Tiflis zu gehen. Wir werden in fünf Tagen zweihundert Werst machen. Tut nichts, Papachen. Wundervolle Berglandschaften, frische Luft . . . Wir brauchen nur etwas Geld für Brot und Touristenwurst. Sie können zu Ihrem Wortschatz noch einige italienische Sätze hinzufügen, machen Sie es, wie Sie wollen, Sie dürfen aber bis zum Abend nicht weniger als zwei Rubel gesammelt haben! . . . Heute haben wir kein Geld für Mittagessen, teurer Genosse. Es tut mir leid. Schlechte Zeiten . . .!"

Früh am anderen Morgen schritten die Konzessionäre über die Terekbrücke, gingen um die Kasernen herum und begannen ihren Marsch auf der Grusinischen Straße.

„Wir haben Glück, Kissa," sagte Ostap, „es hat bei Nacht geregnet und wir werden nicht viel Staub schlucken müssen. Vorsitzender, atmen Sie die frische Luft ein. Singen Sie, tragen Sie kaukasische Gedichte vor. Mit einem Wort, benehmen Sie sich so, wie es sich in dieser Lage gebührt."

Worobjew aber sang nicht und trug keine Gedichte vor. Die Straße stieg. Die Nächte, die er im Freien verbracht hatte, kamen ihm mit Seitenstechen und Fußschmerzen in Erinnerung, die Touristenwurst verursachte

ihm ein ständiges quälendes Sodbrennen. Er ging, auf eine Seite geneigt, hielt ein fünf Pfund schweres Brot in der Hand, das in eine Wladikawkaszeitung gewickelt war, und schleppte leicht den linken Fuß nach.

Wieder wandern! Diesmal nach Tiflis, diesmal den schönsten Weg der Welt. Für Worobjew aber war dieser Umstand gleichgültig. Er sah sich nicht um wie Ostap. Er bemerkte den Terek gar nicht, der in der Talestiefe donnerte. Nur die in der Sonne glänzenden Eisgipfel gemahnten ihn an etwas Fernliegendes — vielleicht an Brillantenschimmer oder aber an die silbernen Paradesärge Meister Bezentschuks.

Ein Personenauto fuhr an den Wanderern vorbei, später ein Autobus mit vierzig Touristen und mindestens hundert Koffern.

„Grüßen Sie den Kazbekberg von mir!“ rief Ostap dem Autobus nach. „Küssen Sie ihn auf den linken Gletscher!“

Lange noch roch es in den Bergen nach Autos, nach Benzin und erwärmtem Gummi. Die Fuhrwerke der Bergbewohner fuhren klirrend an den Wanderern vorbei. Zuweilen kam ihnen eine Droschke entgegen.

Vor Balta gab Ostap Worobjew fünf Zentimeter von der Wurst, er selbst aß zehn Zentimeter davon.

„Ich ernähre die Familie,“ sagte er, „ich muß mich besser nähren.“

Der Weg nach Balta führte in einen Engpaß und

wurde ein schmaler Pfad, der in den dunkeln steilen Felsen gehauen war. Der Weg ging spiralförmig hinauf und die Konzessionäre befanden sich gegen Abend in der Station Lars, tausend Meter über der Meeresfläche.

Sie übernachteten unentgeltlich in einem armseligen Gasthaus und bekamen überdies zwei Gläser Milch dafür, daß sie dem Wirt und den Gästen einige Kartenkunststücke zeigten.

Der Morgen war so schön, daß sogar Worobjew, von der Bergluft munter gemacht, lustiger als gestern ausschritt.

Hinter der Station Lars erblickte man sofort die kolossale Wand der seitlichen Bergkette. Das Terektal war von beiden Seiten von Bergwänden eingesäumt. Der Charakter der Gegend wurde immer düsterer und die Inschriften in den Felsen immer zahlreicher.

„Kissa!" sagte Ostap. „Wir müssen unsere Namen hier auch verewigen. Ich habe Kreide mit. Bei Gott, ich will hinaufklettern und schreiben: — Hier waren Kissja und Ossja. —"

Und ohne viel zu überlegen, legte Ostap den Vorrat von Touristenwurst und Brot auf das Geländer, das die Straße von dem donnernden Terekabgrund trennte und begann auf den Felsen zu klettern.

Anfangs verfolgte Worobjew den Aufstieg des großen Kombinators mit einigem Interesse, später aber setzte er sich bequem nieder und betrachtete das Fundament, das

von dem Schloß der Königin Tamara erhalten geblieben war und auf einem Felsen stand, der einem Pferdezahn ähnelte.

In diesem Zeitpunkt betrat Vater Fedor, zwei Werst weit von den Konzessionären entfernt, in der Richtung von Tiflis her, das Darial-Tal. Er ging mit gemessenen Soldatenschritten, sah mit harten glänzenden Augen nur vor sich hin und stützte sich auf einen Stock mit gebogenem Griff.

Vater Fedor war mit dem letzten Geld bis Tiflis gefahren und wanderte jetzt zu Fuß in seine Heimat. Er ernährte sich von dem, was ihm die Menschen unterwegs gaben. Beim Überschreiten des Kreuzpasses (2345 Meter über der Meeresfläche) schoß ein Adler auf ihn herab. Vater Fedor drohte dem frechen Vogel mit dem Stock und ging weiter. Er schritt in den Wolken dahin und murmelte: „Nicht aus Habsucht, nur um den Willen meiner Frau zu erfüllen."

Er wiederholte diesen Satz auch im Darial-Tal. Die Entfernung zwischen den Feinden verminderte sich immer mehr. Als Vater Fedor um eine scharfe Felsenecke bog, sah er sich einem alten Mann mit goldenem Zwicker gegenüber.

Der Engpaß spaltete sich vor den Augen Vater Fedors. Der Terek unterbrach sein tausendjähriges Donnern. Vater Fedor erkannte Worobjew. Nach dem schrecklichen Mißgeschick in Batum, nachdem alle seine

Hoffnungen zunichte geworden waren, wirkte jetzt die Aussicht auf eine Möglichkeit, doch noch zu dem Reichtum zu gelangen, auf Vater Fedor in unerhörter Weise.

Er packte Worobjew an seinem mageren Hals, schloß seine Finger zusammen und rief mit heiserer Stimme: „Wo ist der Schatz deiner Schwiegermutter, die du getötest hast?"

Worobjew, der auf so etwas nicht vorbereitet gewesen war, schwieg und rollte die Augen so weit heraus, daß sie fast die Gläser des Zwickers berührten.

„Sag es!" befahl Vater Fedor. „Beichte, Sünder!"

Worobjew fühlte, wie er den Atem verlor.

In diesem Moment sah Vater Fedor, der seines Sieges schon sicher gewesen war, Bender, der in Sprüngen den Felsen heruntereilte.

Ein panischer Schrecken bemächtigte sich der Seele Vater Fedors. Mechanisch hielt er den Vorsitzenden immer noch an der Kehle fest, aber seine Knie zitterten.

„Ah, da haben wir's!" rief Ostap freundschaftlich aus. „Das Konkurrenzunternehmen!"

Vater Fedor zögerte nicht. Einem tierischen Instinkt gehorchend, packte er Wurst und Brot der Konzessionäre und lief davon.

„Haun Sie ihn durch, Genosse Bender!" schrie vom Boden her der zu Atem gekommene Worobjew.

„Fangt ihn! Haltet ihn!"

Ostap pfiff und brüllte. „Tju—u—u!" schrie er und

lief Vater Fedor nach. „Wohin laufen Sie denn, verehrter Kunde? Ich kann Ihnen einen gut durchgesehenen Stuhl anbieten!“

Vater Fedor hielt die Qual der Verfolgung auf ebenem Boden nicht aus und stieg einen ganz steilen Felsen hinan. Das bis an den Hals pochende Herz und ein besonderes Jucken in den Fersen, das nur die Feiglinge kennen, stießen ihn nach oben. Die Füße lösten sich von selbst von den Steinen los und trugen ihren Gebieter nach oben.

„O—u—u!“ rief Ostap von unten her. „Haltet ihn!“

„Er hat unsere Vorräte weggetragen!“ schrie Worobjew und näherte sich Ostap laufend.

„Bleib stehen!“ donnerte Ostap. „Bleib stehen, sage ich dir!“

Das verlieh aber dem schon müde gewordenen Vater Fedor nur noch neue Kräfte. Er stieg noch rascher empor und war mit einigen Sprüngen zehn Meter höher als die höchste Inschrift.

„Gib die Wurst zurück!“ rief Ostap. „Gib die Wurst zurück, du Idiot! Dann verzeihe ich dir alles!“

Vater Fedor hörte aber nichts mehr. Er befand sich auf einer Felsplatte, auf der noch kein Sterblicher vor ihm gewesen war.

Entsetzen bemächtigte sich seiner. Es war ihm klar, daß es ihm nie mehr gelingen werde, von hier hinunterzukommen. Der Felsen fiel kerzengerade gegen die Chaussee ab und

ein Abstieg war nicht denkbar. Er schaute hinunter. Dort stand der wütende Ostap und in der Talestiefe glänzte der goldene Zwicker des Vorsitzenden.

„Ich gebe euch die Wurst zurück!“ rief Vater Fedor. „Nehmt mich hinunter!“

Als Antwort hörte er das Donnern des Terek und ein wüstes Gekreisch aus dem Schlosse der Königin Tamara. Dort hausten Eulen.

„Nehmt mich hinunter!“ schrie Vater Fedor mitleiderregend.

Er konnte alle Manöver der Konzessionäre deutlich sehen. Sie liefen unten am Felsen hin und her, und nach ihren Gesten zu urteilen, schimpften sie über ihn.

Eine Spanne Zeit verstrich so. Vater Fedor legte sich auf den Bauch und sah hinunter: die Konzessionäre schritten in der Richtung des Kreuzpasses davon.

Die Nacht kam rasch heran. In der stockfinsteren Dunkelheit, im höllischen Donnern des Flusses, hoch oben in den Wolken zitterte und weinte Vater Fedor. Er wollte keine Schätze mehr. Er wollte nur das eine — hinunter auf die Erde.

Er brüllte so stark in die Nacht hinaus, daß er zuweilen das Donnern des Terek übertönte. Am Morgen stärkte er sich mit Touristenwurst und Brot und lachte dämonisch über die unten vorbeisausenden Autos. Den Rest des Tages verbrachte er in Betrachtung der Berge und der Sonne. In der Nacht sah er die Königin Tamara. Die Königin

kam aus ihrem Schloß zu ihm geflogen und sagte kokett: „Wir sind nun Nachbarn."

„Mütterchen," sagte Vater Fedor gefühlvoll, „nicht aus Habsucht . . ."

„Ich weiß, ich weiß," bemerkte die Königin, „nur um den Willen deiner Frau zu erfüllen."

„Woher wissen Sie das?" wunderte sich Vater Fedor.

„Ich weiß es. Besuchen Sie mich, Nachbar. Wir werden Karten spielen. Ja?" Sie lachte und flog davon.

Am dritten Tag begann Vater Fedor den Vögeln zu predigen. Aus wer weiß welchem Grund riet er ihnen, zum lutherischen Glauben überzutreten. „Ihr Vögel," sprach er mit volltönender Stimme zu ihnen, „beichtet öffentlich eure Sünden."

Am vierten Tage wurde er unten bereits den Reisenden gezeigt.

„Rechts das Schloß der Königin Tamara," sagten die erfahrenen Führer, „und links steht ein lebendiger Mensch, man weiß nicht, wie er hingekommen ist und wovon er lebt."

„Ein wildes Volk!" staunten die Reisenden. „Kinder der Berge!"

Die Wolken zogen vorbei. Adler kreuzten über Vater Fedors Haupt. Der Kühnste unter ihnen stahl den Rest der Touristenwurst und fegte mit einem Flügelschlag das Stück Brot in den schäumenden Terek.

Vater Fedor drohte dem Adler mit dem Finger und lächelte schelmisch.

Nach zehn Tagen erschien aus Wladikawkas die Feuerwehr mit ihrem Wagen und den nötigen Behelfen und holte Vater Fedor von der Felsplatte herunter.

Während man sich um ihn bemühte, fuchtelte er ununterbrochen mit den Händen und sang mit schriller Stimme.

Man schaffte den lachenden Priester auf dem Feuerwehrwagen ins Irrenhaus.

„Was glauben Sie, Vorsitzender," fragte Ostap, als sie sich dem Dorfe Sioni näherten, „womit könnte man in dieser traurigen Gegend, die zweitausend Meter über dem Meeresspiegel liegt, Geld verdienen?"

Worobjew schwieg. Die einzige Art, auf welche er Geld zu verdienen imstande war, war Betteln, hier aber, in den Bergen, war niemand, bei dem er hätte betteln können.

Und doch wurde auch hier gebettelt — nur in einer ganz besonderen Art. An jeden vorbeifahrenden Autobus, an jedes Privatauto liefen Kinder heran und führten vor dem in Bewegung befindlichen Publikum einige Tanzschritte des kaukasischen Nationaltanzes Lezginka aus. Dann liefen sie dem Auto nach und schrien: „Gebt Geld her! Geld her!"

Die Reisenden warfen ihnen Kupfermünzen zu und dann ging es weiter, den Kreuzpaß hinauf.

„Eine heilige Sache", sagte Ostap. „Man braucht kein Betriebskapital, der Gewinn ist nicht groß, aber sehr zu schätzen."

Gegen zwei Uhr des zweiten Reisetages tanzte Worobjew unter der Aufsicht des großen Kombinators vor den

Vorbeifahrenden seinen ersten Tanz. Dieser Tanz war so etwas wie eine Mazurka, die Reisenden aber, benommen von der Schönheit des Kaukasus, glaubten, es sei die Lezginka und belohnten die Vorführung mit fünfzehn Kopeken. Vor dem nächsten Fahrzeug, das ein Autobus war, der von Tiflis nach Wladikawkas fuhr, tanzte und sprang der technische Direktor selbst. „Geld her! Geld her!“ schrie er bös.

Die belustigten Passagiere belohnten ihn reichlich für seine Sprünge. Ostap sammelte im Staub der Straße dreißig Kopeken. Da setzte aber plötzlich ein Steinhagel ein, verursacht von den Sioni-Kindern, die sich über die Konkurrenz ärgerten. Mit raschen Schritten flüchteten die Konzessionäre ins nächste Dorf, wo sie das verdiente Geld gegen Brot und Käse eintauschten.

Derart beschäftigt, verbrachten die Konzessionäre ihre Tage. Sie übernachteten in den Berghütten. Am vierten Tage stiegen sie die im Zickzack laufende Straße in das Kajschaurtal hinab. Hier strahlte heiße Sonne und die Knochen der Kompagnons, die noch von der Kälte auf dem Kreuzpaß steif waren, erwärmten sich rasch.

Jetzt wurde es den Konzessionären behaglich zumute und so schritten sie kräftiger aus.

Gegen Mittag kamen die Reisenden nach Mzchet, der antiken Hauptstadt von Grusien. Hier befreundeten sie sich mit einem Bauer, der sie auf seinem Wagen gegen elf Uhr abends nach Tiflis brachte, zu einer Stunde, da die

Kühle des Abends die nach einem schwülen Tag ermatteten Stadtbewohner auf die Straße lockt.

„Das Städtchen ist nicht schlecht", sagte Ostap, als sie auf die Straße Schota Rustawelli herauskamen. „Wissen Sie, Kissa . . ." Ohne den Satz zu beenden, stürzte Ostap plötzlich einem Bürger nach, holte ihn mit ein paar Sätzen ein und begann lebhaft auf ihn einzusprechen. Dann kehrte er rasch zurück und versetzte Worobjew mit dem Finger einen Stoß in die Seite.

„Wissen Sie, wer das ist?" flüsterte er hastig. „Das ist der Bürger Kisljarski, kommen Sie mit. Es ist paradox, aber ich kann mir nicht helfen, jetzt sind Sie wieder der Riese des Gedankens und Vater der russischen Demokratie. Vergessen Sie nicht, die Wangen aufzublasen! Teufel noch einmal, welch ein Zufall! Ein Glück! Wenn ich nicht fünfhundert Rubel aus ihm herausbekomme, können Sie mir ins Gesicht spucken! Und jetzt gehen wir! Gehen wir!"

Und tatsächlich stand, nicht weit von den Konzessionären, der vor Schrecken milchblaue Kisljarski da, in rohseidenem Anzug und Strohhut.

„Ich glaube, Sie kennen einander", sagte Ostap im Flüsterton. „Hier ist sie, die Persönlichkeit, die dem Zaren nahegestanden ist, hier steht er, der Riese des Gedankens und Vater der russischen Demokratie. Bitte, achten Sie nicht auf seinen Anzug — das hängt mit der Konspiration zusammen. Fahren wir sofort irgendwohin, es gibt Wichtiges zu besprechen."

Kisljarski war ganz niedergedrückt. Er ließ die schrecklichen Bekannten in einen eleganten Wagen einsteigen und brachte sie zum Berg Dawid. Sie fuhren mit der Drahtseilbahn in ein Restaurant auf dem Gipfel des Berges. Tiflis mit seinen tausend Lichtern blieb tief unter ihnen. Die Verschwörer stiegen direkt zu den Sternen empor.

Die Tische des Restaurants standen auf dem nackten Rasen. Das kaukasische Orchester vollführte eine eintönige Musik. Zwischen den Tischen konnte man ein kleines Mädchen sehen, das unter den Augen der beglückten Eltern spontan die Lezginka tanzte.

„Bestellen Sie etwas!" sagte Bender.

Der erfahrene Kisljarski bestellte und es wurde Wein, Gemüse und salziger grusinischer Käse serviert.

„Auch etwas zum Essen, wenn ich bitten darf", sagte Ostap. „Wenn Sie wüßten, mein teurer Herr Kisljarski, was ich und Herr Worobjew heute überstanden haben, würden Sie unseren Mut bewundern."

— Wieder — dachte Kisljarski — wieder beginnt meine Qual. Warum bin ich nicht in die Krim gefahren? —

Er bestellte aber ohne Widerspruch drei Portionen gebratenes Schöpsenfleisch und wandte Ostap ein dienstbereites Gesicht zu.

„Also," sagte Ostap, sah sich um und sprach dann mit leiserer Stimme, „in wenigen Worten. Wir werden bereits seit zwei Monaten bewacht und es ist sehr wahrscheinlich, daß wir morgen schon von Agenten der G.P.U.

in unserem Verschwörernest ausgehoben werden. Und wir werden wohl gezwungen sein, mit Waffengewalt vorzugehen."

Kisljarski erbleichte.

„Umso erfreuter sind wir," setzte Ostap fort, „in dieser beunruhigenden Situation einem verläßlichen Kämpfer fürs Vaterland zu begegnen."

„Hm ... ja!" stieß Worobjew stolz zwischen den Zähnen hervor, der hungrigen Glut gedenkend, mit der er, unweit von Sioni, die Lezginka getanzt hatte.

Er stopfte seinen Mund mit Käse und Gemüse voll. Dabei delektierte er sich am Aufstoßen, wodurch der Genuß des Weins verlängert wurde. Ostap warf ihm einen bösen Blick zu und ein grünes Zwiebelchen blieb in Worobjews Kehle stecken.

„Ja," flüsterte Ostap, „wir hoffen mit Ihrer Hilfe den Feind unschädlich zu machen. Ich werde Ihnen einen Parabellumrevolver übergeben."

„Ich brauche ihn nicht", sagte Kisljarski entschlossen.

Im nächsten Augenblick kam es heraus, daß es ihm nicht möglich sein werde, morgen an dem bevorstehenden Kampfe teilzunehmen. Es täte ihm sehr leid, er würde aber nicht kommen. Er kenne sich in militärischen Dingen nicht aus. Deshalb habe man ihn auch zum Vorsitzenden des Börsenrates gewählt. Er sei buchstäblich verzweifelt, persönlich nichts tun zu können, den Vater der russischen Demokratie nicht mit seinem Leben schützen zu können,

dabei halte er unbedingt an der Konstitution fest, aber wie gesagt —, dagegen sei er eventuell bereit, wenn es nötig wäre, finanzielle Hilfe zu leisten.

„Sie sind ein treuer Vaterlandsfreund!“ sagte Ostap feierlich und trank zu dem duftenden Schöpsenfleisch den süßen Kipiani-Wein. „Fünfhundert Rubel könnten den Riesen des Gedankens retten.“

„Sagen Sie,“ fragte Kisljarski mit weinerlicher Stimme, „könnten nicht auch zweihundert Rubel den Riesen des Gedankens retten?“

Ostap konnte sich nicht mehr zurückhalten, unter dem Tisch stieß er Worobjew entzückt mit dem Fuß.

„Ich glaube,“ sagte Worobjew, „daß Feilschen hier nicht am Platze ist.“

Er bekam gleich wieder einen Stoß in den Schenkel, was bedeuten sollte: — Bravo, Kissa, bravo, das ist Schule! —

Kisljarski hatte zum ersten Male die Stimme des Vaters der russischen Demokratie vernommen. Dieser Umstand machte ihn so paff, daß er Ostap ohne Zögern fünfhundert Rubel übergab. Dann bezahlte er die Zeche, ließ die Freunde allein am Tisch zurück, klagte über Kopfschmerzen und entfernte sich. Eine halbe Stunde später sandte er an seine Frau nach Stargorod ein Telegramm: Deinem Rate folgend fahre ich in die Krim —

Das Leben voll Entbehrungen, das Ostap die ganze Zeit über geführt hatte, verlangte eine Entschädigung.

So war es nur logisch, daß sich der große Kombinator noch an demselben Abend im Bergrestaurant derart betrank, daß er auf der Rückfahrt beinahe aus dem Wagen der Drahtseilbahn gefallen wäre. Am andern Tage wandelte sich sein langjähriger Traum in Wirklichkeit. Er kaufte sich einen wunderbaren grau gestreiften Anzug. Eigentlich war der Anzug für die Hitze viel zu schwer, trotzdem trug er ihn, ging herum und der Schweiß perlte ihm vom Gesicht. Für Worobjew wurde in einem Konfektionsgeschäft ein weißer Piquéanzug angeschafft, sowie eine Seemannsmütze mit dem goldenen Abzeichen irgend eines imaginären Jachtklubs. Worobjew glich in diesem Anzug einem Admiral der Handelsflotte. Seine Gestalt streckte sich, sein Gang wurde fest und sicher.

„Ach!" sagte Bender „Hohe Klasse! Wäre ich eine Frau, so würde ich einem so schönen Mann, wie Sie es sind, sicherlich acht Prozent Rabatt vom üblichen Preis gewähren."

„Genosse Bender", erinnerte ihn Worobjew. „Wie wird es mit dem Stuhl werden? Wir müssen in Erfahrung bringen, was mit dem Theater los ist!"

„Ho-ho!" erwiderte Ostap und tanzte dabei mit einem Stuhl in der Hand in dem großen, im maurischen Stil möblierten Zimmer des Hotels „Orient" herum. „Lehren Sie mich nicht leben, Kissa. Sonst werde ich böse. Ich habe Geld. Aber ich bin großmütig. Hier gebe ich Ihnen zwanzig Rubel und drei Tage Zeit, die Sie zum

Ausrauben der Stadt benützen können. Ich bin wie Suwarow . . . Rauben Sie die Stadt aus, Kissa! Amüsieren Sie sich!"

Die Freunde betranken sich eine ganze Woche lang.

„Habe die Ehre!" sagte Ostap am Morgen des achten Tages; ihm war zufällig die Zeitung „Das Licht des Orients" in die Hand gekommen. „Hören Sie zu, Sie Trunkenbold, was die gescheiten Menschen in den Zeitungen schreiben, hören Sie! — Theater-Chronik. Gestern, den 3. September, hat das Kolumbus-Theater sein Gastspiel in Tiflis beendet und sich sodann nach Jalta, in der Krim, begeben, wo es gastieren wird. Das Theater beabsichtigt bis zu Beginn der Moskauer Wintersaison in der Krim zu bleiben. —"

„Aha! Was habe ich Ihnen gesagt?" rief Worobjew.

„Was haben Sie mir gesagt?" sagte Ostap ärgerlich.

Im Grunde war er beschämt. Sein sträflicher Leichtsinn rächte sich. Die Chance, den Kurs der Brillantenjagd in Tiflis dem Ende zuzusteuern, war vorbei, man mußte nun wieder in die Krim fahren. Ostap nahm die Angelegenheit gleich praktisch in Angriff. Man nahm Fahrkarten nach Batum und bestellte zwei Plätze auf dem Dampfer „Pestel", der am 7. September um 23 Uhr Moskauer Zeit von Batum nach Odessa ging.

In Jalta kam man an einem windstillen, heißen, sonnigen Morgen an. Worobjew, von seiner Seekrankheit erholt, stand auf dem Vordersteven, neben der Signalglocke.

Die Freunde betraten als erste den heißen Kai. Beim Anblick der Konzessionäre löste sich aus der Menge der Wartenden und Neugierigen ein Bürger in rohseidenem Anzug los und suchte rasch im Gewühl des Hafens zu verschwinden. Es war aber schon zu spät. Der Jägerblick des großen Kombinators hatte den rohseidenen Bürger sofort erkannt.

„Warten Sie eine Weile, Worobjew", rief Ostap. Und er stürzte so rasch vorwärts, daß er den rohseidenen Mann mit wenigen Sätzen erreichte. Ostap kehrte bald mit hundert Rubeln zurück.

„Mehr gibt er nicht. Ich habe aber auch nicht darauf bestanden, da ihm ohnehin kaum noch Geld bleibt, um nach Hause zu kommen."

Und so war es auch. Kisljarski fuhr noch in derselben Stunde mit einem Auto nach Sebastopol und von dort mit der Bahn dritter Klasse nach Hause, nach Stargorod.

Den ganzen Tag verbrachten die Konzessionäre im Hotel. Sie saßen nackt auf dem Fußboden und liefen jeden Moment unter die Brause. Das Wasser aber floß lau, wie schlechter Tee. Vor der Hitze gab es keine Rettung. Es war, als ob ganz Jalta schmelzen und ins Meer fließen wollte.

Gegen acht Uhr abends verfluchten die Freunde alle Stühle der Welt, zogen leichte Schuhe an und gingen ins Theater.

Wieder gab man die „Heirat". Der von der Hitze er-

mattete. Stepan machte Handstand und fiel dabei fast um. Agafia Tichonowna lief auf dem Seil und hielt mit den von Schweiß ganz nassen Händen den Schirm mit der Aufschrift: „Ich will Podkolessin haben". Eigentlich wollte sie in diesem Augenblick, wie auch schon den ganzen Tag über nur das eine haben: Frisches Wasser mit Eis. Auch das Publikum war durstig. Daran mochte es liegen — oder vielleicht daran, daß der Anblick Stepans, der die heiße Eierspeise verschluckte, Widerwillen hervorrief, — kurz, die Vorstellung fand bei den Zuschauern wenig Anklang.

Die Konzessionäre waren befriedigt. Ihr Stuhl war da und stand neben drei neuen eleganten Rokokostühlen.

Die Freunde saßen versteckt in einer der Logen und warteten geduldig auf das Ende der Vorstellung, die sich ungemein in die Länge zog. Endlich war es so weit. Das Publikum entfernte sich und die Schauspieler liefen aufatmend hinaus. Außer den Mitgliedern des Brillantenunternehmens blieb niemand im Theater. Was lebendig war, lief auf die Straße, um sich in dem Regen, der niederzugehen begann, zu erfrischen.

„Folgen Sie mir, Kissa!" kommandierte Ostap. „Ertappt man uns, so sagen wir, daß wir Provinzler sind, die den Ausgang nicht finden können."

Sie begaben sich auf die Bühne und durchsuchten bei Zündholzlicht die ganze Bühne, wobei sie sich an der hydraulischen Presse tüchtig anstießen. Der große Kom-

binator lief sodann die Treppe hinauf, in die Requisitenkammer.

„Kommen Sie her!“ schrie er von oben.

Worobjew schwenkte die Arme und lief hinauf.

„Sehen Sie?“ fragte Ostap und zündete ein Streichhölzchen an.

Eine Ecke des Gambs-Stuhles war in der Dunkelheit zu sehen.

„Da ist er! Hier befindet sich unsere Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft! Zünden Sie Streichhölzchen an, Kissa, ich werde ihn untersuchen.“

Und Ostap kramte in der Tasche nach seinem Werkzeug.

„Nun,“ sagte er und streckte seine Hand nach dem Stuhl aus, „noch ein Streichhölzchen, Vorsitzender.“

Es wurde hell, aber merkwürdigerweise sprang der Stuhl von selbst zur Seite, der Boden spaltete sich, und der Stuhl fegte vor den Augen der staunenden Konzessionäre irgendwohin ins Leere.

„Mama!“ schrie Worobjew und wurde in demselben Moment, ganz gegen seinen Willen, gegen die Wand geschleudert.

Die Fensterscheiben fielen klirrend ins Freie hinaus und der Schirm mit der Aufschrift: „Ich will Podkolessin haben“ ward von einem Windstoß erfaßt und durch das Fenster ins Meer hinausgeschleudert. Ostap lag auf dem Boden und war mit Brettern und Kulissen bedeckt . . .

Es war zwölf Uhr vier Minuten nachts. Was hier

geschah, war der erste Stoß des großen Erdbebens in der Krim, im Jahre 1927. Es war jener Stoß, der der Halbinsel einen ungemessenen Schaden zufügte und den Schatz den Händen der Konzessionäre entriß.

„Genosse Bender! Was ist das?" schrie Worobjew entsetzt.

Ostap war außer sich. Ein Erdbeben stellte sich ihm in den Weg! Es war der erste Fall dieser Art in seiner an merkwürdigen Vorkommnissen wahrlich nicht armen Praxis.

„Was ist das?" brüllte Worobjew.

Man vernahm von der Straße her Geschrei, Klirren und Stampfen.

„Das bedeutet, daß wir so rasch als möglich auf die Straße flüchten müssen, bevor uns die Wände hier zermalmen. Rasch! Rasch! Geben Sie mir Ihre Hand, Sie Feigling!"

Und sie stürzten dem Ausgang zu. Zu ihrer Verwunderung lag der Gambsstuhl völlig unbeschädigt bei der Tür, die von der Bühne auf die Straße führte. Worobjew winselte wie ein Hund und packte den Stuhl mit beiden Händen. „Geben Sie die Zange her!" rief er Ostap zu.

„Sie sind ein verfluchter Idiot!" stöhnte Ostap „Gleich wird der Plafond einstürzen und Sie machen sich mit solchen Sachen verrückt! Rasch ins Freie!"

„Die Zange!" brüllte der schon halb wahnsinnige Worobjew.

„Der Teufel soll Sie holen! Sie können hier mit Ihrem Stuhl zugrunde gehen! Für mich aber hat mein Leben schon als Andenken einen gewissen Wert!“ Mit diesen Worten stürzte Ostap zur Tür. Worobjew schrie auf, packte den Stuhl und lief Ostap nach. Als sie sich in der Mitte der Straße befanden, wankte die Erde unter ihren Füßen, Ziegelsteine fielen vom Dach des Theaters herab, und auf der Stelle, die die Konzessionäre eben verlassen hatten, lagen die Trümmer der hydraulichen Presse.

„Nun, geben Sie jetzt den Stuhl her!“ sagte Ostap kaltblütig. „Ich sehe, Sie sind schon müde vom Tragen.“

„Ich gebe ihn nicht!“ winselte Worobjew.

„Was soll das heißen? Meuterei? Geben Sie den Stuhl her! Hören Sie?“

„Das ist mein Stuhl!“ brüllte Worobjew so gewaltig, daß er mit seiner Stimme das Stöhnen, Klirren, Krachen und Weinen ringsum übertönte.

„Wenn es so steht, da haben Sie Ihr Honorar, Sie alte Galosche!“ Und Ostap hieb Worobjew mit seiner bleischweren Hand in den Nacken.

In diesem Augenblick fuhr ein Feuerwehrwagen mit Fackeln durch die Gasse und bei seinem Licht sah Worobjew einen so schrecklichen Ausdruck auf Ostaps Gesicht, daß er sich sofort unterwarf und ihm den Stuhl übergab.

„Jetzt ist es gut,“ sagte Ostap und atmete erleichtert

auf, „der Aufstand ist unterdrückt. Nehmen Sie den Stuhl und tragen Sie ihn mir nach. Sie sind für ihn verantwortlich. Verstehen Sie?“

„Jawohl!“

Die ganze Nacht hindurch irrten die Konzessionäre inmitten der entsetzten Menschenmenge umher, wie alle andern trauten sie sich nicht, in die verlassenen Häuser einzutreten und erwarteten neue Erdstöße.

Gegen Morgen fand Ostap ein Plätzchen, in dessen Nähe keine Mauern waren, die sie hätten bedrohen, und keine Menschen waren, die sie hätten stören können, und so machten sie sich daran, den Stuhl zu untersuchen.

Das Resultat war für die beiden Konzessionäre erschütternd. Im Stuhl war nichts zu finden. Für Worobjew waren die Aufregungen der letzten Nacht zu viel gewesen, er hielt es nicht aus. Er fiel wie ein Tier auf Hände und Füße nieder, wandte sein müdes Gesicht der trüben roten Sonne zu und heulte. Als der große Kombinator dies sah, verließen ihn die Sinne, er fiel in Ohnmacht. Als er wieder zu sich kam, sah er Worobjews mit lila Borsten bedecktes Kinn neben sich. Auch er war bewußtlos.

„Schließlich und endlich“, sagte Ostap mit der Stimme eines vom Typhus Genesenden, „sind von hundert Chancen immer noch hundert geblieben. Der letzte Stuhl“ — bei diesen Worten kam Worobjew zu sich — „ist im Warendepot des Oktoberbahnhofs verschwunden, aber schließ-

lich hat ihn doch nicht die Erde verschluckt. Was kann uns passieren? Die Sitzung dauert weiter!"

Irgendwo fiel mit Gepolter eine Mauer in Trümmer. Eine Dampfsirene schrie in langgezogenen Tönen.

Eine Frau mit aufgelöstem Haar, im Unterrock, lief durch die Straße . . .

Der Schatz

An einem regnerischen Oktobertag arbeitete Worobjew in Iwanopulos Zimmer, ohne Rock, nur in der sternenbesäten Weste. Er arbeitete auf dem Fensterbrett, da es hier noch immer keinen Tisch gab. Der große Kombinator hatte einen großen künstlerischen Auftrag bekommen. Anfertigung von Andreßtäfelchen für das Wohnungsamt. Die Ausführung der Täfelchen nach den Schablonen hatte Ostap Worobjew übergeben. Er selbst irrte schon fast einen ganzen Monat lang, seit der Ankunft in Moskau, im Rayon des Oktoberbahnhofs herum und suchte leidenschaftlich die Spur des letzten Stuhles, der zweifellos die Brillanten der Frau Pjetuchowa enthielt.

Ostap, der täglich mit Worobjew zusammenkam, bemerkte keinerlei Veränderung an ihm. Und doch war Worobjews Wesen sehr verändert. Wenn er heute in seinem heimatlichen Amt erschienen wäre, hätte man ihn für einen armseligen Bittsteller gehalten und seinen Gruß nachlässig erwidert. Worobjews Gang war nicht derselbe wie früher, der Ausdruck seiner Augen erschien verwildert und der Schnurrbart wuchs nicht mehr parallel mit der Erdfläche, er sträubte sich wie bei einem alten Kater kerzengerade in die Höhe.

Auch innerlich war Worobjew verändert. In seinem Charakter zeigten sich kleine Züge der Entschlossenheit und Grausamkeit, die ihm früher durchaus nicht eigen gewesen waren. Drei Geschehnisse hatten in ihm allmählich diese neuen Gefühle gezüchtet. Die wunderbare Rettung aus den Fäusten der Schachamateure, das erste Auftreten als Bettler im Pjatigorsker Blumengarten und das Erdbeben, nach dem Worobjew etwas wirr im Kopf geworden war und seinen Kompagnon im geheimen haßte.

In der letzten Zeit hatte sich Worobjews ein schwerer Verdacht bemächtigt. Er fürchtete, Ostap würde den letzten Stuhl selbst öffnen, den Schatz an sich nehmen, Worobjew seinem Schicksal überlassen und verschwinden. Er fürchtete, seinen Verdacht auszusprechen — er kannte Ostaps schwere Hand und seinen unbeugsamen Charakter. Von Tag zu Tag deutlicher setzte sich in ihm die Vorstellung fest, Ostap würde nicht mehr zurückkommen und er, der gewesene Vorsitzende des Gubernial-Adels, müsse hinter einem nassen Moskauer Zaun Hungers sterben.

Ostap aber kam jeden Abend zurück, obwohl er keine fröhlichen Nachrichten zu überbringen hatte. Seine Energie und sein Humor waren unerschöpflich, die Hoffnung verließ ihn keinen Moment lang.

Nun hörte man ein Stampfen von Füßen im Korridor, jemand stieß gegen den Panzerschrank und die leichte Holztür tat sich auf wie ein Blatt Papier, das der Wind

umdreht. Der große Kombinator stand auf der Schwelle. Er war ganz durchnäßt, die Wangen rot wie Äpfel. Er atmete schwer.

„Ippolit Matweewitsch!“ schrie er. „Hören Sie zu, Ippolit Matweewitsch!“

Worobjew staunte. Nie noch hatte ihn der technische Direktor bei seinem Tauf- und Vaternamen gerufen. Und plötzlich verstand er.

„Ist er da?“ sagte er aufatmend.

„Jawohl! Ach Kissa, der Teufel soll Sie in Stücke reißen!!!“

„Schreien Sie nicht, man hört ja alles!“

„Es ist wahr, fremde Leute könnten es hören“, flüsterte Ostap rasch. „Er ist da, Kissa, und wenn Sie wollen, kann er sofort vorgeführt werden. Er befindet sich im Klub der Eisenbahner ... in dem neuen Klubhaus ... Gestern war die Eröffnung ... Wie ich ihn gefunden habe? Kleinigkeit! Eine außergewöhnlich schwierige Sache! Eine genial bis zum Ende durchgeführte Kombination! Ein klassisches Abenteuer! ... Mit einem Wort, hohe Klasse!“

Ohne zu warten, bis Worobjew den Rock angezogen hatte, lief Ostap auf den Korridor hinaus. Worobjew holte ihn auf der Treppe ein. Beide stellten aufgeregt Fragen aneinander und durcheilten die regennassen Straßen bis zum Kalantschewski-Platz. Es fiel ihnen nicht einmal ein, daß sie in die Elektrische hätten steigen können.

„Sie sind angezogen wie ein Schuster!“ plapperte

Ostap freudig. „Wer geht so herum, Kissa? Sie brauchen gestärkte Wäsche, seidene Socken und unbedingt einen Zylinder. Es ist etwas Edles in Ihrem Gesicht! Sagen Sie, waren Sie wirklich Vorsitzender des Gubernial-Adels? . . ."

Ostap geriet in einen seltsamen Wirbel von Übermut wie nie zuvor. Aus Freude darüber, daß sich der Schatz vielleicht noch heute nachts in ihren Händen befinden werde, hatte er sich die Erlaubnis erteilt, sich dumm und kindisch zu benehmen. Er stieß Worobjew, stellte sich den vorbeigehenden jungen Mädchen in den Weg und versprach ihnen goldene Berge.

Ostap schleppte Worobjew in einen Korridor und zeigte dem Vorsitzenden den Stuhl, der im Schachzimmer des Klubs der Bahnbeamten stand und ganz gewöhnlich aussah, wie jeder andere Gambsstuhl, obwohl er ungeheure Schätze in sich barg. Niemand war da. Ostap näherte sich dem noch nicht winterlich mit Papier verklebten Fenster und schob beide Riegel von den Fensterrahmen zurück.

„Durch dieses Fensterchen", sagte er, „werden wir heute nacht leicht und einfach zu jeder beliebigen Stunde in den Klub gelangen können. Kissa, merken Sie sich, das dritte Fenster vom Haupteingang. Doch jetzt wollen wir gehen, mein Alter. Wir müssen Bier trinken und uns vor dem nächtlichen Besuch ausruhen. Wird Sie der Genuß von ordinärem Bier nicht zu sehr chokieren, Vorsitzender?

Tut nichts! Morgen können Sie Champagner in unbegrenzten Mengen trinken."

Als Bender aus dem Bierlokal auf den Siwzow-Wraschek schritt, wurde er ganz lustig und sprach zärtlich zu ihm: „Kissa, Sie sind ein außerordentlich sympathisches altes Männchen, ich werde Ihnen aber doch nicht mehr als zehn Prozent geben. Bei Gott nicht. Wozu brauchen Sie so viel Geld?"

„Was heißt ‚wozu'? Was heißt das?" regte sich Worobjew auf.

Ostap lachte aus reinem Herzen und drückte seine Wange an den nassen Ärmel seines Geschäftsfreundes.

„Was werden Sie kaufen, Kissa? Was denn? Sie haben doch keine Phantasie. Bei Gott, fünfzehntausend werden Ihnen vollständig genügen . . . Sie werden ohnehin bald sterben, Sie sind doch schon alt. Sie brauchen überhaupt kein Geld . . . Wissen Sie, Kissa, ich glaube, ich werde Ihnen überhaupt nichts geben. Wozu einen Menschen verwöhnen! Ich werde Sie, Kissalja, als Sekretär zu mir nehmen. Ha? Vierzig Rubel monatlich und Verpflegung. Vier freie Tage im Monat. Ha? Wie gefällt Ihnen dieses Angebot?"

Worobjew riß seinen Arm von Ostap los und ging rasch voran. Diese Scherze versetzten ihn in Wut.

Ostap holte Worobjew beim Eingang in das rosa Häuschen ein.

„Sind Sie wirklich beleidigt?" fragte Ostap. „Ich

habe doch nur Spaß gemacht. Sie werden Ihre drei Prozent bekommen. Bei Gott, die drei Prozent werden Ihnen genügen, Kissa."

Worobjew trat düster in das Zimmer.

„Nun, Kissa?" scherzte Ostap. „Seien Sie doch mit drei Prozent einverstanden! Topp, es sei, stimmen Sie zu. Ein anderer wäre ganz einverstanden. Sie brauchen kein Zimmer zu mieten, da Iwanopulo für ein ganzes Jahr nach Twer gefahren ist. Oder Sie können auch die Stelle eines Kammerdieners bei mir haben ... Eine angenehme Stelle."

Als er einsah, daß man Worobjew nicht aufheitern konnte, gähnte er lieblich, streckte sich bis zum Plafond, sog seine breite Brust mit Luft voll und sagte: „Nun, mein Freund, halten Sie Ihre Taschen bereit. Wenn der Morgen dämmert, werden wir uns in den Klub begeben. Das ist die beste Zeit. Die Wächter schlafen und träumen süß, wofür sie dann oft entlassen werden. Bis dahin, mein Teurer, rate ich Ihnen, sich auszuruhen."

Ostap legte sich auf die drei Stühle, die aus verschiedenen Stadtteilen Moskaus stammten, und sagte noch vor dem Einschlafen: „Oder als Kammerdiener! ... Anständige Gage ... Verpflegung ... Trinkgelder ... Nun, nun, ich habe nur Spaß gemacht ... Die Sitzung dauert weiter! Das Eis ist in Bewegung, meine Herren Geschworenen!"

Das waren die letzten Worte des großen Kombinators.

Er schlief einen tiefen, erfrischenden, sorg- und traumlosen Schlaf.

Worobjew ging auf die Straße hinaus. Er war von Verzweiflung und Haß erfüllt.

Der Mond beleuchtete die Wolken. Das nasse Gartengitter glänzte wie Fett. Die staubigen regennassen Gaslaternen flackerten unruhig. Aus dem Bierlokal „Der Adler" wurde ein Betrunkener hinausbefördert. Der Trunkene gröhlte laut. Worobjew schnitt eine Grimasse und ging mit festen Schritten ins Haus zurück. Er hatte nur den einen Wunsch, allem so rasch als möglich ein Ende zu machen.

Er trat ins Zimmer, sah den schlafenden Ostap bös an, wischte seinen Zwicker ab und nahm das Rasiermesser vom Fensterbrett. Er steckte das Messer zu sich, ging noch einmal an Ostap vorbei, ohne ihn anzusehen, seinen Atem aber hörte er und ging in den Gang hinaus. Hier war alles still. Alle schliefen. Worobjew schritt bis zur Treppe und horchte angespannt nach unten. Niemand war auf der Treppe. Der Vorsitzende schlich leise wie eine Katze ins Zimmer zurück, nahm aus Ostaps Rock, der auf dem Stuhl hing, zwanzig Rubel und die Zange heraus, setzte seine schmutzige Admiralsmütze auf und lauschte wieder. Ostap schlief ruhig, regungslos. Sein starker Arm hing bis zum Boden hinunter. Worobjew fühlte die Adern in seinen Schläfen pochen, er zog ohne Eile seinen rechten Ärmel über den Ellbogen hinauf,

wickelte ein Handtuch um den bloßen Arm, nahm das Rasiermesser heraus, maß mit den Augen die Entfernungen im Zimmer und drehte das Licht aus. Das Licht erlosch, im Zimmer aber schwebte noch der Schein der Straßenlaterne, bläulich wie die Beleuchtung in einem Aquarium.

„Umso besser", flüsterte Worobjew.

Er näherte sich dem Kopfende von Ostaps Lager, hielt die Hand mit dem Rasiermesser weit weg von sich und stieß mit seiner ganzen Kraft die ganze Klinge der Länge nach mit einem Ruck in Ostaps Kehle. Dann riß er das Rasiermesser sofort wieder heraus und sprang gegen die Wand.

Der große Kombinator gab einen ähnlichen Laut von sich wie die Abflußöffnung einer Wasserleitungsmuschel, wenn sie die Reste des Wassers einsaugt. Es war Worobjew geglückt, sich nicht mit Blut zu bespritzen. Er schlich an der Wand entlang zu der blauen Tür und sah sich eine Sekunde lang nach Ostap um. Der Körper schoß zweimal nach oben und fiel dann gegen die Stuhllehnen. Das Straßenlicht schwamm über der schwarzen Pfütze auf dem Fußboden.

— Was ist das für eine Pfütze? — dachte Worobjew — Ja, ja, Blut . . . Genosse Bender ist gestorben. —

Worobjew nahm das Handtuch vom Arm ab, es war leicht mit Blut beschmutzt, warf es weg und legte das

Rasiermesser behutsam auf den Fußboden. Dann ging er hinaus und schloß die Türe hinter sich.

So war der große Kombinator dahingegangen, an der Schwelle des Glücks, das er sich erträumt hatte.

Worobjew kam auf die Straße hinunter und wandte sich gegen den Kalantschewski-Platz, dabei murmelte er wie im Krampf: „Nicht drei Prozent — alle Brillanten, alle, alle."

Worobjew blieb beim dritten Fenster vom Haupteingang des Klubhauses der Eisenbahner stehen. Er kroch geschickt auf das Gesimse hinauf, öffnete das Fenster und sprang geräuschlos in den Gang.

Dann fand er leicht den Weg in die Klubräume, die vom grauen Licht der Morgendämmerung beleuchtet waren. Er drang in das Schachzimmer, streifte leicht mit dem Kopf das an der Wand hängende Bild Emanuel Laskers und näherte sich dem Stuhl. Er beeilte sich nicht. Das wäre zwecklos gewesen. Niemand verfolgte ihn. Der Weltmeister Ostap Bender schlief im rosa Häuschen auf dem Siwzow Wraschek seinen ewigen Schlaf.

Worobjew kauerte sich auf den Fußboden, stemmte den Stuhl zwischen seine sehnigen Beine und begann mit der Kaltblütigkeit eines Zahnarztes die kleinen kupfernen Nägel herauszureißen, ohne einen einzigen auszulassen. Seine Arbeit war mit dem zweiundsechzigsten Nagel beendet. Der englische Zitz und die Matten lagen frei auf dem Gestell des Stuhles. Man brauchte sie nur auf-

zuheben, um die großen und kleinen Etuis und Kästchen, mit Schmucksachen gefüllt, vor sich zu sehen.

— Und dann gleich ins Auto — dachte Worobjew, der die Lebensweisheit in der Schule des großen Kombinators gelernt hatte — zur Bahn und dann sofort zur polnischen Grenze. Gegen Erlag von ein paar Steinchen wird man mich ins Ausland lassen und dort . . .

Und in dem Wunsche, so rasch als möglich zu sehen, was „dort" eigentlich los war, riß Worobjew den Zitz und die Matten vom Stuhle herunter.

Seinen Augen bot sich der Anblick von Sprungfedern, wunderbaren englischen Sprungfedern, und einer Füllung, einer ganz besonderen Füllung, Vorkriegsqualität, wie sie heute nicht mehr zu finden ist. Sonst aber gab es nichts zu sehen.

Worobjew wühlte mit den Fingern mechanisch in der Füllung und saß eine geschlagene halbe Stunde da, ohne den Stuhl aus seinen wankenden Beinen loszulassen, und wiederholte nur stumpf vor sich hin: „Warum ist denn nichts hier? Das kann nicht sein! Das kann nicht sein!"

Es war schon beinahe ganz hell, als Worobjew alles, wie es war, liegen ließ, seine Zange und die Mütze mit dem goldenen Wappen des imaginären Jacht-Klubs vergaß und, ohne von jemandem bemerkt zu werden, schwer und müde durch das Fenster auf die Straße kroch.

„Das kann nicht sein!" wiederholte er, als er sich schon im nächsten Stadtviertel befand. „Das kann nicht sein!"

Er ging wieder zum Klubhaus zurück und begann unter dem Fenster auf und ab zu spazieren, dabei bewegte er die Lippen. „Das kann nicht sein!" „Das kann nicht sein!" „Das kann nicht sein!"

Manchmal schrie er auf und griff sich an den vom Morgennebel feuchten Kopf.

Während ihm alle Nachtereignisse durch den Kopf gingen, schüttelte er die grauen Haare.

Die Aufregung mit dem letzten Sessel war ein zu starker Chok gewesen. Binnen fünf Minuten zum Greis geworden — das ergab sich als Resultat.

„Hier treiben sich allerlei Individuen herum", hörte Worobjew eine Stimme an seinem Ohr.

Er sah einen Wächter neben sich, der sehr alt und anscheinend sehr gutmütig war.

„Immer gehen hier Leute herum", sagte der alte Mann, der der nächtlichen Einsamkeit schon überdrüssig war, redselig. „Und Sie, Genosse, interessieren sich wohl auch für die Sache. Es ist auch kein Wunder. Man kann sagen, daß unser neues Klubhaus schon etwas ganz Besonderes ist."

Worobjew sah den rotbackigen Alten mit einem Leidensblick an.

„Ja," sagte der Alte „dieser Klub ist etwas Außerordentliches. Es gibt nicht so bald etwas in dieser Art."

„Was ist da so Ungewöhnliches dabei?" fragte Worobjew, seine Gedanken sammelnd.

Der alte Mann sah Worobjew freudig an. Anscheinend hatte er ein besonderes Gefallen an der seltsamen Geschichte dieses Klubhauses und es machte ihm ein besonderes Vergnügen, sie immer wieder zu erzählen.

„Nun," begann der Alte, „ich bin hier bereits seit zehn Jahren Wächter und habe einen solchen Fall noch nicht erlebt. Höre zu, mein Männlein. Hier hat es früher schon ein Klubhaus gegeben und ich habe es bewacht. Es war ein schlechtes Klubhaus. Man heizte in einemfort und konnte es nicht warm kriegen. Und der Genosse Krasilnow fragte mich: ‚Wozu brauchst du so viel Holz zum Heizen?' Und ich habe das Holz doch nicht gegessen. Der Genosse Krasilnow quälte sich mit diesem Klub ab, hier war es feucht, dort war es kalt, für die Musiksektion gab es keinen Platz und im Theater zu spielen, das war eine Strafe, die Herren Schauspieler erfroren beinah. Fünf Jahre lang hat man um Kredit für ein neues Klubhaus gebeten und bekam keinen, ich weiß nicht warum. Es war im Frühjahr, da kaufte der Genosse Krasilnow einen neuen Stuhl für die Bühne, einen guten gepolsterten Stuhl . . ."

Worobjew lehnte sich mit seinem ganzen Körper gegen den Wächter und hörte zu.

Er war halb ohnmächtig. Und der alte Mann lachte freudig und erzählte, wie er einmal auf diesen Stuhl gestiegen sei, um eine elektrische Birne einzuschrauben, und wie er dabei hinunterrutschte.

„Ich rutschte hinunter und der Überzug riß entzwei.

Und da sehe ich, daß aus dem Überzug Steinchen herausfallen, weiße Glasperlen, auf einen Faden gereiht."

„Glasperlen", sagte Worobjew.

„Glasperlen," jauchzte der alte Mann entzückt, „ich schaute in die Polsterung hinein und entdeckte da allerlei Schächtelchen. Ich habe diese Schächtelchen nicht angerührt, sondern ging direkt zum Genossen Krasilnow und meldete ihm alles. Genau so habe ich es auch später der Kommission gemeldet: Ich habe dieses Schächtelchen nicht angerührt. Und paß auf, mein Männlein, daran habe ich sehr gut getan, denn man hat in den Schächtelchen Schmucksachen gefunden, die die Bougeoisie dort versteckt hat."

„Und wo sind denn diese Schmucksachen, wo?" rief der Vorsitzende.

„Wo, wo," äffte der Alte nach, „dazu muß man Verstand haben, mein Männlein. Hier sind sie!"

„Wo? Wo?"

„Hier sind sie!" rief der rotwangige Wächter und freute sich über die Wirkung seiner effektvollen Erzählung. „Da sind sie! Putze deine Augengläser! Man hat die Brillanten verkauft und für das Geld das Klubhaus gebaut, mein Männlein! Siehst du! Da ist er, der Klub! Dampfheizung, Schach, Buffet, Theater, man läßt niemanden mit Galoschen an den Füßen hinein! . ."

Worobjew wurde es eisig kalt, und ohne sich von der Stelle zu rühren, besah er den massiven Bau.

Also dies hier war der Schatz der Frau Pjetuchowa!

Hier waren sie, die ganzen hundertfünfzigtausend Rubel null null Kopeken, wie der getötete Ostap-Soliman-Berta-Maria Bender zu sagen pflegte.

Hier war der Schatz, er existierte, hatte sogar ein weit größeres Volumen erlangt. Man konnte ihn mit den Händen anfassen, aber wegtragen konnte man ihn nicht. Er diente jetzt irgendwelchen anderen Menschen.

Worobjew berührte mit den Händen die Granitmauern. Die Kälte des Steines ging in sein Herz über. Und er schrie auf. Sein Schrei — der wahnsinnige, leidenschaftlich wilde Schrei eines zu Tod getroffenen Wolfes — flog auf, in die Mitte des Platzes, unter die Brücke, wurde von den Tönen der erwachenden Großstadt übertäubt und erlosch . . .

Ein wunderbarer Herbstmorgen schwang sich über die nassen Hausdächer in die Straßen von Moskau hinab. Und die Stadt trat ihren Vormarsch an — heute wie alle Tage.

UNIVERSITÄTS-
GRAZ
BIBLIOTHEK
ADMINISTRATIVE
BIBLIOTHEK
BUNDESKANZLERAMT
Ausgeschieden

Inhalt

Bestattungsbüro „Willkommen" 7
Der Tod der Madame Pjetuchowa 18
In die Ferne 26
Die große Kombination 30
Brillantenrausch 41
Wirkung des „Titanik" 48
Der Dieb 53
Wo sind Ihre Locken geblieben? 64
Papagei, Schlosser und Kartenaufschlägerin 71
Eine wunderbare Frau — der Traum des Poeten . . . 81
Bund des Schwertes und des Pfluges 88
Das Haus des Mönches Berthold Schwarz 103
Im Museum 108
Eine bewegte Nacht 117
Die Exekution 132
Elly, die Menschenfresserin 150
Aweßalom Wladimirowitsch Iznurenkow 163
Ein Gespräch mit dem nackten Ingenieur 178
Zwei Besuche 190
Das Hühnchen und das Hähnchen auf dem weiten Ozean . 200
Das Kolumbus-Theater 210
Eine wunderbare Nacht auf der Wolga 227
Die Ziehung 238
Die Vertreibung aus dem Paradies 249
Ein interplanetarer Schachkongreß 257
Die Reise 281
Eine Aussicht auf den Malachitmond 287
Das grüne Kap 299
Der traurige Dämon 311
Das Erdbeben 322
Der Schatz 337

books2ebooks.eu

www.books2ebooks.eu

books2ebooks.eu

UNIVERSITÄT GRAZ
UNIVERSITY OF GRAZ
Universitätsbibliothek